

Wolfram Dufner
Frühe Wegweisungen
Chronik einer
alemannischen
Jugend 1926-1950

IM VERLAG DES SÜDKURIER

Wolfram Dufner wurde 1926 in Konstanz geboren und wuchs am Bodensee und im Schwarzwald auf. Nach dem Krieg studierte er in Zürich, Bern, Cambridge und Freiburg i. Br. Rechts- und Wirtschaftswissenschaften und promovierte zum Dr. rer. pol. 1952 trat er in den Auswärtigen Dienst der noch jungen Bundesrepublik Deutschland ein und war in der Schweiz, in Finnland, Kanada, Schweden, in der Türkei und als Botschafter in Sambia tätig. Seit 1980 vertritt er die Bundesrepublik Deutschland in Singapur. Zu den früheren Veröffentlichungen zählen »Schwedische Porträts«, »Geschichte Schwedens«, Reisebilder aus der Türkei und Beiträge zur Entwicklungspolitik.



ISBN 3 87799 030 4

© SÜDKURIER GMBH KONSTANZ 1982

GESAMTHERSTELLUNG:

DRUCKEREI UND VERLAGSANSTALT KONSTANZ GMBH

KONSTANZ AM FISCHMARKT

EINBANDENTWURF: THEODOR WENGER

[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Meinen Eltern

Die Flügel, die er vor mir aufschlägt wie ein Bilderbuch, sind samtbraun getönt und von gelben Binden eingerahmt. Auf ihrem Grunde funkelt ein magisches Violett. Wie Widerschein alter Miniaturen und Kirchenfenster.

Ich denke oft an den Trauermantel. Er ist ein Freund des Hochwaldes, der bemoosten Bäche, der korallroten Brombeerschläge in den Tälern des Schwarzwalds. Als Quintaner besass ich einen Glaskasten voll von diesen Waldbewohnern: Perlmutterfalter, Admiral und Pfauenauge, auch den seltenen Apollofalter. Aber der Trauermantel fehlte. Ich bewunderte ihn mit dem Herzklopfen des jungen Jägers, wenn ich ihn am Bachgrund jagte und endlich im Netz hatte. Und liess ihn wieder in die Sommerluft aufsteigen. Das Insekt im Kasten zu behalten, davon hielt mich sein Name ab, dem das Geheimnis des dunklen Tannichts innewohnt.

Dieser «Sommervogel», wie die Schweizer sagen, gehört in das Bilderbuch meiner Jugend im Gutachtal, wenn ich an heissen Julitagen meinen Vater in den Wald begleitete zum Heidelbeerpflücken. Dort, «in de Heiber», war es still wie im Konstanzer Münster nach der Abendmesse.

Nur der Pfiff der Dampflokomotive hallte in den Tobeln. Der Lokführer zog die Pfeife länger, wenn er seinen Zug bergauf in einen Tunnel tauchen liess, und kurz, wenn das Dampfross, wie von Arbeitsmühen heimkehrend, flinker dem Rheintal zustrebte. Meine kleine Umwelt – ich empfand sie als gut und schützend in den behüteten frühen Jahren der Kindheit. Sie lag eingebettet in schöne Landschaften mit alten Kirchen, Weinbergen, Waldbergen, und die Kurkapelle spielte Operetten-Potpourris.

Zehn Jahre meiner Jugend im südlichsten – und ich meine freundlichsten-Winkel Deutschlands hatte mich der Wald auf beiden Seiten der Schwarzwaldbahn eingefangen. Bis in unserer Geschichte die totale Jagd auf den Menschen einsetzte. Als die Sommersaison 1939 plötzlich in den Krieg

hineinrutschte, fand ich die ständige Marschmusik aus den Lautsprechern aufregend und passend zu dem, was der gigantische Taktstock in Berlin, jenseits meiner Berge, dirigierte, das «Grossdeutsche Reich». Ich war 17, als Hitler mich zu den Waffen rief.

Was für eine Geschichte ist es denn, die ich zu berichten habe? Es ist die Geschichte meiner Jugend in einer Zeit, die man damals eine «historische Epoche im Buch der deutschen Geschichte» nannte. Wucht und Ende jener fanatischen Monumentalität machen sich bis auf den heutigen Tag geltend. Die Menschheit in Ost und West ruft Hitler ins Gedächtnis, wenn sie das Böse an sich meint. Die Geschichtsbücher der Welt werden noch lange von ihm reden. Ich war sieben Jahre alt, als der schier endlose Fackelzug durch das Brandenburger Tor marschierte und das grosse Unheil begann.

In steifer Sütterlinschrift habe ich früh angefangen aufzuschreiben, was den Bubentag und das Bubenherz bewegte. Die Bilder, so notiert in meinem Jungen-Tagebuch, das Weihnachten 1938 auf dem Gabentisch lag, sind nichts weiter als Intermezzi aus der Alltagswelt alemannischer Kleinstädte. Die Geschichtsschreibung nimmt von diesen Tagläufen ebenso wenig Notiz wie von gleichartigen Erlebnissen vieler anderer junger Menschen in Deutschland.

Aber verlangt nicht der grosse Historiker Leopold von Ranke, man müsse jede geschichtliche Epoche nicht nur nach dem beurteilen, was aus ihr hervorgehe, sondern auch in ihrer Existenz selbst, nach ihrem eigenen Tatsachenablauf? In jedem Jugenderleben spiegelt sich das Schicksal einer Generation und einer Zeit. Beim Wiederlesen erscheinen mir meine Tagebuchnotizen heute wie ein privater Kommentar zur deutschen Geschichte, denn Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit gehören bereits der Geschichte an. Sicher, ich lebte nicht in der Reichshauptstadt und nicht in München, der «Hauptstadt der Bewegung» der NSDAP. Das, was ich registrierte, spielte sich meist in der Provinz und in engem Rahmen ab. Ich war kein Musterschüler und auch kein schwarzes Schaf. Die Merkmale meines ersten Vierteljahrhunderts lauten: Elternhaus, Kleinstadt im Hochwald, Ringen nach Luft im Kollektiv, Wanderjahre in der Schweiz und in England. Natürlich ist es leichter, die Tatsachen einer fernen Zeit wiederzugeben als ihre Atmosphäre. Vielleicht aber zeigen die kleinen Episoden dennoch einen Hauch vom grossen Atem.

Krieg und Politik haben meiner Familie nicht sonderlich zugesetzt. Wir

hatten Angst und Hunger wie alle Menschen, wurden aber nicht vertrieben von Haus und Land. Ich war kein Held in Uniform und habe nicht die Taten der Siegesmeldungen mitgefochten, die der Wehrmachtsbericht mitteilte. Was ich in meinem Tagebuch aufgehoben habe, ist ein chronologischer Faden: Er zeugt allenfalls von der Ungeduld des jugendlichen Fragers nach dem Wieso und Warum.

Gerade wegen ihres eher nüchternen Anspruchs erscheint mir diese private Spurensicherung aus der Jugend vor 1950 wert, als Zeugnis aufbewahrt zu werden.

II

1926-1931

In meinem Geburtsjahr 1926 wurde an Aristide Briand und an Gustav Stresemann der Friedensnobelpreis verliehen. Deutschland wurde in den Völkerbund aufgenommen. Im Laufe der Jahre von Weimar bekam unser Beitrag in einem guten Sinne Gewicht. Bis Hitler dann den Austritt erklärte.

Im Jahr meiner Geburt wurde auch die Hitlerjugend (HJ) gegründet. «*Volk ohne Raum*», der zum Schlagwort gewordene Roman von Hans Grimm erschien und gab der nachfolgenden Zwangsherrschaft das Stichwort für den nächsten Weltkrieg.

Niemand ahnte, dass dies Felder waren, aus denen heraus Unheil wachsen sollte. Es war auch ein Jahr, in dem das Land Atem schöpfen konnte nach Krieg und Versailles. Die Paare tanzten den aus der Neuen Welt herübergewehten Slowfox und verschlangen die magische Phantastik in Franz Kafkas «*Schloss*» und Hermann Hesses «*Steppenwolf*». Oskar Kokoschka, der Künstler der zivilisierten Magie, mit dem mich 40 Jahre später eine enge Freundschaft verbinden sollte, schuf die «Terrasse in Richmond», ein gewaltiges Raumbild des deutschen Expressionismus.

Das Haus «Zum Gansbühl» in Konstanz, in dem ich geboren wurde, steht festgefügt in der Konradigasse. Noch heute wie damals im Mittelalter, als die Stadt ein Zentralpunkt der Welt gewesen war. Schlicht und ein wenig bucklig, wie alle Bauten im Gassengewirr der Niederburg. Als König Sigismund an meinem Geburtshaus vorbeigeritten kam, zum gewaltigsten Konzil des Abendlandes, war es schon mehr als 100 Jahre alt. Wer weiss, würde die Schaufel im Keller tiefer greifen, könnte sich erweisen, dass mein erstes Domizil auf römischen Grundmauern steht.

Nur um einige Winkel und Weinstuben weiter liegt das Münster, auf dem Altstadthügel, wo das römische Kastell über den See schaute. Con-

stantius, der Vater des grossen Konstantin, soll dort beim Kampf gegen die aufmuckenden Alemannen sein Leben verloren haben. Auf den römischen Grundmauern bauten die ottonischen Konstanzer ihre Basilika. Über 1'000 Jahre war sie die Kathedrale des grössten und eine Zeitlang bedeutendsten Bistums im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Ihr Geläute hat meine Kindheit begleitet. Die Uhr im graugrünen Sandsteinturm sang ihr drittes Mittagslied, als ich auf die Welt kam, der vom Vater eilig herbeigeholte Regimentsarzt stand der Mutter bei. Nur wenige Schritte führen von meinem Geburtshaus zum jungen Rhein, der dort schon allerhand Geschichte mit sich führt.

In der gemütvollen Stadt, auf alemannischem Volksgrund und daher heiteren Lebensgeistes, lebten in meinen Kinderjahren nur wenige Bürger jenseits der von Bodensee, Rhein und Stadtmauer geprägten Grenzen. Die Familien kannten sich untereinander. Sie kannten auch die Vorfahren ein oder zwei Generationen rückwärts. Der alte Hindenburg, mehr Symbol als Klammer, residierte als Reichspräsident im fernen Berlin. Schon die Hauptstadt des Badnerlandes, Karlsruhe, war weit genug entfernt. Die schweizerischen Kleinstädte am Bodensee und Zürich lagen näher, und nach dorthin war man vielfach versippt und verschwägert. Familien, Handwerker, Kaufleute brauchten keinen Schlagbaum. Alemannen hüben und drüben. Nur Nuancen im Dialekt verriet, wer in Kreuzlingen oder Frauenfeld oder Konstanz zu Hause war. Den wenig brüderlichen Schlagbaum an den Zollübergängen hat erst die braune Diktatur eingeführt.

Die alte Freie Reichsstadt am Bodensee schlief in den Abend ihrer Geschichte. Und wäre sie nicht Sitz einer Universität geworden in unseren Tagen, dann würde sie wohl in Ewigkeit so weiterschlummern. Denn markante Impulse konnte sie nicht geben, dafür ist ihr Areal zu klein. Wie ehedem seit Konzilstagen hämmerten, flickten, schliffen und malten die Urenkel der Zunftmeister in den Stuben hinter den kleinen Fenstern in der Niederburg. Die seewärts gerichteten lichtereren Stadtviertel, die Strassen und keine Gassen hatten, lebten vom Handel, von Verwaltung und Fremdenverkehr. Erst in den Tagen meines Grossvaters, in den späteren Gründerjahren, wurde die Gerwigische Schwarzwaldbahn «bis hinauf zum See» verlängert und stellte den Anschluss an das Rheintal her.

Das Biedermeier in seiner vorderösterreichisch-musikanten Art lebte noch bis in die beginnenden dreissiger Jahre fort. Es harmonierte mit den Pastellfarben der Weinberge und Kirchspiele rund um den Bodensee und

mit dem späten Glanz der grossherzoglich-badischen Idylle auf der Mainau. Die Konstanzer Hofbäckerei und Hofmetzgerei waren kleine, aber in der Sommerzeit existente Konkurrenten zu den Karlsruher Hoflieferanten.

In meinem Geburtsjahr begann der motorisierte Fortschritt, das Hinterland auf dem Bodanrück zu erschliessen. Ein fähiger Bürgermeister brachte eine Flotte von Bussen in Verkehr, wir nannten sie «Rote Arnolde». Sie vermehrten den Kranz der Gaststuben an ihren Endpunkten. Nicht nur der alemannische Volksgrund, ich meine auch die von der grossen Kirchenversammlung stehengebliebenen Weinstuben und Gasthöfe haben Konstanz zu einem geselligen Flecken in Deutschland gemacht.

Man sagt, je südlicher, desto aufgeschlossener. Das zeigt sich an der farbigsten Gaudi dieser Stadt, ihrer Fasnacht. Italienisches schwingt da über den Gotthard herüber. Mit sechs war ich ein «Hemdglonker» und durfte im Nachthemd mit der Laterne bis in den späten Abend am Umzug der makabren Gesellen teilnehmen. Die Mutter blieb immer in Sichtweite. Das verhinderte aber nicht, dass mir bei diesem Kochdeckellärm und Schabernack in den hohen Gassen recht gruselig zumute war. Das dunkle Spiel der weissen Teufelsaustreiber war aufregend und siedelte in der Kinderseele zwischen Wohl und Wehe, Himmel und Feuer. Der Kinderball der Elefantenzunft am Nachmittag war hingegen ein liches Fest im Konzilsgebäude mit Himbeersaft und frischen «Berlinern».

Der grossherzogliche Erlass, an der kleinen Zehe des badischen Stiefels eine Garnison einzurichten, tat vieles dazu, die Stadt aus dem historischen Dämmer Schlaf zu wecken. Für die militärische Verteidigung Badens gegenüber der friedfertigen Eidgenossenschaft bestand zwar keine Notwendigkeit. Es genügte wohl die blossе Tatsache der Grenzstadtlage. Schliesslich hätten die Franzosen ja auch durch die Schweiz in Baden einrücken können.

So verdanke ich dem Sechsten Badischen Infanterieregiment Kaiser Friedrich III. meinen Geburtsort. 1911, im Jahr des «Panthersprungs nach Agadir» und der engen Humpelröcke, wurde mein Vater in Konstanz in die uniformierte Pflicht genommen. Sieben Jahre später - er hatte die Somme und Flandern überstanden - kehrte er an den Bodensee zurück. Er hatte zwar das Eiserne Kreuz und die Silberne Badische Verdienstmedaille vor Arras errungen, aber keinen festen Beruf. Mein Grossvater hatte den Siebzehnjährigen seiner musikalischen Begabung wegen auf die Musikaka-

demie nach Frankenhausen geschickt. Hier bekam er das Rüstzeug für das Instrumentieren. Er gehört zu den seltenen Menschen, denen es gegeben ist, in einer Partitur zu lesen wie in einem Roman. Am fürstlichen Konservatorium zu Sondershausen kam die Kunst des Querflötenspiels hinzu. Es muss ein heiteres Land gewesen sein, das waldige Thüringen von 1908. Die Kurkapellen der Kleinstädte am Kyffhäuser holten sich die Musikschüler zum ländlichen Aufspielen an den Sonntagen. Wein und Goldstücke flössen reichlich. Der Vollmond legte die Baumschatten wie Gräben über die Landstrasse, als die heimziehenden Bacchusdiener - «pass auf - Graben!» - über den Schatten sprangen.

Beinahe wäre ich Engländer geworden. Eine Berufung des Vaters an das Theaterorchester nach Liverpool verhinderte nur der Krieg. Die Not der Nachkriegszeit und der Inflation wiesen den Weg zur sicheren Existenz des Beamten. War der Dienst vorbei, wurde der Klavierdeckel aufgeklappt. Mein Vater komponierte und schrieb auch das Libretto zu einer romantischen Oper in drei Akten: «*Die Bürger von Konstanz*». Sie lässt eine Romanze in den Wirren der Zunftaufstände des ausgehenden Mittelalters in der wohlhabenden Reichsstadt erklingen. Zunftmeisterherz gegen Patrierzstolz. Richard Wagner stand Pate für die Tonalität. Wie wenige kennt der Vater sich in der Stadtgeschichte aus und weiss noch bis heute zu fast jedem Altstadtthaus die zugehörige Geschichte zu erzählen.

Im Matrosenanzug sass ich als Sechsjähriger bei «Frau Holle» und «Peterchens Mondfahrt» im Stadttheater. Ich sehe noch Florestan im Kellerverlies verzweifelt an der Kette rasseln. Mein Vater begleitete dessen Klagen im Orchestergraben mit der ersten Flöte. So aufregend wie die Märchenbilder waren auch die schwarzen Feuerwehrmänner mit den Goldhelmen. Sie standen während der Vorführung an den dicken Wänden des ehemaligen Jesuitenklosters aufgereiht. Wasserschläuche lagen auf dem Foyerboden, bereit zum Kommando: «Wasser, marsch!»

Anfang der dreissiger Jahre hatte jeder Junge seinen «Radelrutsch». Der hölzerne Tretroller ist längst aus der Mode gekommen. Sobald ich Dreikäsehoch in der Kunst des Gleichgewichts Fertigkeit erlangt hatte, konnte ich das Betätigungsfeld meiner Neugier tiefer in die Stadt hinein ausdehnen. Das Reifenschlagen überliess ich jetzt der jüngeren Mannschaft. Durch das Schnetztor ging die Morgenfahrt zum Bäcker Holzward, er backte die besten Brezeln der Stadt. Mit diesem Gebäck, einer Trillerpfeife und einem Klappmesser in der Hosentasche, rutschte ich durch die

Hussenstrasse zur Marktstätte und bis zu den Schwänen, Tauchern, Enten und dem Möwenvolk im Gondelhafen. Das altersschwache Häuschen, in das der Kaiser den Reformator aus Böhmen gelockt hatte und das jetzt ein schönes Museum geworden ist, war mir immer unheimlich. Ich hatte früh vom Scheiterhaufen gehört. Und den dumpf klingenden Namen vom «Haus Barbarossa», in dem der mächtige Ritterfürst gewohnt und den Frieden mit den lombardischen Städten geschlossen hatte, bevor er auf dem Kreuzzug seinen ewigen Frieden fand. Das Nebenhaus «Zum hohen Hafen» war für meine Augen von himmelstürmender Höhe. Der Konzilskaiser hatte in ihm das Reich regiert und den Burggrafen von Nürnberg mit der Mark Brandenburg belehnt. Man kann sagen, Preussen ist in Konstanz entstanden: *Noblesse oblige* – aber die Altstadt wartet noch immer auf die europäische Denkmalsrenovation, und aus den Häusern tönt es heute türkisch. Überall, wohin meine zweirädrige Mobilität mich zog, war Mittelalter lebendig und prägte sich dem Buben ein.

Die neue Wohnung der Eltern lag an der sonnigen Häuserfront am Döbeleplatz, nur ein paar Steinwürfe weit von den Schweizer Wiesen entfernt. Die Gesundheit der Mutter vertrug die muffige Enge der Altstadt nicht. Vom vierten Stock sah ich hinüber zu den Thurgauer Hügeln und auf die ferne grauschwarze Felswand des Säntis. Wenn im Frühjahr und Herbst der Zirkus Sarrasani kam und seine Zelt- und Wagenstadt auf dem Döbele aufbaute, liess ich den Tretroller im Hof stehen und staunte stundenlang die exotischen Menschen an im Geruch von Sägemehl und Pferdeäpfeln. In die geheimnisvolle Zauberei, die den Erwachsenen in den Abendvorstellungen vorbehalten war, konnte man durch die Luftklappen hineinschauen. Was sich dort mit Mohren, Feuerschluckern und am Trapez tat, hielt mich noch tagelang in Spannung, als der Zirkus längst nach Lindau weitergezogen war.

Nur wenige Schübe mit dem Tretroller, und ich war in der Schweiz. Das «Glaserhüsli» in Emmishofen war mein tägliches Einkaufsziel. Zu Milch und Zucker, von Mutter auf einem Zettel notiert, gaben die ältlichen Schwestern, denen der Laden gehörte, immer Bonbons oder ein Schokoladen-Bouchée. Ob die Häuser zur Eidgenossenschaft oder zum Reich gehörten, spielte für die Menschen kaum eine Rolle. Die Lebensformen der Bewohner waren im Wesentlichen gleich. Erst die Devisenzwangswirtschaft und die Einführung des Schlagbaums leiteten den Sinneswandel hüben und drüben ein. Die Eltern zeigten mir Häuser nahe unserer

Wohnung, die mich deshalb so beeindruckten, weil durch ihre Zimmer und Gärten die unsichtbare Grenze verlief. Man konnte in Deutschland kochen und in der Schweiz schlafen, alles unter einem Dach.

Auf Schweizer Boden habe ich meine ersten Schritte getan. Festgehalten am Kuhzaun der Wiesenwirtschaft «Zum Besmer», auf deren Schlagsahne und Kaffee die Mutter schwor. Bei meinen Wanderungen durch den Jahrmarkt dieser Erde habe ich mich unter den schweizerischen Alemanen am wohlsten gefühlt. Ich wäre gern Bürger ihres Landes geworden und war auch einmal nahe daran. Aber die Fremdenpolizei in Bern, viele Jahre später in den Nachwehen der deutschen Katastrophe, hatte kein Verständnis für meine gestohlene Jugend. Sie sah Hitler in einem jeden von uns.

Reifentreiben mit einem Stock und Kreiselschlagen liess es sich gut auf dem Bruel, beim Hussenstein. Diese Kinderspiele scheinen heute bei uns ausgestorben. In nordafrikanischen Dörfern sind sie noch lebendig, herübergerettet aus dem griechischen Altertum. Nur wenige Minuten vom Döbeleplatz liegt das steinerne Denkmal, dessen Geschichte mich bis in das Einschlafen hinein verfolgte. Der Vater wusste die Geschichte des Johannes Hus aus Prag zu schildern. Auf meinem Spielplatz wurde er verbrannt, weil er ein Ketzer war. «Vater, was ist ein Ketzer?» Dem Vater als gläubigem Katholiken lag Rom näher als der Kaiser: Der ungeheure Rechtsbruch der Missachtung des kaiserlichen Geleitbriefes führte zum Flammentod. Und wie dieser gewesen sein musste, das entdeckte ich durch einen schaurigen Fund in einer Ecke des elterlichen Bücherschranks, die «*Göttliche Komödie*», sie war illustriert. Da konnte das offene Himmeltor noch so licht sein für die Guten. Das Inferno im feurigen Höllenrachen für die sündigen Seelen war fürchterlich. Noch lange glaubte ich an das Fegfeuer, trotz gegenteiliger Versicherungen meiner evangelischen Mutter. Denn für mich als Kind sagte ein jedes Buch die Wahrheit, und Dante, wurde mir versichert, sei ein grosser Dichter gewesen.

Das Verbrechen an Hus, das von allen folgenden Jahrhunderten beklagt wurde, mit Recht, wirft einen schweren Schatten auf die Geschichte der Stadt. Die Schuld trifft den Kaiser, und doch habe ich bis heute so etwas wie eine Mitschuld für meine Vaterstadt empfunden. Als ich später in Florenz an der Brandstätte Savonarolas stand, schreckte mich ein ähnlicher Schauer vor der Macht der mittelalterlichen Papstkirche. Es ist in der Tat, wie Reinhold Schneider in «*Winter in Wien*» sagt, nicht so einfach, der Frage auszuweichen, ob ein Christ nicht ein Ketzer sein kann,

ob über christliche Substanz, in Verschmelzung mit der ketzerischen, nicht doch das Gewicht, die Intensität entscheidet. Wenn Vater mich Siebenjährigen in die Messe mitnahm, wühlte mich das Halbdunkel in der hohen St. Stefanskirche und im Münster, das Ministrantenklingeln und das Verwehen des Weihrauches um das Ewige Licht, der bedeutungstiefe Klang der schweren «Sancta Maria» im Konzert der helleren Münstererglocken mächtig auf. Das waren Vorstudien in Romantik.

Ende der zwanziger Jahre zog das Zeitalter der Technik am Bodensee ein. Vom Hegau her drang Motorenrollen – der Zeppelin kommt! Alles stürzte auf die Strassen und stieg auf die Dachterrassen. Vater holte mich aus dem Schlaf. Ich fürchtete mich ohnehin vor dem düsteren Speicher voll Gerümpel. Wegen der Fledermäuse, die dort ihre Nester hatten und die mir von den Höllenbildern aus Dantes Epos geläufig waren. Doch Neugier schafft auch frühen Mut im Kinderherzen. Vom Dachfenster sah ich das Wunderwerk des Sohnes unserer Stadt in niedriger Höhe vorüberziehen. «LZ 127 Graf Zeppelin», die silbrige Riesenzigarre, kam von der Weltreise zurück, von den eigenen Scheinwerfern hell beleuchtet. Von allen Kirchen, auch den schweizerischen, läuteten die Glocken zur Begrüssung. Den Weltraumfahrern unserer Tage läuten, wenn ich recht unterrichtet bin, keine Kirchenglocken zur Rückkehr auf unseren Planeten.

Amerika vor 50 Jahren war weit entfernt, fast so weit wie der Mond. Unerreichbar für die Flugmaschinen, die nicht viel mehr als fliegende Kisten waren. Der Zeitungskönig Hearst erkannte den Werbeeffekt des Weltabenteuers vom Bodensee, er finanzierte das Unternehmen der Erdumkreisung. Im August 1929 kommandierte Hugo Eckener in Friedrichshafen: «Leinen los!», und steuerte das Luftschiff in 14 Tagen über die Wolga nach Tokio und New York. Der Flug hielt damals die ganze zivilisierte Welt in Spannung. Ähnlich wie 40 Jahre später das Abenteuer der ersten Mondlandung von Menschen. Reichspräsident Generalfeldmarschall von Hindenburg rühmte Eckeners «nationale Tat».

Zwei Jahre später flog der Zeppelin im Liniendienst nach Südamerika. Das Luftschiff hat die Kontinente nähergerückt. Von da an gehörte das grosse Schauspiel, immer durch sein Brummen von fern her angekündigt, zum staunenswert wiederkehrenden Erlebnis der Konstanzer Bevölkerung.

In jenen Tagen tauchte ein weiteres Wunder der Technik auf. Wieder kam es aus der Nachbarstadt am See. Das Riesenwasserflugzeug DO-X

des Ingenieurs Dornier dröhnte mit 12 Motoren auf Konstanz zu und ankerte am Ufer des Stadtgartens. Die Kurgäste in «Engstlers Biergarten» liessen ihre Gläser stehen und kamen herbeigerannt, um den Silbervogel zu bestaunen. Wie gerne wäre ich in seinen Silberleib hineingeklettert und mitgereist.

Oft ist es so, dass die Gegenstände der Kindheitswunderwelt ihre Magie verlieren, wenn der Betrachter älter wird. Das Luftschiff jedoch hat seine Faszination noch immer behalten. Dieser Triumph der Technik fesselt mich auch heute noch, da das Fliegen zu etwas Alltäglichem geworden ist. Vielleicht, ja sehr wahrscheinlich, war es der Zeppelin überm Bodensee, an den ich mich im Jahre 1973 erinnerte, als für ein hohes Fest der Technik ein besonderer deutscher Beitrag gesucht wurde. Ich war damals als Botschaftsrat in Ankara tätig und hatte viel mit der entstehenden Brücke über den Bosphorus zu tun. Zum ersten Mal sollten seit den Boots- und Knüppelstegen des Xerxes und des Darius Europa und Asien fest und dauerhaft verbunden werden. Die türkische Regierung bat die deutsche und die englische Botschaft um Vorschläge für die Einweihungsfeier. Firmen beider Länder bauten die Brücke. Es sollte ein Jahrhundertereignis werden. Ich schlug vor, einen Zeppelin zu schicken. Die Werbung für die alte deutsch-türkische Freundschaft wäre enorm und unvergesslich gewesen. Aber in Bonn fand man die Idee absurd, vielleicht die Laune eines Witzbolds. Unter einem wolkenlosen Oktoberhimmel wurde einem alten türkisch-islamischen Brauch gemäss der Opferhammel geschlachtet, Staatspräsident Korutürk zerschnitt das Band, 200'000 Menschen fielen sich, als die Festzüge von beiden Kontinenten auf der Brücke zusammentrafen, um den Hals. Ich sah einen solchen Freudentaumel nie mehr wieder. Und dann kam sie herangeflogen – die englische Nachbildung einer Montgolfière, *oh dies irae!*- von Anadolu Hissar, der Osmanenfeste auf der asiatischen Seite, über unsere elegante neue Brücke, von den Schiffen im Bosphorus und im Goldenen Horn mit Sirenentuten begrüsst, über das Häusermeer von Istanbul. Die englischen Kollegen hatten das Rennen gemacht. Bonn schickte als Festbeitrag eine Militärkapelle.

Vieles, was mich als Junge fesselte, spielte sich am Wasser ab. Nur meinem langen Binnendasein im Schwarzwald, das bald folgte, ist es zuzuschreiben, dass ich Seehase erst spät schwimmen lernte. An der Hafentmole, beim Denkmal für den Grafen von Zeppelin, erhielt ich den ersten Beweis dafür, dass die Erde rund ist. Wenn die kohlebefeuernten

Raddampfer von Bregenz und Lindau herzog, sah ich zunächst nur die schwarze Russfahne am Horizont. Nach und nach kamen Schornstein, Brücke und Decks in Sicht. Ganz zuletzt die badische, bayerische, österreichische oder Schweizer Fahne am Mast. Heute, da sich kein Kohlenrauch mehr in den Bodenseehimmel malt, wird dort auch keine praktische Lektion über die Kugelform unseres Planeten mehr gegeben.

Gustav Stresemann erblickte im Jahr nach meiner Geburt den bekannten «Silberstreifen am Horizont». Die Jahre nach der grossen Inflation wurden ruhiger. Der Alltag normalisierte sich, so wie die Republik dabei war, sich zu konsolidieren. Da machte der Zusammenbruch der Weltwirtschaft alles mühsam Erreichte zunichte. Innerhalb von drei Jahren gab es in Deutschland sechs Millionen Arbeitslose.

Die grosse Wirtschaftskrise wirkte sich mehr im industrialisierten Unterland, von Karlsruhe bis Mannheim, aus und weniger in der bürgerlichen Provinzstadt am See. Im Stadtgarten spielte jeden Sonntag die Regimentskapelle. Dort trieben sich keine Bettler und Hungrige herum. Das kleinere und grössere Bürgertum grüsste sich artig und trank sein Schöpple im «Konzil». Die wirklichen Opfer der Krise zogen an den Werktagen von Haus zu Haus und spielten Trompete oder Geige. Manche trugen das Eiserne Kreuz am Kittel – diesen armseligen Gestalten durfte ich nicht nur einen Fünfer in den Hut werfen, sondern ihnen sagen: «Warte Se, d'Mame bringt noch es Weggle oder e Supp.»

III

1932-1933

Politik trommelte sich in den frühen dreissiger Jahren mit dem Namen Hitler und seiner Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei in die Stadt. Die Konstanzer mögen noch manchen fremden Tupfer in ihrem Blut bewahren aus der Konzilszeit, als Griechen, Armenier, Juden, Italiener und Türken zu einer scheckigen Gesellschaft beigetragen haben. Aber nur für die jüdischen Bürger zogen Bedrohung und Gefahr herauf. Meine Eltern verkehrten mit den Textil-Einsteins, die zur jüdischen Gemeinde gehörten und ein grösseres Konfektionsgeschäft besaßen. Paul, ihr Enkel, war mein Spielgefährte am Hussenstein und im evangelischen Kindergarten in der Schützenstrasse. Eines Morgens war er nicht da, und am folgenden Tag auch nicht. Die Mutter erklärte mir das so: Der Bub sei ein Jude, und seine Eltern meinten, es wäre wohl besser, rechtzeitig nach Amerika auszuwandern, sonst könnte es ihnen schlimmstenfalls ergehen wie dem Johannes Hus. Aber das verstand ich damals noch nicht.

Was da keimte unter den Menschen, zeigte sich erst allmählich und noch auf die leichtere Art. Es muss auf der Herbstmesse 1932 auf dem Döbeleplatz gewesen sein. Ein Kriegsveteran hatte sich ein Quadratplätzchen abgesteckt mit einem Dreifuss in der Mitte. Darauf sass ein Affe im roten Frack und hantierte mit einem Spielgewehr. Auf das Kommando des Alten: «Feuer!» schoss der Affe auf eine französische Soldatenpuppe. Alles lachte. Der Spass des Gauklers kostete fünf Pfennig. Für die Grossen war es ein Mosaiksteinchen zu dem wieder aufkeimenden Franzosenhass.

Die Machtübernahme Hitlers wurde zu meinem ersten Kinoerlebnis.

Nicht etwa um eine nationale Tat in meinem Gedächtnis zu verankern, sondern als Trost für einen schmerzhaften Wespenstich nahm die Mutter mich in die Nachmittagsvorstellung mit. Es muss im Frühsommer 1933 gewesen sein. Im «Suso-Haus», in dem der Minnesänger der Gottesliebe

vor 700 Jahren lebte, war das erste Kino am Platze. Ich erinnere mich, dass es ein kreischender Tonfilm war, Skifahrer an atemberaubend steilen Hängen, dann die «Fox Tönende Wochenschau»: der Fackelzug der Braunhemden zu Ehren des neuen Reichskanzlers durch das Brandenburger Tor, Scheinwerfer auf Hindenburg, einige Fenster weiter Hitler, der Mann mit der schwarzen Stirnlocke und dem finsternen Gesicht. Zum ersten Mal sah ich «laufende Bilder» und Bilder aus Berlin. Das war viel spannender als die Märchenbilder aus der Laterna Magica mit Kerzenlicht, die mir das Christkind gebracht hatte.

Immer mehr SA-Männer erschienen in braunen Hemden und Armbinden mit dem Hakenkreuz auf den Strassen. Als die Uniformmänner der Sturm-Abteilung auch beim Zapfenstreich des Garnisonsregiments auf der Marktstätte dabei waren, meinte Vater, die gehörten da nicht hin. Aber ich verstand nicht, was er meinte. Er fühlte soldatisch und in den Traditionen seines ehemaligen Regiments. Ich sammelte von da an Zigarettenbilder von der Reihe «Geschichte der Bewegung» und «Die deutschen Kolonien». Mosaiksteine der frühen Wegweisungen, Kinder sehen nur Bilder.

Hinter den dicken Wänden der Stephansschule, einem früheren Franziskanerkloster, habe ich die Bekanntschaft mit dem Abc gemacht. Vom Balkon meines Klassenzimmers wollte Friedrich Hecker 1848 die Republik erzwingen. Er hatte sich zu früh versucht. Das «Neue Republikanische Gouvernement» und der Aufstand gegen die Monarchie endeten rühmlos im Unterland. Eine Tafel an der Schulwand erinnert noch heute an Hecker und sein heroisches und doch so dilettantisches Unternehmen.

Meine Lieblingsbücher waren «*Der Schwarzwald*» von Wilhelm Jensen, 1890, «*Die Burgen und Schlösser Badens*» von Eduard Schuster, 1908, und das zur Jahrhundertwende erschienene Prachtwerk im Geiste des wilhelminischen Historismus «*Bildersaal Deutscher Geschichte – Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bild und Wort*», ein Geschenk von Tante Elise aus Freiburg. Das war kein Anschauungsunterricht im Republikanischen und Friedrich Hecker kam darin nicht vor.

Drei Jahrzehnte später kramte ich bei einem Antiquar in der Altstadt von Jerusalem, da tauchte unter den verstaubten Folianten derselbe rote Deckel mit dem goldgeprägten Barbarossakopf auf, Trouvaille und Nachgruss aus fernem Kinderland. Wie mag das seltene Prachtwerk von Preussens Gloria seinen Weg in die Heilige Stadt gefunden haben, frage ich

mich noch heute. Der Ideengang hat etwas Faszinierendes. Vielleicht hat ein deutscher Jude es im mageren Fluchtgepäck mitgeschleppt, wehmütige Erinnerung an das für ihn bessere Zweite Reich, als er das Dritte des rassistischen Grössenwahns verlassen musste?

Ich kaufte das Buch und brachte es zurück in das Land, aus dem es gekommen war, verstaubtes und rührendes Relikt einer Zeit, in der noch alles in Ordnung schien. Da ist das Schicksal des alten Juden Horst Caminer, dem ich vor nicht allzu langer Zeit im innersten Afrika begegnete. Oft sass ich bei Caminer im kolonialen Holzhaus in Lusaka, und er erzählte mir, wie es gekommen war, dass er sich jetzt in Sambia befand. Für seinen heldenhaften Einsatz bei dem berühmten Sturm auf das Fort Douaumont erhielt er 1917 von Seiner Majestät das Eiserne Kreuz Erster Klasse und – auch dieses Kuriosum war zu seiner Zeit möglich – vom Führer das Frontkämpferehrenzeichen verliehen, was aber nicht verhindert hatte, dass der deutsche Jude und jüdische Deutsche seine geliebte Heimat verlassen musste, da immer mehr Verwandte im KZ verschwanden. In Lusaka, der Hauptstadt des früheren Nordrhodesien, wurde er Billettabreisser in einem Kino, Filmvorführer und schliesslich mit seiner gleichfalls jüdischen Frau Inhaber einer Wäscherei für Schwarze und Weisse. Im Berlin der Goldenen Zwanziger Jahre hatte er eine der wichtigsten Stimmen an der Produktenbörse und die Kornkammer Westpreussens war in seinen Auftragsbüchern festgehalten. Hoch in den Achtzigern starb er aus Gram, weil er als Preusse und Patriot nicht verstehen konnte, dass deutsche Behörden und Gerichte in unseren Tagen in langen Prozessen ihm sein bisschen Wiedergutmachung streitig machen wollten.

Die Grosseitern von Vaters Seite habe ich nicht gekannt. Sie starben in Hornberg im Schwarzwald an den Folgen unzulänglicher medizinischer Versorgung und an mangelnder Ernährung in der Kriegszeit. Ihre feierlichen Gesichter, würdig und streng das des Grossvaters, milde das der Grossmutter, sehe ich auf den lilabraunen Fotos auf Pappkarton aus den Ateliers der Hof-Photographen von Karlsruhe und Freiburg. Der breite Kasten von Photographenapparat, wie mein Vater dieses Monstrum noch heute nennt, hat ihre Zeit mit eingefangen. Mit Bedacht und Korbstuhlkulisse, im Hintergrund der Triberger Wasserfall auf ein Tuch gemalt, die Grossmutter in eng geschnürtem Kostüm und modisch-altmodischem Hut mit Blütengebinde. Ihr Ehemann mit Goldrandzwickel und Stutzbart. Maleraugen müssen damals die Lichtbild-Kunst ausgeübt haben.

Seine Geige hatte er an der Wand im Schulzimmer hängen. Mein Grossvater, der Herr Oberlehrer, muss ein kerzengerader und schöner Mann gewesen sein, weit über das heimatliche Gutachtal hinaus bekannt als Komponist, Organist und Kartenspieler. Vielleicht war er ein Schwarzwälder Original. Furchtlos war der «Pelikan», wie ihn seine Schüler hiessen, gewiss. Denn einmal sei er bei einer Stadtratssitzung so in Rage geraten, dass er zur Rettung der Ehre von Hornberg einen Obstruktanten verdrosch, was er sich 20 Mark Strafe kosten liess, in goldener Münze versteht sich, denn das war die Währung der «guten alten Zeit». Eine Ordensschwester erzählte mir vor Jahren, im Kloster von Tauberbischofsheim habe man noch 1950 seine «Missa Sancta Anna» aufgeführt. Es soll vorgekommen sein, dass der Pfarrer die Kanzelpredigt über die Zeit ausdehnen musste, weil der Herr Organist noch in der «Rose» beim zweiten Viertele hockte. Brave Schüler belohnte der Grossvater mit Kupferfennigen, die er in der Rocktasche dafür mitführte: «Da, kauf dir en Burehof.»

Er hatte Kants «*Zum ewigen Frieden*» gelesen und sich vom ersten sozialen Windzug erfassen lassen, der damals sanft durch das Grossherzogtum blies. Wie Hecker war er der Meinung, die Verfassung des Deutschen Reiches müsse republikanisch sein. Leicht wird er es mit seinen Fortschrittsideen nicht gehabt haben, im Talgrund der Gutach vor 1914. Das Dasein des kleinstädtischen Bürgertums verlief noch in bescheidenerem Rahmen als heute. Eine Bahnreise «in die Residenz», der Hofoper wegen, oder an den Bodensee, des schier unendlichen Wassers und Lichtes wegen, waren Ereignisse, die in der Lebenschronik einen Stern bekamen. Wie Grossvater Adolf Dufner war auch seine Frau Maria, geborene Winter, Bürgermeisterstochter aus dem Hochschwarzwald, musikalisch und poetisch begabt.

Im schindelgedeckten Lehrerhaus unterm Schlossberg kam ein Jahr nach Bismarcks Entlassung mein Vater zur Welt. Die Gliederkette seiner Vorfahren reicht weit hinab in den Boden der alemannischen Landschaft zwischen Bodensee und Oberrhein, jedoch mein mütterlicher Stamm wurzelt im Württembergischen. Grossvater Ludwig Jung stammte aus einem Dorf im schwäbischen Remstal. Sein Bruder war Kellermeister des Königs gewesen, und auch meinen Grossvater zog es zum alten Schankgewerbe hin. Bevor er nach Tübingen heiratete, betrieb er in Waiblingen eine Weinwirtschaft mit Bäckerei. Er brachte es zu Wohlstand und als

Innungsmeister zu hohem Ansehen und starb hoch in den Achtzigern. Ich muss etwa vier Jahre alt gewesen sein, als er mir eine schwarze Wunderscheibe ans Ohr hielt, aus der Musik wie von Himmelsferne erklang – das erste Radio. Die Grossmutter war eine Allgäuerin von heiterem und besinnlichem Gemüt, die den Geschäftssinn ihres Vaters, eines Sägewerksbesitzers in Isny, geerbt hatte. Ich konnte nie genug hören, wenn sie von der grausamen Landesvertreibung der Salzburger Protestanten durch den Fürstbischof Firmian erzählte, vor jetzt 250 Jahren, als die evangelischen Bergbewohner als rebellische Untertanen abgestempelt wurden, weil sie der Religion des Dr. Martin Luther die Treue hielten. So wurden ihre Vorfahren Heimatvertriebene von Glaubens wegen, packten das Fuhrwerk im Pongau und zogen viele Tagesreisen westwärts, bis nach Mömpelgard, wo eine tolerantere Herrschaft sie fürsorglich empfing. Noch immer werden auf der ganzen Welt Andersgläubige verfolgt. Die Bezüge zur Rassenpolitik in meiner Jugend und zur weltpolitischen Gegenwart drängen sich auf.

Die Grossmutter hatte den festen Christensinn bewahrt und wusste nicht nur im Katechismus Bescheid, sondern kannte auch die Theologen und Stadtpfarrer mit ihren kleinen Schwächen, denen sie das tägliche Brot verkaufte. Vom grossen Kirchenmann Adolf Schlatter, in dessen Theologie sie ihr Bibelchristentum bestätigt fand, sprach sie bis an ihr Lebensende. Im fünfstöckigen Eckhaus in der Kepplerstrasse, wenige Schritte von der Universität gelegen, verbrachte ich im Duft frischer Wecken und Laugenbrezeln, die von den Gesellen mit langen Schaufelstangen aus dem Ofen geholt wurden, viele entdeckungsreiche Ferientage.

Mein Vater überliess mich der evangelischen Konfession, seiner Frau zuliebe, was Milde bezeugt. Er überlebte den vierjährigen Grabenkrieg und ist heute, in den Neunzigern, der Letzte der Veteranen des alten Konstanzer Regiments 114. Er hatte zu viel mitgemacht, um nicht in Glaubensdingen nachgeben zu können. Die Mutter gab mir, protestantisch aufgehellte und mit strengem schwäbischem Ordnungssinn, «des Lebens ernstes Führen». Vom Vater erbte ich die heiteren alemannischen Züge und das Musikalische – zu seiner Erstkommunion spielte er selbst die Orgel. Mit dieser Mischung kam ich gut zurecht.

IV

1933-1935

Jener historische Berliner Fackelzug im Januar 1933 ist auch für mich, unbewusst, zu einer Wendemarke geworden. Denn die grössere Mobilität der badischen Landesbeamten wurde jetzt von Berlin aus zentral betrieben. Mein Vater wurde gegen seinen Willen an das Finanzamt in Kenzingen versetzt. Wir schwiegen alle und waren traurig, als wir auf der Fahrerbank des Möbelwagens vom Bodensee Abschied nehmen mussten, und das düstere Höllental im Schneewirbel erschien mir wie der Vorhof der Macht der Finsternis. Das Schnakennest am Oberrhein – es war wie die ferne Welt der Amerikafahrer.

Im Haus der Jüdin Selma Dreyfus fanden meine Eltern eine Wohnung im zweiten Stock. Über meinem Bett hing der «Schnakenhimmel», ein Moskitonetz, das wenigstens für die Nachtruhe die arge Mückenplage abhalten sollte. Es roch nach Katzen und Geranien. Als wir einzogen, stand unser Haus in der Hauptstrasse, als wir nach zwei Jahren wegzogen, hiess sie Adolf-Hitler-Strasse. Im Gegensatz zu manchem seiner Amtskollegen wollte Vater messt in die NSDAP eintreten. Er verzichtete auf Karriere, wie sie jetzt in der Gunsf der Stunde lag, weil ihm jeglicher Opportunismus fremd war. Wenn man ihm nur die Zeit liess, täglich auf dem Klavier zu spielen und die Instrumentierung zu seiner Oper zu schreiben; hierfür, meinte er, brauche er nicht in die Partei einzutreten.

Anders lagen die Dinge für mich. Die Tretrollerzeit war abgestreift. Ein Jahr nachdem er die Macht erobert hatte, gewann Hitler auch dieses Dreitausendseelenstädtchen, wie überall in Deutschland. «Deutschland erwache» und «Deutschland muss leben, und wenn wir sterben müssen» hiessen die aufwühlenden Parolen an den Hauswänden. Im Gasthof «Zum Löwen» war samstagabends Kino. Manche Filme waren «jugendfrei» schon für Achtjährige. Wenn andere Kinder durften, wollte ich auch. In

Begleitung der Eltern. Es gab Paraden in Berlin, die der Führer auf fahnenengeschmückter Tribüne oder im Mercedes-Kompressor abnahm. Luis Trenkers Filme über die Dolomitschlachten und «*Der Kaiser von Kalifornien*». Kein Stuhl blieb leer, wenn die überlebenden Weltkriegskämpfer und ihre Sprösslinge die packenden Filme vom Kampf um Fort Douaumont und Tannenberg sahen, nein – erlebten. Manche der Stummfilme wurden mit Klavierbegleitung ausgemalt. Viel Pedal, wenn die Geschütze feuerten. Riss der Filmstreifen, was oft passierte, dann sangen die Veteranen «*Argonnerwald um Mitternacht*», trugen flinke Kellnerinnen Peterstaler Silbersprudel und neu gefüllte Bierkrüge «mit viel Feldwibel obendrauf» durch den rauchigen Saal mit den gusseisernen Säulen. Kino und Volksempfänger waren schon bald die wirksamsten Propagandamaschinen, mit denen das Dritte Reich seine Menschen fing. Es war der Beginn der modernen Medienpolitik.

In den Schulbänken sassen wir wenigen evangelischen Schüler von den katholischen durch einen Gang getrennt. Im Deutschen Jungvolk aber waren wir vereint. Keiner, von den Drittklässlern aufwärts, der nicht dabei sein wollte, wenn die Landsknechtstrommel am Samstagnachmittag die Pimpfe zum Appell in den Schulhof rief; keiner, der noch Matrosenkluft tragen wollte. Mein Onkel Adolf Knobel betrieb am Rande der Schwäbischen Alb eine Hemden- und Schürzenfabrik. Seitdem jetzt Aufträge für Fahnen und Braunhemden ins Haus kamen, waren für ihn und die Familien im Dorf die bitteren Krisenjahre vorbei. Im Saal der Näherinnen hatte er eine Hakenkreuzfahne angebracht, «um Ruhe zu haben», wie er meinte. Und an der Stirnwand seinen von bissigem Humor geprägten Wahlspruch «*Wie man's macht, ist's falsch*». Onkel Adolf machte wohl vieles als Geschäftsmann richtig, aber nicht im Sinne der neuen Zeit; er dachte anders als die vielen Träger seiner Braunhemden. Und weil er auch offen heraus sagte, was er dachte, hatte er unzählige Scherereien in den folgenden Jahren.

Von ihm bekam ich zum achten Geburtstag einen Hakenkreuzwimpel geschenkt. Keine Fahne, ein Wimpel nur, doch immerhin das erste flatternde Zeichen des Aufbruchs in die neue Zeit für unser Kenzinger Jungvolk. Das germanische Zeichen stimmte in seinen Proportionen nicht ganz, die schwarzen Balken waren zu dünn. Doch es liess sich damit der Schar vorausmarschieren. Wenn wir in die Altrheinauen zogen, sangen wir Knirpse bedeutungsschwere Lieder: «*Wildgänse rauschen durch die Nacht mit*

schrillem Schrei nach Norden, unstete Fahrt, hab acht, hab Acht, die Welt ist voller Morden . . .» Gruselig war mir dabei zumute, wegen des düsteren Textes und weil sein Dichter Walter Flex im Krieg gefallen war. Wir sangen von Reich und Treue und bissen die Zähne zusammen, wenn uns die Schnaken stachen. In schwarzer Kniehose mit Koppel, weissen Kniestrümpfen, den Schulterriemen überm braunen Hemd. Wir kamen uns fast schon vor wie die Erwachsenen, denn auch sie marschierten in brauner Kolonne und sangen im Tritt die gleichen Weisen von deutschem Leid und deutscher Not. Der Jungvolkdienst trat gleichbedeutend neben die Schulstunden.

Ich erinnere mich an einen Sonntag im Juni 1934. Die Ortsgruppe des Militärvereins «Kyffhäuserbund» machte einen Ausflug in das sanfte Hügelland des Suggentals und meine Eltern nahmen mich mit. Plötzlich knatterten SA-Männer auf Motorrädern heran und warfen Flugblätter in unsere Wandergruppe: «*Röhm erschossen!*» Der Stabschef der SA habe einen Putsch gegen den Führer vorgehabt, jetzt hätte er seine gerechte Strafe erhalten. Eine aufregende Sache, die unter den Veteranenvätern heftig diskutiert wurde. Aber das Geschehen spielte sich ja nicht im Badischen ab, München war weit und unser Gasthof schon in Sicht. Manchmal drangen besorgte Töne von Elternseite über das politische Geschehen auch an das Kinderohr, doch verstand ich die Bedeutung nicht. Die Beseitigung von Hitlers Rivalen Röhm wurde später weder in der Geschichtsstunde in der Schule noch im «weltanschaulichen Unterricht» der Hitlerjugend behandelt.

Der Rhein lag nahe. Hinter den Ufergräsern konnte man deutlich die grauen Festungsbunker der Maginotlinie ausmachen. Bei Weisweil standen der Vater und ich am Strom und schauten hinüber, *zum Feind*. Aber so schlimm konnte der Feind nicht sein, denn Vater erzählte, dass hinter den Kanonen auch Dörfer und Städte seien wie auf der badischen Seite und dass ihre Bewohner eine alemannische Mundart sprächen und vom gleichen Stamm seien wie wir. Und dass dort in Mülhausen Tante Jeanne wohne, die Schwester seiner Mutter. Der Vertrag von Versailles habe die Elsässer vom Reich getrennt. Überhaupt, meinte er, rieche es wieder nach Krieg, wenn man sehe wie die Franzosen aufrüsteten und welche Festungen sie am Rhein bauten.

An heissen Junitagen wimmelte es in den Tümpeln unterm Galgenbuck von räuberischen Gelbrandkäfern und in den Eichenwäldern von Maikä-

fern. In den lehmigen Hohlwegen, wo es etwas Kühlung gab, stellte ich meine Schuhschachteln voller Maikäfer ab; die Sammelprämie für das von den Bauern begehrte Hühnerfutter betrug zehn Pfennige. In den Weinbergen fing ich den Ligusterschwärmer und auch den seltenen Totenkopffalter. Von diesen Hügeln ging das Auge hinüber in das Land jenseits des Rheins mit dem melodischen Namen Elsass. Vater berichtete vom Hartmannsweilerkopf und von den ersten verlustreichen Gefechten im heissen Sommer anno 1914. Auf der Brücke von Neuenburg habe der Grossherzog Friedrich das Grüne Regiment in die Schlacht entlassen. Die Gestalt des edlen Landesfürsten im blauen Uniformrock und Spitzhelm – das Herz der jungen badischen Infanteristen habe höher geschlagen und sie seien des Sieges gewiss gewesen, so wie das ganze deutsche Volk in seiner patriotischen Begeisterung. Flussabwärts sah ich die spitze Nadel des Strassburger Münsters auf ihrem rosa Sandsteinsockel. Diese Gemäldelandschaft der unendlichen Ebene mit den blauen Vogesen und den grünen Rheinauen hat sich mir ein Leben lang eingepägt.

Wie gerne wäre ich als Junge einmal auf die andere Stromseite gegangen. Immer kam das unvermeidliche magische Feindbild dazwischen. Für meinen Beamtenvater wäre es nicht ohne Verdacht möglich gewesen, die Verwandten auf dem französischen Ufer zu besuchen. So blieb es bei dem Blick hinüber, aus dem sich die Melancholie nicht herauswischen liess.

Das Städtchen Kenzingen, das einst die Vorrechte einer Freien Reichsstadt genossen hatte, blieb weit mehr am Rande des geschichtlichen Weltplans liegen als seine reichsstädtische Schwester am Bodensee, von der ich kam und träumte. Was für einen Jungen zu entdecken war, erschöpfte sich hier in Kenzingen schnell. Auf dem kleinen Bahnhof hielt kein Schnellzug. Ich stand am eisernen Gitter und zählte die Minuten, bis der gelb-violette «Rheingold» mit der atemberaubenden Geschwindigkeit von hundert Stundenkilometern vorbeibrauste. Auf dem Nebengeleise wartete solange der russgeschwärzte Bummelzug, um dem Glanzvollen den Vortritt zu lassen. Nahmen die Eltern mich mit ins nahe Freiburg zu Verwandten- oder Kulturbesuch, dann mussten die Reisenden mühsam vom hohen äusseren Trittbrett die Türen zu den Einzelabteilen öffnen. Harte Bänke in der dritten Klasse. Im Freiburger Opernhaus veranstaltete 1934 die «NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude» (KdF) eine Vorstellung der Oper «Carmen» für die «Arbeiter der Stirn und der Faust» und ihre Familienangehörigen. Es war laut, und ich gähnte. Mit stärkerer Macht als

die vom Vater gewollte frühe Hinwendung zum lyrischen Theater trat die Gestalt des edlen Winnetou in mein Leben ein.

Vor den Scheunen hing das Welschkorn und bräunte in der Sonnenglut. Die Augusttage des Jahres 1934 waren heiss und staubig, die Brunnen trocken. Es roch nach Most und Tabakblättern. Erst wenn in den Rebbergen die Büchse knallte, kam mit den frühen Herbsttagen die Linderung von der Last der Hitze. Wir hörten in der Schule von afrikanischen Hitzewellen, die durch das Rhonetal und die Burgundische Pforte bis in unseren Oberrheingraben getragen wurden. Der Winter brachte Nässe und klebende Feuchtigkeit ins Haus. Nur im hohen Schwarzwald lag Schnee, die Bergkappen des Kandel und Hühnersedel blieben weiss bis in den April hinein. Damals hatte Vater seine «Grieg-Periode». Während er die Norwegischen Bauertänze spielte, klimperte ich auf den oberen Tasten des schwarzen Klaviers mit den geschnitzten Putten. Auch in meinem Kasperltheater ging es nordisch zu, zur Klavierbegleitung glänzte ich mit der Hauptnummer «In der Höhle des Bergkönigs». Das lag nicht weit entfernt vom Marschtritt der Bubenschar und ihrem Gesang: «Wildgänse rauschen durch die Nacht . . .»

Das Badnerland war damals noch in seiner Stiefelform selbständig, vom Bauland bis zum Isteiner Klotz. Beim Musizieren zu Hause hörte ich Vaters Amtskollegen davon reden, wie stolz wir auf dieses Land sein könnten und wie wohlgeordnet es sei. Die Grossherzöge seit Leopold (1830-1852) voll guten Willens, ihr kleines Land «*moderate et prudenter*» zu administrieren. Zu Badens Ruhm zähle auch, dass schon lange vor Preussen die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben worden sei. Der Gauleiter Robert Wagner, des Führers Reichsstatthalter in Karlsruhe, sei ein ordentlicher Mann, er werde es schon recht machen.

Berlin und Königsberg, aus unserem Blickwinkel im äussersten Südwesten, hätten nicht ferner sein können als Rio und Tokio heutzutage. Das kollektive Reisen mit «Kraft durch Freude» steckte noch in den Anfängen. Der KdF-Wagen, wie der spätere Volkswagen damals genannt wurde, das Auto für jeden Bürger zu 990 RM, wurde als deutsches Wunder der Technik gepriesen, obwohl es erst auf dem Reissbrett des Professors Porsche existierte. Das andere Wunderwerk, die Reichsautobahn, reichte nicht bis zur Ferse des badischen Stiefels hinab; die Reichsregierung gab unserem abseits der Brennpunkte gelegenen Erdenwinkel diese Ehre noch nicht einmal zurzeit des Westwallbaus Ende der dreissiger Jahre.

Im Wesentlichen bewegte sich das Dasein der Menschen im Umkreis dessen, wohin die Füße sie trugen. Sonntags sassen die Bürger in den Kirchenbänken, nachmittags trafen sie sich wieder in den Burgschenken von Hecklingen und Landeck. Die Kenzinger besorgten ihre Gärten und Weinfelder. Mit Fleiss und Anspruchslosigkeit liess sich dem Boden ein kleines Extra an Wohlstand abringen. Keinem ging ein Licht auf, wohin das deutsche Schicksal bald schon führen sollte. Mehr als unter der kleinbürgerlichen Enge und Krähwinkelei des Städtchens litten die Eltern unter der unbarmherzigen Sommerhitze. Sie zog es in den Wald. Wir freuten uns schon im Winter auf die Sommerfrische in der «Sonne» in Niederwasser, wenn die Dampflokomotive hinter Hausach ins Gutachtal einbog. Dort haben Tannicht und Quellbäche aus mir den Waldgänger gemacht.

V

1935-1938

Ein flinker Bach durchschneidet den Ort. Das Städtchen Hornberg fand im schmalen Talgrund der Gutach nur wenig Raum sich auszubreiten. Fast erdrückt von schwarzgrünen Tannenbergen, die bis an die Tausendmetergrenze ansteigen, konnte es nur mit Mühe 4'000 Seelen aufnehmen und ihnen Haus und Arbeit geben. Das Viadukt aus gehauenen Granitquadern leitet die Schwarzwaldbahn in kühnem Bogen über den Ort und über das in die Gutach fließende GebirgsGewässer, den Reichenbach.

Zwei Jahre hielt es mein Vater in der Rheinebene aus, dann betrieb er seine Versetzung an das Finanzamt nach Hornberg, in seine Geburtsstadt. Hier war die Heimat seiner Eltern gewesen, hier sollte ich elf Werdensjahre verbringen und mit ihnen das Erlebnis der deutschen Diktatur. In den folgenden Jahren ordnete sich alles der organisierten Fron unter. »Äts im März 1935 der Möbelwagen in das verträumte Amtsstädtchen einfuhr, klang aus den Volksempfängern: «*Deutsch ist die Saar*». Der erste Erfolg von Hitlers Aussenpolitik: Das Saargebiet kehrte heim ins Reich.

Am schattigen Abhang des Schlossbergs lag die Volksschule und Höhere Bürgerschule. Aus dem Klassenzimmer sah ich auf steile Waldberge, die nicht viel vom Himmelsblau übrigliessen. Schon mein Vater ging in dieses Schulhaus, als er als Dreijähriger in der Kinderschule noch Mädchenkleidung trug, wie es bis zur Jahrhundertwende in den ländlichen Gegenden üblich war. Ein Jahr darauf, 1936, bestand ich die Aufnahmeprüfung für die Sexta der Höheren Bürgerschule. Sie war eine gefällige badische Einrichtung und Eigentümlichkeit, eine vierklassige Vorschule für das Realgymnasium in Triberg.

Kelten und nach ihnen die Römer zogen über die Wiesengründe des Kinzigtals und über das rauhe Gebirge zur Donau. Als Buben folgten wir der Fährte des alten Handelsweges, der einst Köln mit Konstantinopel

verband. Er lag zwischen Himbeergesträuch und hohem Farn in den Tannenwäldern des Schwanenbachtals versteckt. Den Legionären und dem sie begleitenden Händler- und Handlangervolk war das Gebirge zu unwirtlich und wohl auch zu unheimlich. Sie zogen weiter, sie siedelten nicht. Erst die Alemannen blieben im Waldland hängen, nachdem die Römer ihre germanischen Besitzungen geräumt hatten. Von ihnen berichtete Volksschullehrer Stolz uns Viertklässlern in der Heimatkunde. Er sagte, wir seien ihre Nachkommen, denn sie gründeten in den Tälern und auf den Waldhöhen jene behäbigen Bauernhöfe, deren Art sich vom Schwarzwald bis in das bernische Emmental erhalten habe. Der weisshaarige Erzieher erzählte auch von dem Rittergeschlecht derer zu Hornberg aus dem 12. Jahrhundert und ihrer Burg auf der mächtigen Granitnase über dem Tal. Aus dem Weiler am Bergsockel entstand der Marktflecken mit den zwei Kornmühlen. Die Grosse Heidelberger Liederhandschrift zeigt den Minnesänger Bruno von Hornberg, wie er auf seinem Bergfried den Besuch einer blondbezopften Maid im reichen roten Gewand empfängt. Vielleicht umschmeichelt das Bild vom Stelldichein nur, was der ernste Hintergrund der Bergkuppen und Hörner verdeutlichen will: Die Macht der Schwerter und Hellebarden, Hörnerschall um Besitz und Raum. Wenn ich auf den Bergfried kletterte, was fast jeden Tag einmal geschah, malte ich mir aus, wie die Signale die Bewaffneten ins Tal riefen, zum *Laissez-passer* gegen die Entrichtung von Zoll oder zu Überfall und Kerker.

Das *Hornberger Schiessen!* Lange bevor jener Konstanzer Franziskanermönch Berthold Schwarz das Schiesspulver erfunden hatte, zog Ritter Heinrich von Hornberg dem Heiligen Land entgegen. Was mag seinen abenteuerlichen Entschluss bewirkt haben? Die Not der Existenz im schmalen Tal, die Treue zu seinem kaiserlichen Herrn, als auch zu ihm der Ruf drang, die ferne Stadt des Heilands aus den Händen des Sultans Saladin zu befreien? Wirtschaftliches und Christenpflicht mögen zusammengewirkt haben. Nicht nur im Leben folgte Heinrich seinem Herrn Friedrich I. Barbarossa auf dem Kreuzzug der abendländischen Christenheit, sondern auch in den Tod im fernen Kleinasien, wo der Kaiser sein Grab fand. Ich dachte an das Schicksal dieses frühen Hornbergers, als ich in späteren Jahren des Öfteren an den Wildwassern des Saleph im hohen Taurusgebirge stand. In meinen Türkei Jahren errichtete die deutsche Botschaft in Ankara 1971 mit ihren privaten Spenden einen mannshohen Gedenkstein zur Erinnerung an die historische Stelle, an welcher der

Kaiser ertrank und für die deutsche Geschichte des Mittelalters ein neues Kapitel begann.

Ein schönes Alter hat das Städtchen Hornberg erreicht trotz der vielen Brände und Aschelegungen im Dreissigjährigen Krieg und bei den Eroberungen des Sonnenkönigs. Und noch einmal im Zweiten Weltkrieg, als kurz vor der Kapitulation an die 100 Fliegerbomben diesen Ort der kleinen Schuld in die grosse Mitschuld einbezogen. Im engen Talkessel ist genaues Zielen eine Kunst. Die französischen Kampfflieger verfehlten die Eisenbahnbrücke um Haaresbreite. Dafür trafen sie das Rathaus Wohnhäuser und meine Konfirmationskirche umso gründlicher. Mein Lehrer Stolz wurde unter ihren Trümmern begraben. Er stieg vom Orgelbock, als die Sirenen Alarm heulten. Die Bomben holten ihn ein. Nun konnte der brave Mann nicht mehr den Tatzenstock ziehen, um auf den Hintern des Bubenvolks Gerechtigkeit zu üben. In derselben Kirche schuf der Reformator Johannes Brenz anno 1548 die grosse Unruhe unter den Seelen, wie vor ihm schon der Bauernaufwiegler Lukas Strubinger, als er die Talbewohner unter das Fähnlein des Bundschuh rief. Vom Hochrhein bis zum Bodensee liefen seine «Zwölf Artikel über die Bauernbefreiung» durch die Täler. Der freiheitliche Wind eilte seiner Zeit lange voraus.

Es gab vier Fabriken in den dreissiger Jahren, die beiden Kirchen, die beiden Schulen und das badische Finanzamt nebst dem Rathaus. Industrie, Kleingewerbe und die Verwaltungsämter waren der Ankergrund für die Menschen der kleinen Stadt. Einige betrieben den Holzschlag für die Waldungen der Fürstenberger. Andere schnitzten in Werkstätten, die zur Wohnung gehörten, Gehäuse für die bekannten Wanduhren, die alle Welt glauben machen, der Kuckuck rufe am schönsten im Schwarzwald. Seitdem die Gebirgsbahn 1873 den Anschluss an die grosse Welt hergestellt hatte, zog das Hotelgewerbe ins Tal. Der stille Amtsflecken wurde zum internationalen Luftkurort. Vor dem schindelgedeckten Bahnhöfchen warteten die Zweispanner auf die Gäste, die Anfang der dreissiger Jahre auch noch Französisch und Englisch sprachen, und fuhren sie durch den Störenwald zum Schlosshotel. Zum Stolz von Bürgern und Schülern wurde Hornberg nun auch Schnellzugstation der Schwarzwaldbahn. Das war uns wichtig, vor allem gegenüber dem Triberger Bubenvolk. Die Triberger waren mit ihrem Wasserfall ohnehin von der Natur begünstigt.

Professor Karleopold Hitzfeld, der mich von Sexta bis Quarta Geschichte lehrte und als Leutnant der Reserve - einer seiner Lieblings-

sprüche lautete frei nach Brentano: «Die Leutnants und die Fähnderichs, das sind die klügsten Leut» – doppelte Respektperson war, kannte sich in der Reichs- und Territorialgeschichte unserer Landschaft besonders gut aus. Zu unserem Leidwesen wies er nach, dass das berühmte Ereignis vom Hornberger Schiessen gar nicht stattgefunden hat. Woher aber sollte die Mär sonst ihren Ursprung nehmen? Unsere Bubenphantasie kümmerte sich nicht um das Wenn und Aber ihrer historischen Verifikation. Für uns blieb jener nicht ganz so rühmliche Taten-Durst der Vorväter ein gültiges Geschehen, das unsere kleine Stadt in aller Welt bekanntgemacht hat bis auf den heutigen Tag.

Von den Grosseltern her zählten wir zu der bescheidenen Zahl der Honoratioren. Das brachte Vorteile in der Gesinnung der Lehrerschaft mir gegenüber, besonders dann, wenn ich nicht so wollte wie ich sollte. An erster Stelle der Bürgerschaft kam Franz Schiele, Besitzer einer Fabrik für elektrische Geräte. Er galt als streng und gerecht, spendete für das Allgemeinwohl und die NS-Sammelbüchsen reichlich, gab 700 Menschen Arbeit und fuhr in einem schwarzen Maybach mit Chauffeur zur Kirche. Ein Ehrenmann, doch alles, was er tat und sagte, wurde in den kleinen Stuben durchgehechelt. Ebenso redete man über die Hautevolee der nachfolgenden Ränge hinter vorgehaltener Hand, wenn deren jüngere Damen mit geschminkten Lippen aus der Grossstadt kamen oder gar mit roten Fussnägeln die heimische Moralordnung herausforderten. Der Lenz der roten Lippen währte zu meinem Bedauern nicht lange, denn «der Führer liebte das nicht»!

Beamte, Geschäftsleute und Arbeiter zogen nach Feierabend mit Hacken und Körben in die steilen Obst- und Gemüsegärtlein, in die «*Krummbiere*», wie man im Schwarzwald die Kartoffeln nennt. Wald und Gärten verliefen ohne Unterbrechung bis in den Ort hinein. Meine Eltern bewohnten eine altmodische Villa am Waldrand. Einige hohe Ziertannen standen vor dem burgähnlichen Haus und hielten die Zimmer im Halbdunkeln. Beim nachbarlichen Freund Hermann Fischle war der Tag heller, die Familie betrieb eine Bäckerei mit Kolonialwarenhandlung, dort war immer etwas los. In der Backstube roch es nach Hefe und Mehl, und es galt die fromme Vorschrift, in Gegenwart von Brot dürfe man weder schimpfen noch spotten. Mit Lupe und Netz gingen wir Burschen auf Fang nach allem aus, was kroch, flatterte, zappelte und blühte.

An Sonntagen zogen die Familien zum Wandern auf die Höhen und zur

Einkehr in die Bauernhöfe mit und ohne Wirtsbetrieb. Da gab es eine Reihe von Bauern, denen mein Grossvater selig jenen Fleisspfennig zur Belohnung im Unterricht gegeben hatte. Solch augenleuchtendes Erinnern an längst vergangene Tage wurde meist von einem Speckvesper und einigen Gläsern Selbstgebranntem begleitet. Das schmunzelnde Einvernehmen, dass man halt manchmal vergessen hatte, dem Zollamt das frische «Griesewässerle» zu deklarieren, knüpfte die Bande des Vertrauens enger.

Die weitere Geographie liess sich mit dem Fahrrad erkunden, dem Geschenk der Eltern zu meinem zehnten Geburtstag. Wenn es auch ein mühseliges Strampeln und Keuchen das steile Gutachtal hinauf war, der Triberger Wasserfall zog mich immer wieder an. Auch hier war für mich der Grossvater lebendig. Er widmete dem gewaltigen Naturspiel seinen «Gruss vom Wasserfall – Marsch für Pianoforte vierhändig, komponiert 1906 von Adolf Dufner, erschienen im Verlag von E. Schönberger zu Triberg». Bei solchen Exkursionen musste ich mehrmals den Fahrradschlauch flicken, weil es damals noch Hufnägel und anderes spitzes Klein-eisenzeug auf den Wegen gab, die oft «einen Platten» verursachten. Manchmal plagte mich bei diesen lästigen Verrichtungen auch das schlechte Gewissen, und ich sagte mir, das ist nun die Strafe für deinen Unfug. Da gebe es einige Buben, verkündete der Vikar aller Welt an einem Sonntagmorgen, die meinten sie wären pfiffig, wenn sie Forellen nicht mit Hand oder Netz fingen, sondern mit geklautem Zement, was die Fische in ihrem Gumpen aufnahmen und was sie im Nu verenden liess. Nach solcher Predigt mied ich für ein paar Tage meine Waldgänge. Dem tiefdunklen Storenwald, meinem Revier beim Aufgang zum Schloss, wohnte dann eine dämonische Zwielfichtigkeit inne. Aus den Brombeerhecken konnte Gott weiss wer auftauchen, vielleicht der «Holländer Michel», der ja von allen alles wusste. Und ist es dem «Felsenfräulein» nicht schrecklich ergangen, weil die stolze Ritterstochter sich der Armen nicht erbarmt hatte? Der turmhohe Felsklotz in Weibsgestalt bewachte das Tal nach Süden, auch diesen Weg galt es zu meiden. Im Winter murmelte die Gutach schläfrig unter einer Eisdecke. Der Himmel hing noch düsterer ins Tal als sonst. Schon gegen vier Uhr wurde im November das Licht im Haus angemacht. Die Anteilnahme der Hornberger an allem und jedem wurde dann noch intensiver.

Die NSDAP tastete sich im Tal zunächst nur langsam vor. Die Zahl ihrer eingeschriebenen Mitglieder dürfte Mitte der dreissiger Jahre die Hundert

noch nicht erreicht haben. Aus Tradition hielten es die Arbeiter der Steingutfabrik und der Schiele-Werke eher mit den Sozialdemokraten. Erst um 1938 wurde Hornberg zur braunen Hochburg im Landkreis. Selbst der «Sieger vom Schwarzwald», der Lehrer aus dem Schwanenbachtal, Adolf Schuppel, hatte lange Zeit bei den Bauern kaum Erfolg mit den «Bräunungsversuchen». Seinen Nimbus als «Sieger» schuf sich der unbeliebte Mann selbst, als er es zum Stellvertreter des Gauleiters brachte.

Rührig war vor allem die Jugend, wenn die Jungen wie die Soldaten durch das Städtchen marschierten, die Jungmädler in weissen Blusen und schwarzen Röcken hinterher. Das Leben verlief geruhsam, intimer als heutzutage, und soziale Not schien nicht mehr vorhanden. Burgruinen, alte Posthaltereien auf den Passhöhen des Karlstein und des Fohrenbühl, Kirchen aus vorreformatorischer Zeit, Schanzen aus den Tagen des Türkenlouis, die Städtlein und Dörfer im bäuerlichen Charakter ihrer Schindelhäuser, alle gingen sie ihren stillen Gang und redeten von der Vergangenheit. Jetzt aber kamen Sang und Klang ins Tal, die Stinklangeweile hörte auf, wir bekamen, was Jugend will: Unterhaltung, Betriebsamkeit, Geländespiel und Lagerfeuer. Man dachte nicht an Sorgen über die berufliche Zukunft; für alles gab es den Staat, man musste nur mitmachen. Und dieser Staat war mächtig, angesehen in der Welt, der Führer galt vielen als ein Geschenk des Himmels. Es gab kein Halbstarkenproblem, weder waren wir kritisch noch aufbegehrend.. Das Radio, die Zeitung, die Erwachsenen redeten pathetisch von der Erneuerung in Deutschland und von den Erfolgen des Nationalsozialismus für unser Volk – etwas anderes, was alternative Gedanken hätte keimen lassen können, war uns unbekannt. Wo das Müssen anfängt, hört der Übermut auf.

Das Alte und Überlieferte, das in unseren bescheidenen Häusern bewahrt wurde, wurde nicht angetastet, blieb weiterhin geistiger Besitz. Die Poesie unserer heimatlichen Dichtergrössen strahlte nach wie vor in die Winterstuben. Josef Victor von Scheffels «*Ekkehard*», Wilhelm Hauffs schaurig schöne Wäldergeschichte «*Das kalte Herz*», die von meinem Vater geliebten Erzählungen des Haslacher Pfarrers und Landtagsabgeordneten Heinrich Hansjakob «*Wilde Kirschen*» und «*Schneeballen*». Preiswerte Volksausgaben zu zwei Mark achtzig. Oder Hermann Hesses frühes Ringen zwischen Verstand und Träumerei in «*Gertrud*» und «*Rosshalde*». Diese Prosa klang vertraut, aus ihr sprach unsere Landschaft und die Seele unserer Menschen.

Wie dem grossen Sohn Hornbergs, dem Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein (1882-1957), ist mir das Städtchen im Tal zur nährenden Kraft in der Ferne geworden. Und wie der badische Staatspräsident Leo Wohleb in späteren Jahren einmal sagte, sei ich doch immer ein «Wälder» geblieben, und diese Substanz des Wesens sei für einen Schwarzwälder so wichtig wie das Weihwasser in der Kirche. Er hätte es gerne gesehen, wenn ich zu seiner Gesandtschaft nach Portugal gekommen wäre, 1954. Aber das Auswärtige Amt in Bonn meinte, man könne nicht gut die badische Phalanx in Lissabon verstärken, der Bundeskanzler Adenauer sei für den Südweststaat und nicht für die Wiederherstellung des Badnerlandes. Man schickte mich nach Finnland, und es erwies sich bald, dass das nordische Waldland eine gute Wahl gewesen war.

Das Hin und Her früheren dynastischen Eifers um Gottes Wohlgefallen machte Hornberg, als es von Herzog Ulrich von Württemberg regiert wurde, zu einer vorwiegend evangelischen Gemeinde. So ist es geblieben, auch nachdem die Gemarkung im Jahre 1810 in den Besitz des Grossherzogs Karl Friedrich von Baden kam. Mein Vater war von den Vorfahren her katholisch. So sei es richtig, meinte er, und immer so gewesen, seit die Mönche von der Reichenau und St. Blasien in die Wälder eingedrungen seien. Die Kirchenspaltung bedauerte er als ein nationales Unglück, aber in seiner Familie blieb er tolerant. Wie für meinen Grossvater war für meinen Vater das Gotteshaus nicht nur der Ort der inneren Sammlung, sondern *ad maiorem dei gloriam* auch ein Konzerthaus. Ich glaube, niemand in der Sonntagsgemeinde bemerkte es, wenn mein Vater beim Präludieren auf der Orgel so manches Mal, und mehr als nur ein paar Takte, Motive aus dem kirchensuspekten «Parsifal» und «Tristan» einfliessen liess. Er war Organist des Musizierens wegen.

Im mütterlichen Stammbaum war man evangelisch seit der Reformation. Hörte die Mutter, dass beim Nachbarn am Freitag Holz gespalten und Wäsche gewaschen wurde, dann ging sie hin und wies die Leute zurecht. Sie ist stolz darauf, aus Tübingen, der «Perle Schwabens», zu stammen, der Stadt Uhlands, Mörikes und Hölderlins. Tübingen war ihr auch immer Erholung von der Enge der kleinen Stadt in den Waldbergen und zugleich die Bestätigung ihres schwäbischen Selbstwertgefühls. Kein Sonntag verging, ohne dass ich mit ihr in die schöne Stadtkirche ging, wo das Rauschen der Gutach sich mit dem Kirchenlied vermengte. Zum Hauskonzert vereinigten sich um den Kaffeetisch bei Streusselkuchen und Bienenstich der

geigende katholische, der klavierspielende evangelische Stadtpfarrer und der Vater mit der Querflöte. Die Feste des Kirchenjahres waren Glanz nach innen, sie waren feste Pfeiler in unserer vertrauten kleinstädtischen Welt und blieben es in den ganzen Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft.

Wenn die Schneeschmelze am Schlossberg die Gräber der Grosseitern von ihrer winterlichen Decke freigab, las ich den Familiennamen auf dem Grabstein. Hier war der Name heimisch, hier verehrte man die Ahnen, man zog den Hut vor den Eltern, wenn sie zum Kurkonzert in den Storenwald spazierten. Vaters Erzählungen schlugen Brücken in eine noch lebendige Vergangenheit. Er fühlte sich mit dem Badnerland seiner Jugend verbunden, als die Bahn auf ihrem Weg ins Gebirge hinauf noch steckenblieb, weil ihr der Dampf ausging, und als man am Postschalter noch in Goldstücken zahlte. Er begegnete dem kapriziösen Kaiser Wilhelm II. und der fürstlichen Jagdgesellschaft beim Musizieren im Schloss von Donaueschingen, dem «Roten Kampfflieger» Baron von Richthofen bei Cambrai im Felde und blätterte Max Reger im «Inselhotel» zu Konstanz die Notenblätter um.

Vor allem erzählte er mir immer wieder von Richard Wagner. Weniger von dessen Schriften und Verquerungen und der düster-germanischen Wotanswelt. Vielmehr vom Musikalischen her wollte er, der alle Partituren des Meisters kannte und die Klavierauszüge der Opern vom Blatt spielte, dem Zehnjährigen, vielleicht allzu früh, Zugang zu den geheimnisvollen Klangfarben des Romantikers verschaffen. Ich kannte bereits die Leitmotive des «Holländers» und des «Grals» und das schimmernde Es-Dur aus den Tiefen des Rheins. «*Rheingold*»-Alberich war das Pendant zum «*Schuf*» aus den zerlesenen Karl-May-Bänden, der liebenswerte Hans Sachs stand für «*Old Shatterhand*». In den Jahren, die nun folgten, wurde dem Vater das Klavierspiel immer mehr zur Flucht aus dem Netzwerk, in das Hitler seine Beamtenschaft eingespannt hatte. Kam er verärgert aus dem Amt nach Hause, vergrub er sich in seine Musik. Partituren stapelten sich auf dem Klavier, vom marmorkühlen Bach bis zu der feurig strömenden Vielfalt der Wagnerschen Erfindungen.

Das Lämpchen im Gralskelch erglühte nicht. Technisches Versagen. Dennoch wühlte mich «*Parsifal*» mächtig auf und brachte schlaflose Nächte: Als der Vater die Zeit für gekommen hielt, mich in die Wagnersche Praxis einzuführen, nahm er mich mit ins Stadttheater nach Freiburg.

Hernach ging mein Klassenlehrer in der Sexta, Dr. Hafter - ein zarter Intellektueller, dem vor HJ-Aufmärschen und Leibesübungen graute -, meiner tagelangen Konfusion auf den Grund, mit Erfolg. Er suchte meine Eltern zu einem «pädagogischen Gespräch» auf. Aber der Grundstein war bereits gelegt, und jenes ernste Gespräch des zu Recht besorgten Erziehers hat nicht verhindern können, dass ich ein fester Wagnerianer geworden bin. Weil, wie der grosse Dirigent Hans Knappertsbusch es am besten sagt, in dieser Musik das «Tiefste und Schönste» enthalten ist. Meine spätere freundschaftliche Verbindung zu Wieland und Wolfgang Wagner und zur «Werkstatt Bayreuth», denen ich auf meinen nordischen Berufsschauplätzen manches Künstlertalent, das mir begegnete, empfehlen durfte, sind Ausdruck dieser weisen väterlichen Führung geworden.

VI

1939

Unterm Christbaum lag das gewünschte Tagebuch im braun-weissen Leinwandband, das zur Grundlage dieser gedruckten Chronik wurde. Wenn ich es durchblättere, lese ich fast tägliche kleine Abschiede von der Kind-Jugend-Welt. 1939 - aus Spiel wurde Ernst, Politik packte jetzt mit ungestümer Macht einen jeden im Städtchen. Vater meinte: «Die Zeiten sind unruhig», und klappte den Klavierdeckel auf.

Man musste sich bekennen, sechs Jahre nach der Machtübernahme der NSDAP, und ich bekannte mich mit Begeisterung zum Führer und seinem Reich. Gerade weil das Dasein im Talkessel nicht viel Aufregendes bringen konnte, wehten die Nachrichten von grossem Geschehen in Berlin, Wien, Nürnberg, Berchtesgaden einen Hauch von Bedeutung und Grösse in die Bubenherzen hinein. Die Fackel mit dem Feuer aus Olympia, das Riesenstadion in Berlin für das «Fest der Jugend der Welt», die packenden Filme der Leni Riefenstahl von der Olympiade 1936, «Fest der Völker» und «Fest der Schönheit», in der Jugendfilmstunde - das prägte sich ein und blieb haften. Die Werderstrasse, wie die Hauptstrasse schon in grossherzoglicher Zeit hiess, weil der General von Werder hier die heimkehrenden Truppen aus dem siegreichen Siebzigerkrieg begrüsst, wurde jetzt zur Adolf-Hitler-Strasse. Jedes Dorf und jede Stadt im weiteren Umkreis, ja im ganzen Vaterland, hatte seine dem Führer gewidmete Strasse. Meine Eltern zogen aus der düsteren Villa am Waldhang in eine Wohnung desjenigen Teils, der auch weiterhin Werderstrasse hiess. Die Kopfsteinpflasterstrasse sah das Meer von Hakenkreuzfahnen, marschierenden Braunhemden, die Fackelzüge an den Festtagen der Partei und die Militärtransporte talauf und talab, und als im April 1945 die französischen Vorhuten zu Pferd hertrabten, hingen weisse Tücher aus den Häusern und flehten um ein sanftes Joch.

Die Rückseite unserer Wohnung im zweiten Stock schaute zum steilen Schlossfelsen und über die Gutach hinweg zur Oberen Mühle. Ihr riesiges Holzrad drehte sich schon zu der Zeit, als meine Grosseltern diese luftige grosse Wohnung besaßen. Es roch jahraus jahrein nach frischem Tannenhholz. Unter meinem Zimmer lag die Werkstatt der Holzschnitzerei-Firma Herr. Meister Herr war der Besitzer, der gegen das «braune Pack» wettete, aber seinen Sohn Erich in das NS-Kraftfahrerkorps schickte als Alibi für seine Antihitlerei, während Frau Herr noch lauter schimpfte, was ihr zum Verhängnis werden sollte.

Das «Bächle» rieselte im Sommer, aber nach der Schneeschmelze schwoll die Gutach zum Bach und für Tage und Nächte zum reissenden Fluss, dann polterten die Granitbrocken in den Fluten. Am Neujahrstag 1939 war der Bach vereist. Ich bekam fünf Reichsmark ins Sparbuch und betrachtete die Fernwehbücher, die ich aus der Volksbücherei entliehen hatte: «Deutschland greift über den Äquator», «Dreimal Afrika», «Durch Busch und Blockade», «Wann kommen die Deutschen endlich wieder?» und das Kriegsbuch «Gruppe Bosemüller». Herzensfunken für die Abenteurländer unserer ehemaligen Kolonien haben sie entzündet. Wie schön wäre es gewesen, wir hätten unsere Kolonien behalten dürfen! Versailles! Als nach einer Woche alle Bücher verschlungen waren, nahm Mutter die Christbaumkugeln ab. Weihnachten war vorbei. Dass mich im späteren Leben der dunkle Erdteil besonders angezogen hat, mag seine georomantischen Wurzeln in jener Zeit haben, als die Kolonialsehnsucht der deutschen Jugend reichsamlich aus Berlin geschürt wurde.

Kakaoklatsch der Evangelischen Jungschar im Pfarrhaus. Stolz zeigte ich das Foto herum, das mir Luis Trenker mit seiner Unterschrift schickte. Christliche Jugendgruppen gab es in allen badischen Ortspfarrreien. Wenn uns ausgerechnet am Donnerstag, dem Jungscharabend, ein Befehl nachmittags zum Jungvolk-Dienst rief, sassen wir auch in der Uniform um den grossen viereckigen Tisch beim Vikar zusammen. Es konnte uns nur recht sein, wenn gleich an zwei Orten «etwas los war». Das gab dann willkommene Entschuldigungsgründe für nicht gemachte Hausaufgaben.

Wir sangen, beteten, sahen Lichtbilder einer Andenexpedition oder lasen Abenteuergeschichten vom Mumiendiebstahl in der Cheopspyramide. Aber schon ein Jahr darauf ist dieser milde Protestversuch der Landeskirche gegen das staatliche Jugendmonopol eingeschlafen. Wir bedauerten, dass dieser ungezwungene und heitere Kreis der Vorkonfir-

manden nicht mehr zusammenkommen durfte. Meinen Eltern berichtete der Vikar, der Reichsjugendführer Baldur von Schirach habe angeordnet, ein Hitlerjunge dürfe nicht gleichzeitig einer konfessionellen Jugendgruppe angehören. «Die gesamte deutsche Jugend innerhalb des Reichsgebiets ist in der Hitlerjugend zusammengefasst», so lautete das Jugendgesetz vom Dezember 1936.

Landkarten zählten zu den Objekten meiner inneren Schatzkammer. Vielleicht hat jener Vorfahre, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit Schwarzwalduhren in Amerika handelte und mehrere Male in die damals noch junge Neue Welt gesegelt war, mir eine ausgeprägte Ader für die Geographie hinterlassen. Ich war der Anführer der Quartaner, die jetzt auf den Schulbänken mit Bleistift, Zirkel und Lineal auf dem Schultatlas den spanischen Bürgerkrieg nachzeichneten. Unsere Herzen schlugen für General Francos «Blaumützen», die vor Barcelona standen. Bis zur Ankunft des Lehrers im Klassenzimmer spielten wir Nachrichtenbüro: «Achtung, Achtung, der nationalspanische Heeresbericht aus Burgos gibt bekannt: Alle roten Häuptlinge und Mannschaften ergriffen das Hasenpanier und flohen aus Barcelona.» Ich war stolz auf Onkel Hermann, den Bruder meiner Mutter, der eine Messerschmitt in der *Legion Condor* flog. Damals schrieb ein anderer, Thomas Mann im Exil, in sein Tagebuch: «Die wüsteste Demoralisation durch Deutschland. Fürchterliches Bombardement Barcelonas durch deutsche und italienische Flugzeuge, entsetzlicher Effekt der neuen deutschen Brisanzbomben.»

Der Radioreporter schilderte den Neujahrsempfang des Führers in der neuen Reichskanzlei. Wir Pimpfe trugen unseren Teil zum neuen Jahr bei und verkauften Seidenbänder für das *Winterhilfswerk* (WHW), 20 Pfennig das Stück. Was samstags keine Abnehmer fand, wurde von SA-Männern am Sonntagvormittag auf dem Kirchplatz und vor den Wirtshäusern unters Volk gebracht. Im Gottesdienst sassen nur wenige Bürger ohne das Abzeichen der allgemeinen Hilfsbereitschaft. Sonntagnachmittag: Auch mit 13 hörte ich noch, wenn die kühle Jahreszeit die Menschen ins Haus verbannte, die Kinderstunde: «Kasperle auf Weltfahrt». Und vor dem Einschlafen die aufregende Stunde mit Karl May: «*Im Reiche des silbernen Löwen*».

Am Hang zum Windeckfelsen zeigten sich bereits die ersten dunklen Tannenspitzen. Der Schnee schmolz auf den Ästen. Ich holte das Fahrrad aus dem Winterschlaf vom Speicher; dies war der Vorbote für Ungebun-

denheit und Frühling. In der Hosentasche Salmiakpastillen, Taschenlampe und Rolf Torrings «Das Blasrohr» – jene Groschenheftchen waren sehr beliebt und wechselten stets ihre Besitzer in der Schulpause. Die Abendrunde mit dem Fahrrad durch den Ort gehörte zum Taglauf, zum Schwatz über die Schulaufgaben, zum Blick in den Befehlskasten des Jungvolks am Rathaus. «Mittwoch: Übungen für das Leistungsabzeichen.» Wenn die Witterung keinen Ausmarsch erlaubte, hiess dies «Der Lebenslauf des Führers». Wie oft habe ich diese Litanei auswendig hergesagt: «Unser Führer Adolf Hitler wurde am 20. April 1889 in Braunau am Inn als Sohn eines Zollbeamten geboren . . .»

Jeder Junge, jedes Mädchen kannte des Führers Lebenslauf bis zur Machtübernahme. Da die Vita für den Kameradschaftsabend nicht ganz ausreichte, behandelte Jungenschaftsführer Willi Wolz zwei weitere Pflichtkapitel: «Die deutschen Kolonien» – darin kannte ich mich aus, Carl Peters, Gustav Nachtigall und Paul von Lettow-Vorbeck, unsere grossen Kolonialherren – und «Der Schmachfriede von Versailles», der so viele Gebiete vom Reich wegnahm und überhaupt die Ursache des Elends der «Systemzeit» war. Vom Elsass bis zum Memelland, alles dahin . . .

Unser Fähnleinführer «Ernstle» Biermeier, klein von Gestalt, aber hell im Kopf und schon in der Untersekunda, piff mit der Trillerpfeife zum Mittwochabendappell. Es war nicht leicht, 100 Buben im unbeleuchteten Schulhof zur Ordnung in Reih und Glied zu bringen. Der Dienst endete mit Lied und Marsch zum Rathaus: «*Brüder in Zechen und Gruben, Brüder ihr hinter dem Pflug, aus den Fabriken und Stuben folgt unsres Banners Flug.*» Ernstle, werktags mit der grün-weissen Führerkordel und sonntags Ministrant, rief mit heller Knabenstimme: «Vordermann, links zwo, drei, vier, zweite Strophe!» – «*Hitler ist unser Führer, ihn lohnt nicht goldner Sold, der von den jüdischen Thronen vor seine Füsse rollt!*»

Auch hob ich im Tagebuch auf, was mir wichtig schien und sich in der Ferne abspielte: Kreuzer «Seydlitz» in Kiel vom Stapel gelaufen. In Irland Mordversuch am Sohn des Premierministers Chamberlain beim Jagdausflug: Warum ich diese Beinahtagödie als Sensation notierte, ist mir heute ein Rätsel. Vielleicht malte da die Phantasie mit – blutiges Ende einer Jagdparty, Blutrache in den Wüsten des «silbernen Löwen»?

Pimpfe, Hitlerjugend, Beamtschaft und NS-Sachwalter, Mütter der NS-Frauenschaft, alle strömten ins Wirtshaus «Zum Krokodil». Die Teilnahme am Vortrag des jugendlichen Gauredners war freiwillig. Aber das

Thema lockte: «Südwest – Land und Leute». Ausserdem war es klug, sich zu zeigen und sein Interesse den anwesenden Lehrern unter Beweis zu stellen. Die deutschen Farmer in Windhuk, Etoschapfanne, Diamanten in der Wüste, Lagerfeuer. Studienrat Schlager, gefürchtet in Mathematik und Biologie, setzte sich ans Klavier und stimmte für alle an: «*Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem roten Krieg, wir haben den Schrecken gebrochen, für uns war's ein grosser Sieg. Wir werden weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt, und heute, da hört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt.*» Am Saalausgang die Sammelbüchse für die NS-Volkswohlfahrt.

Die Winteruniform des Jungvolks aus dickem blauem Tuch war schick. Sie sah den Skianzügen der Winterolympiade von Garmisch-Partenkirchen ähnlich. Die schwarze Schildmütze mit eleganter Schiefe auf dem kurzgeschorenen Kopf. Ich war gerne einer von des Führers fünf Millionen Jungen. Wir sangen dieselben Lieder, hatten denselben Kampfgeist für das Leistungsabzeichen, vom Schwarzwald bis nach Ostpreussen.

Zu Führers Geburtstag vor drei Jahren sprach ich Zehnjähriger meinen ersten Eid in der fahngeschmückten Turnhalle, vor allen Bürgern: «*Ich verspreche, in der Hitlerjugend allzeit meine Pflicht zu tun in Liebe und Treue zum Führer und zu unserer Fahne. So wahr mir Gott helfe.*» Trommelwirbel. Vom Ortsgruppenleiter das Geschenk «*Pimpf im Dienst*», von den Eltern das Fahrtenmesser. Fast noch mit Kinderstimmen sprachen die Mädchen denselben Spruch. Helga mit den blonden Zöpfen, Elfriede und Erna mit braunen, Klassenkameradinnen in der Sexta. Sie waren jetzt «Mädels» im Jungmädelsbund, bis sie mit 14 in den Bund Deutscher Mädchen aufgenommen wurden. Sie piepsten im Chor «*Ein Fähnlein weht im Winde . . .*», und jeder von uns Buben hörte die Stimme seines Schwarms heraus.

An einem der folgenden Wochenenden lautete der Befehl «*Edelmetall für Devisen*». Jungvolk und Jungmädels sammelten von Haus zu Haus für etwas, das sie nicht kannten. «Vater, was sind Devisen?» – «Herr Dr. Hitzfeld, was sind Devisen?» Begriffen hatte das keiner so recht mit der «Devisennot» und dem «wirtschaftlichen Selbstbehauptungskampf» durch den Vierjahresplan. Wir bettelten um alte Kupferdrähte, leere Zahnpastatuben, Stanniolverschlüsse. Selbst alte Kochtöpfe waren edel genug für den nationalen Zweck. Die Handkarren hoppelten übers Pflaster. Kurz darauf verkauften wir Verkehrsabzeichen für das WHW.

Manchmal blieb die Haustüre verschlossen. Meine Eltern erklärten das so, es gebe alte Weiblein, Rentner, Witwen und kinderreiche Arbeiter, die könnten sich für die 20 Pfennig auch einen halben Laib Brot kaufen. Also, nicht alle wollten oder konnten freudig spenden. Schon beim Segen in der Kirche wurde die Gemeinde an das NS-Volksoffer gemahnt, denn auf dem Kirchplatz klapperten die SS- und SA-Männer mit der Sammelbüchse, laut und unüberhörbar selbst beim Orgelklang, ebenso für manche, die vom Frühschoppen aus der «Sonne» kamen und etwas kariert in die Gegend guckten.

Die besser verdienende Bürgerschaft gab gern die kleinen Groschen in die Büchse, ihr Opferwille war echt und bezeugte Sinn für die Volksgemeinschaft. Für die gewichtigeren Reichsmark-Spenden war der Blockwart zuständig. Er war über die Einkünfte der Volksgenossen seines Reviers im Bilde und ging mit der offenen Spendenliste von Haus zu Haus. Da konnte jeder, wenn es an der Türe klingelte zur Stunde des Sonntagsbratens, nachlesen, welcher Nachbar gar zehn und wer nur drei Mark übrig hatte. Die Ortsgruppenleitung der Partei passte auf einen jeden auf, der in den Opferstock der Kirche gab oder beim Kappenabend der Stadt- und Kurkapelle im feinen Hotel «Bären» «einen springen liess».

Der 30. Januar 1939 fiel auf einen Montag. Bei der Schulfeyer hallte die Stimme von Rektor Rösch, dem «Kugelblitz», durch den Singsaal. Die Hand fest am Koppel, sagte er: «Heute vor sechs Jahren hat unser geliebter Führer Adolf Hitler die Macht im Reich übernommen. Deutschland erwache!< hiess die Parole, für die sie angetreten sind, die Helden des Neunten November, die Blutordensträger der Nation.» Darauf in Direktübertragung aus Berlin die tiefe, vertraute Stimme des Führers aus dem Lautsprecher. Er rief seiner Jugend zu: «Von Jahr zu Jahr formt sich Euer Bild schöner. Es ist eine wirkliche Freude, in die deutsche Jugend zu sehen. Damit weiss ich das Reich für alle Zukunft sicher und geborgen, weil das deutsche Volk sicher und fest stehen wird.» Die Stadtkapelle stimmte den Egerländer Marsch an, das «Kampflied der Sudetendeutschen». Ausmarsch der Schulfahne, der Jungvolkfahne, der Hitlerjugendfahne, die Wimpel der Mädchen. Schulfrei.

Es gab auch Häuser, aus denen keine Hakenkreuzfahne wehte. Zum Beispiel aus der Wohnung des Kirchensteuereinziehers Schmidt und des Steingutarbeiters Wacker. Die Partei nahm davon Notiz. Den alten Schmidt liess man laufen, den «Kommunisten» Wacker liess man ab und zu

in Dachau verschwinden, doch kam der kräftige Mann mit dem düsteren Gesicht nach einiger Zeit immer wieder nach Hause zurück, abgemagert – und schweigsam. In den entlegenen Bauernhöfen liess man sich Zeit mit der Hitlerfahne. Man hatte andere Sorgen. Das Reichserbhofgesetz hatte es nicht leicht mit dem alemannischen Bauern trotz. Erst als das elektrische Licht, fortschrittliches Emblem der deutschen Erneuerung, die letzten Zinken in den Tälern des Niedergiess und Offenbach beleuchtete, liess sich der eine und andere Hofbauer für die grosse Sache gewinnen. Aber zum Reichsbauerntag nach Bückeberg fuhr meines Wissens keiner aus der Talschaft.

An diesem schulfreien Staatsfeiertag, dem 30. Januar, strampelte ich mit meinem Schulbankgenossen Fritz Walter, dem Sohn des Bären-Hoteliere, auf dem Drahtesel die vielen Strassenkehren nach Triberg hinauf. Wir kauften Wiener Würstchen, latschten zur Bobbahn und wärmten uns im Heimatmuseum auf vor dem Modell der Schwarzwaldbahn und den ausgestopften Waldeulen. Es wurde früh dunkel, zu Hause sorgte man sich schon. Als ich mit der Fahrradglocke das Zeichen «ich bin da» im Höfchen gab, war der Kuckuck los. Mit Pfefferminztee und ohne Abendbrot marsch ins Bett! – Fünf Jahre später kam der Brief des Kompaniechefs aus Russland: «Fritz im Fronteinsatz vermisst.» Der immer lustige Schulkamerad mit der kecken Haartolle in der Stirn kehrte nicht mehr zurück.

Aus Wolfach, dem Sitz der Kreisleitung der NSDAP, erging der Befehl an alle Beamten und Behördenangestellten, aufgrund des Reichsbeamtengesetzes den Ariernachweis zu erbringen. In der Buchhandlung Aberle gab es die vorgedruckten Ahnentafeln. Ihre vielen Fächer und Seiten reichten, es schien mir, fast bis zu Adam und Eva hinab. Es machte mir Freude zu sehen, wie sich die Kästchen mehr und mehr mit Namen und Daten füllten. In jenen Wochen gingen überall in Deutschland Tausende von Briefen kreuz und quer zu Pfarreien und Standesämtern. Wo der Dreissigjährige Krieg die Kirchenbücher vernichtet hatte, rissen die Gliederketten ab. Auf Vaters Seite stiegen wir bis ins 16. Jahrhundert hinab, immer blieben wir im Alemannischen. Da tauchte unerwartet in einem Kirchenregister eine Vorfahrin namens «Rebekka» auf. Vaters Schrecken war gross, denn die Ahne mit dem suspekten Namen war für unseren Ariernachweis nicht genügend weit hinten im Buch der Zeit. Als Beamter konnte er im Falle «nichtarischer Versippung» in eine schwierige Lage geraten, und ich mit ihm. Behutsames Weiterforschen brachte zum Glück

an den Tag, dass es der zweite Vorname der guten Frau gewesen war und «Verdächtiges» in der Linie nicht vorkam. Die Ahnenprobe war bestanden, Vater wurde befördert, und ich konnte umso freier meinem Wunschtraum nachhängen, Reserveoffizier bei den Panzertruppen zu werden!

Als in jenem Frühjahr der Winter noch einmal für einige Tage zurückkam, wurde ein Schulausflug auf den Gebirgsstock des Fohrenbühl angeordnet. In der grünen Jahreszeit ging ich gerne die drei Stunden bergauf zu den windigen Hochflächen. Dort standen sich der badische und der württembergische Grenzstein gegenüber. Jetzt aber durch Schnee und Eis, den Brotbeutel mit der Marschzehrung, der Taschenlampe und dem Verbandspäckchen umgehängt, stapften die Klassen hustend und murrend zum Aussichtsturm im Gebirge. Hinter dem weissen Tannenwipfelmeer leuchteten die silbernen Schweizer Alpen. Wir froren, die Schuhe waren durchnässt, doch die Parole in Schule und Jungvolk hiess «Abhärtung»: Die Jugend des Führers trotz Wetter und Wind.

Im Schulsport wurde das Kleinkaliberschiesen für die Jungen eingeführt, für die Mädchen das Keulenschwingen. Angenehmer war es mir, wenn die Schulklingel das Zeichen zum Beginn der Filmstunde gab. Im Zeichensaal kamen die höheren Klassen zusammen zu «Flachsernte», «Die kleinen Süßwassertiere» und «Marionettentheater: Tischlein deck Dich». Mit Spucke angefeuchtete Kugeln aus Löschpapier flogen durch das Dunkel. Zettelchen wanderten hinüber zur Mädchenseite. Und dann, von allen deutschen Sendern in alle deutschen Schulen übertragen: Das Schlachtschiff «Bismarck» lief vom Stapel und der Führer hielt die Taufrede.

Zur Fasnet ging es hoch her im Städtchen. Wie auf der Flucht vor Uniform und Marschordnung schnorren die Hornberger von Wirtschaft zu Wirtschaft. Die Närrinnen, altjüngferlich angezogen und das Gesicht ver mummt, nahmen die Bürgerschaft auf die Schippe. Vor ihren spitzen Zungen war auch Privates aus den lokalen braunen Führungsgremien nicht sicher. Beim Kinderball im «Bären» war ich ein Apache. Schon im Jahr darauf machte der Krieg dem Fasnachtstreiben ein Ende. Auch der Tanz verschwand aus den Gasthäusern, bis sich zehn Jahre später die französische Besatzungsmacht vor den entnazifizierten Badenern sicher fühlte und die Narren wieder hüpfen, schnorren und tanzen liess.

Im Badischen waren es die Ferien, im Schwäbischen sagte die Grossmutter: «So, grüssgottle, kommsch in d'Vakanz?» Ein halbes Dutzend Panzerkampfwagen vom nahen Böblinger Regiment machte Halt in Tübingens

Wilhelmstrasse. Viele Leute bestaunten die Vehikel, den Besatzungen sah man den Stolz auf ihre schnelle Waffe und die schwarze Uniform mit dem silbernen Totenkopfabzeichen der Panzertruppe des Heeres an. Das waren Anklänge an den Alten Fritz und seinen Leibhusarengeneral Hans Joachim von Zieten. Torgau 1760, der «Zietenritt», der Siebenjährige Krieg - in Geschichte hatte ich immer ein «Gut». Mein Entschluss stand jetzt endgültig fest: Ich wollte Panzerkommandant werden. Als ich fünf Jahre später zum Panzerregiment 7 nach Böblingen einrückte, hatten wir noch dieselben Modelle «Panzer III» für Übungen im Gebrauch. Sie erschienen mir im Nachhinein klein und langsam im Vergleich zum wendigen Angriffspanzer «Panther», auf dem ich meine Lehrzeit machte, aber sie wirkten entscheidend am blitzartigen Vorstoss auf Paris, 1940, mit.

Im März gab es eine schulfreie Pimpfenwoche. Ich las «Kaiserjäger am Col di Lana» und Dwingers Roman über die Sowjetrevolution «Zwischen Weiss und Rot». Werbemarsch des Jungvolks mit Trommeln und Fanfaren. Im Kino, dem einzigen im Ort, lief «Wer will unter die Soldaten», jugendfrei. Dann schrieb ich das erste historische Datum in mein Tagebuch. «15. März 1939: Ab 6 Uhr fahren die deutschen Truppen in die ehemalige Tschechei ein. Die Fesseln sind gelöst. Böhmen und Mähren sind frei. Der Führer begibt sich zu den einmarschierenden Truppen. Die Volksdeutschen in ungeheurer Freudenstimmung. Der Führer in Prag, Stadt der alten deutschen Kaiser. Schulfeier im Zeichensaal. Hausaufsatz über den Kampf um Troja.»

Dr. Hitzfeld widmete Napoleon viel Zeit in unserem immer düsteren Klassenzimmer. Seine Augen bekamen den bekannten heroischen Glanz, wie schön ist das Soldatenleben. Dabei steckte er eine Tube mit lindernder Paste in seine «Hühnernase», währenddessen ich die Goldrandbrille halten durfte: Pause, «Wagram», Pause, «Beresina», er drückte auf die Tube, jeden Morgen dasselbe Schauspiel. Im Krieg hatte dem jungen Leutnant ein Splitter die Nase zerfetzt. Die Kunst des Feldarztes schuf ihm eine neue, aus flandrischem Hühnerfleisch. Allen Klassen war die Geschichte des deutschen Helden mit der Franzosennase bekannt. Wir verehrten ihn, weil er der einzige Offizier unter den Lehrern war und ein vorzüglicher und humorvoller Erzieher dazu. Den braunen Rock trug er nie, «der kaiserliche Offizier und Lateiner schaute herab auf die Parteizwerge», sagte er mir, als alles vorbei war.

Die «Befreiung des Sudetenlandes» wurde auf Anordnung des Schuldirektors mit einer Schnitzeljagd auf Skiern nach Oberreichenbach gefeiert. Auf den Höhen war noch tiefer Winter. Beim Vespere im Oberen Wirtshäusle die feierliche Stimme des Radiosprechers: «Der Führer in Brünn.» Jubelnde Menschen in Prag, Brünn und Wien, grossartig die Bilder in unserer Vorstellung. Im Dämmerlicht Schussfahrt ins Tal. Im Schulhaus wurde für das grosse Geländespiel der Jungvolk-Fähnlein von Homberg, Hausach, Gutach gegen die Triberger geprobt. Feldtelefonstationen wurden durch die Schulgänge verlegt, die Jüngeren schwenkten Signalfahnen «Marsch – Angriff – Halt», denn nichts geht über eine gute Vorbereitung für das Gelingen des Geländespiels, sagte unsere Pflichtlektüre «Pimpf im Dienst».

Wenige Tage später schon das nächste historische Datum. «22. März 1939: Das Memelland kehrt heim ins Reich.» Wir konnten uns den neuen Gau weitab im Nordosten kaum vorstellen, das Reich war gross. Flaggenparade im Schulhof. Der Chor, einstudiert vom forschenden Musik- und Zeichenlehrer Schlager in der Uniform des NS-Kraftfahrerkorps, sang in getragener Weise mehrstimmig:

*«Deutschland, heiliges Wort,
du voll Unendlichkeit!
Über die Zeiten fort
seist du gebenedeit!
Heilig sind deine Seen,
heilig dein Wald
und der Kranz deiner stillen Höhn
bis an das grüne Meer.»*

Von allen Pflichtliedern war mir dieses das liebste. Es war kein Lied von Tod und Kampf. «Deutschland», das hatte einen mystischen Wohlklang, für den unsere Herzen empfänglich waren.

In Tübingen, in den Osterferien, sprachen die Fahnen, die aus den Fenstern hingen, die Umzüge der vielen NS-Organisationen, die Verwandten dieselbe Sprache: Es ist eine grosse Zeit, in der wir leben, und alles verdanken wir dem Führer. Da ich ein gutes Schulzeugnis vorzeigen konnte, flossen die Markstücke reichlich. Ich streunte durch die Bursagasse hinauf zum Schloss, das breit wie eine Dampfnebel über der Stadt

liegt. Auf dem «Känzele» betrachtete ich die Fotos in der «Wiener Illustrierten»: Stapellauf des Schlachtschiffs «Tirpitz», der Führer überreicht dem ersten Grossadmiral des Grossdeutschen Reiches den Marschallstab.

Karameleier und rote Zuckerhasen lachten aus den Konditoreien, Studenten und Offiziere mit ihren Begleiterinnen im «Café Pomona» und im «Eissalon Venedig». Der Wunsch des Dreizehnjährigen: Ich wünschte mir einen der handgrossen silberglänzenden Rennwagen der Marke Schuco, denn es war die spannende Zeit des Rennfahrers Rudolf Caracciola. Mein nächster Gang zu Spielwaren-Daut – der Besitzer war ein Regimentskamerad von Vater –, da wurden Wünsche leicht erfüllt. Alles Erinnern ist heiter, wenn ich an Tübingen denke.

Der Unterricht wurde nach den Osterferien mit einer Ansprache des Rektors im Schulhof wieder aufgenommen. Am Abend in Begleitung der Eltern in dem Film «*Pour le Mérite*». Das Lernen erschien jetzt nicht mehr so wichtig. Weit mehr beschäftigte Lehrer und Schüler das herannahende Jungvolk-Geländespiel der DJ-Fähnlein aus der weiteren Umgegend. Klassenzimmer wurden ausgeräumt, Strohsäcke auf dem Boden ausgebreitet, geheime Signale mit der Taschenlampe erfunden. Unsere Stimmung erhitzte sich, je näher der bedeutende Tag kam. Zwei Kundschafter in Zivil, die sich aus dem Feindlager der Triberger in unsere Sammelstelle gewagt hatten, wurden entdeckt. Als sie mit dem Motorrad entwischen wollten, versagte der Motor, denn ein ganz Schlauer hatte Zucker ins gegnerische Benzin geschüttet. Unter dem Hohngeschrei von 200 Pimpfen wurden die Geiseln in den Karzer abgeführt.

Die «Schlacht» verlief wie das Hornberger Schiessen. Leider brach das Geländespiel viel zu früh in sich zusammen. Die stockfinstere Nacht war schuld daran. Keiner sah genau, wer auf wen eindrosch, auf Freund oder Feind. Aufregender war das Kampieren im Stroh vor dem Ausrücken zum Gefecht und die Begegnung mit so vielen Jungen aus dem unteren Gutachtal, die wir nicht kannten. Ich schob mit meinem Freund, dem Moser-Erich, Streifenwache, das Kleinkalibergewehr umgehängt, im nachtschwarzen Schulhof bis halbhelf. Dann leises Wecken. In den Klassenzimmern wurde es lebendig, Antreten zum Teefassen, Brombeerblättertée, ganz wie bei den Soldaten. Nach und nach brachen die Vortrupps der Vierzehnjährigen auf. Das Gros der jüngeren Pimpfe stapfte um Mitternacht hinauf zum Föhrenbühl, gähmend und in Gedanken an das warme

Bett daheim. Die Triberger, Schonacher, Schönwälder mögen ganz schön im kalten Wald gefroren haben, sie klapperten mit den Stiefeln und liessen sich überraschen. Bevor meine Phalanx ins Treffen kam, hörte ich schon unser «Hurra» und «Haut sie». Mit zitternden Knochen schlurften wir talwärts. Erich mit den dicken Vesperbroten mit Hausgeschlachtetem, um die wir uns rissen und gegen Brezeln und Bonbons tauschten, meinte: «Hier ist's so dunkel wie beim Negerboxkampf im Tunnel.» Schläfriges Lachen. Jetzt konnten die Triberger mit ihrem Wasserfall selig werden, wir hatten's ihnen endlich gezeigt. Zwei Jahre später kam ich in Triberg auf die Oberschule. Es war ratsam, jenes Geländespiel nicht zu erwähnen.

Alles Militärische, das von nun an mehr und mehr durchs Tal zog, wurde bestaunt: Geländewagen, Geschütze, Funkwagen, die schneidigen Offiziere, manch einer mit dem Eisernen Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg. Der Schulhof verwandelte sich für Tage in einen Kasernenhof, und der Stelzenmann der Firma Erdal-Rotfrosch mit dem schwarzen Zylinder, der mit Bonbons um sich schmiss und für Schuhwichse warb, war auf einmal nicht mehr für uns interessant. Manchmal kamen wir verspätet an Mutters Mittagstisch, weil die Quarta mit den Landsern auf die Suppe aus der Feldküche gewartet hatte.

Das herbe Fräulein Hausenstein, Studienrätin für Deutsch und Englisch, bemühte Goethe im Unterricht: «Regentropfen vereinigen sich gern zu Strömen.» Das war Auftakt zum Schulausflug an den Rhein mit der sicheren Erwartung eines nachfolgenden Aufsatzes. Um fünf Uhr früh am 10. Mai dampfte der Zug das Kinzigtal hinab. Weitere Schulklassen stiegen unterwegs zu.

Seit einiger Zeit durfte ich Halbschuhe tragen. Weg mit den klobigen Schnürstiefeln. Es war wichtig, sich fein zu zeigen, denn ich begann, meine Gedanken auf eine Mitschülerin zu richten. Sie war gross und schlank und hatte zwei lange hellblonde Zöpfe, und überhaupt erschien sie mir so schön wie die jungen Frauen, die damals in den Filmen auftraten. Meine Herzensregung war kein geringer Ansporn für den Erwerb einer Führerschnur im Jungvolk. Zuerst die rot-weisse des Jungenschaftsführers, dann die dicke grüne Kordel des Jungzugführers für die Schar von 30 Buben. So oft der Dienst und das Wetter es erlaubten, liess ich meine Pimpfe zum Schulhaus nach Hohenweg marschieren, eine halbe Stunde die Gutach abwärts, denn ich hoffte, des Schullehrers Töchterlein Helga zu erspähen. Ihren Vater hat sie bald verloren, gefallen für Führer und Reich.

In Mannheim führte eine Musikkapelle die schier endlose Schülerkolonne auf das neue Schiff «Ostmark». Für die meisten war es die erste Begegnung mit dem grossen Strom. «*Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze*» hiess es ein Jahr später. Kohlenschlepper zogen Russfahnen hinter sich her, deutsche, holländische, schweizerische Fahnen am Mast. Ab Bingen schrieb ich die Burgen in mein Büchlein, Rheinstein, Falkenburg, Sooneck, die Pfalz der Kaiser und des Generals von Blücher. Da wurde alte Geschichte lebendig, die Ritterzeit, von der mein Lieblingsbuch «*Bildersaal Deutscher Geschichte*» erzählte. Die Weindörfer haben mich enttäuscht, überall nur graue Schieferhäuschen. Wie schmuck waren da die Dörfer in unseren heiteren Wiesengründen! Auf dem Rückweg, in Rüdesheim, wälzte sich der Wurm des Schülervolks hinauf zum Niederwald. Unterm Denkmal der eisernen Germania das Foto mit den Klassenkameraden, dem Stadler-Alfons und dem Heidig-Hans. Dem ersteren wurde schon bald im Krieg ein Arm abgeschossen, der zweite blieb im Feld, ich als dritter kam wie durch ein Wunder davon.

Frische Jungengesichter, Kletterweste, kurze Hosen und staksige Beine. Meine Agfa-Box hatte ich vom Drogisten, für vier Markstücke mit den Prägebuchstaben *A-G-F-A*, erspart vom Taschengeld. Sprudel und Coca Cola waren ausverkauft. Die durstigen Schüler riefen nach Wasser. Hauenweibchen der Bahnhofsmission in Karlsruhe liefen sich die Hacken ab. Wir wussten, Karlsruhe, das ist die Hauptstadt unseres Gaues, hier wohnt unser HJ-Obergebietsführer Friedhelm Kemper. Wenn der unser Gejohle sähe! Wie erwartet kam der Schulaufsatz, und das Nationaldenkmal auf dem Niederwald fehlte nicht darin.

Die Kirschenzeit war vorüber, der Juli warm und trocken, die Äpfel hatten gut angesetzt. Nachmittags radelte ich ins Niedergiess und half der Familie Feiertag auf dem Kartoffelacker. Der Acker lag steil am Berghang, wie das Strohdach des 500 Jahre alten Bauernhofs. Wo das Bächlein vom Karlstein herab aus dem Moospolster springt, ducken sich Haus, Altenteil und Kapelle am Waldsaum. Das ganze Regiment meiner Schmetterlingswelt war dort zu Hause: der Schwalbenschwanz, der seltene Schillerfalter in den Sonnenstreifen des Hochwalds, der Trauermantel, wenn die Eberesche leuchtete.

Für meinen späteren Weg durch viele Länder gab mir der Vater ein Gemälde dieses Tales mit ins Reisegepäck. Von meinem Schreibtisch im Fernen Osten fällt der Blick auf den Hof im sommerlichen Wiesengrund.

Wald und Acker, Vieh und Herrgottswinkel, die niedrige Stube mit den kleinen Fenstern waren die Merkmale im bäuerlichen Jahresreigen. Der Hoferbe fiel in Russland. Und der Erbe vom nachbarlichen Vorderhauenstein wurde, kaum zehnjährig, von einer marokkanischen Soldatenhorde erschossen, als der Waffenstillstand längst geschlossen war. Der Bub war auf dem Kirchgang im Tal gewesen, er hatte den französischen Befehl zum Stehenbleiben nicht verstanden. Wenn der Schnee den Kirchgang verhin-derte, läuteten die Bauern ihre Kapellenglocke zur Betzeit. Es berührte sie damals kaum, dass sie zum «Bauernadel der Nation» gehörten. Der mühe-volle Tag nahm seinen Lauf jahraus, jahrein, die «Blut und Boden»-Propaganda des Reichsbauernführers machte ihren krummen Rücken nicht aufrechter.

Im August mietete Vater, der nebenher die Stadt- und Kurkapelle leitete, einen Autobus für den Sommerausflug nach Tirol. Die Familien-angehörigen seiner Musikanten waren mit dabei, und für die meisten war es die erste Bekanntschaft mit der ins Reich heimgekehrten Ostmark. In Meersburg erster Halt: Frühschoppen. Ein KdF-Schiff mit Wimpeln und Fahnen fuhr in den Hafen ein, von Böllerschüssen begrüsst. Es musste krachen, wenn es lustig sein sollte. In der Rappenlochschlucht und in der «Krone» in Dornbirn erwarteten KdF-Warte bereits die Gäste aus dem Altreich. An allen Orten waltete die Obhut von Partei und Staat.

Im Montafon war ich zum ersten Mal in meiner Traumwelt, den hohen Bergen, von denen meine Bücher sprachen: Luis Trenker, «*Kameraden der Berge*» und «*Berge der Heimat*» und F. Bechtold, «*Deutsche am Nanga Parbat*». Im Tal mit den anderen mochte ich nicht bleiben, es zog mich zu den felsigen Wänden. Nach der Mittagsrast in Partenen erlag ich dem Bergfieber. Zusammen mit einem nur wenig älteren Burschen klet-terte ich über glitschige Matten am Zeinisjoch hinauf, bis zur Grenze von dünnem Gras und Gestein. Der Silvrettagletscher kam näher, je höher wir in der Eile stiegen, umso kleiner wurde das Dorf tief unten, wie eine Spielzeugschachtel. Man hatte unseren Aufstieg ängstlich mit dem Feldste-cher verfolgt, doch war die Kraxelei völlig ungefährlich. Als die Schatten schon überm Tal lagen, waren wir wieder unten und bei der Schelte. Ich war glücklich über meinen Einstand im Hochgebirge. Gebirge, Wälder, Erdgeruch haben mich immer stärker angezogen als die wüstenhafte Weite einer Küsten- und Meerlandschaft.

Nach dem Abendbrot wurden die Instrumente ausgepackt. Die Prome-

nadenstückchen des Kurkonzerts, «Dichter und Bauer» und «Schöne Galathé». Beim Walzer und Tango strich ich mit dem Jazzbesen übers Trommelfell. Der letzte Friedenstango, der letzte Tanz, aber niemand dachte an so etwas. Am folgenden Tag, in Stuben am Arlberg, kamen schrille Töne aus dem Radio: «Unerhörter Terror gegen die Deutschen in Polen. Polen stürmen den deutschen Sender in Gleiwitz. Die Polen wollen auf Berlin marschieren.» Die Stimmung unter den Reisenden wurde gedrückt.

Diese heißen, himmelblauen Augusttage. Das Korn war in die Scheunen eingebracht. Die Kurgäste in den Tiroler Dörfern sonnten sich in den Liegestühlen auf den Wiesen. Da kam, wie der Windstoss vor dem Gewittergrollen, in Hindelang die Nachricht, Postboten trügen Stellungsbefehle für die Wehrmacht aus. In Sonthofen dasselbe. Der sommerliche Friede war wie ausgelöscht. Beim Abendessen in Immenstadt rief ein Musiker zu Hause an; von dort die Stimme: «Dein Einberufungsbefehl ist da.» Die Fröhlichkeit war bedrückendem Schweigen gewichen. Von nun an blieben die Instrumente im Kasten.

Stand Krieg bevor? Aber Deutschland war stark, wir werden es den Polen schon zeigen! Doch nirgendwo kam Hochstimmung auf etwa wie vor einem Jahr, als die Ostmark ins Reich heimkehrte. Die Heimfahrt verlief freudlos und fast stumm, und ahnungsang waren die Menschen unterwegs in den Städtchen und Dörfern im Allgäu und Schwarzwald. Die Meinungen waren geteilt. Die einen hofften, es komme nicht zu einer allgemeinen Mobilmachung, die anderen hatten ein dumpfes Vorgefühl für kommendes Unheil. Jubel, vaterländisches Pathos als Ausdruck von Kraft und Glaube an den Führer – nichts von alledem. «Jetzt ist es nicht wie anno 1914», meinte mein Vater, nur die heißen Sommer seien sich gleich. In Hornberg wartete auf einige Rückkehrer wie befürchtet die gebührenfreie Postsache mit dem Stempel des Wehrmeldeamts Offenburg: der Stellungsbefehl.

Wie ein letztes Aufbäumen des Friedenstags vor der langen Nacht strömten die Menschen zum Fest der Blumen nach Stuttgart. Onkel Adolf nahm mich mit zur Reichsgartenschau auf den Killesberg, im schwarzen Mercedes mit offenen Fenstern in der Sommerhitze. Das sah nicht nach baldigem Waffengang aus, diese Blumenpracht in allen Farben, diese Wasserspiele zwischen den Beeten, Luftballons und Eisverkäufer. Die Waffengattungen in Uniform, auf der linken Brusttasche das Reichssportabzeichen oder das HJ-Leistungsabzeichen, ab und zu auch der Silberadler

der *Legion Condor*. Frauen in Sommerkleidern, mit Wasserwelle, kurz oder mit dem Knoten, den der Führer so gern an den deutschen Frauen sah, wie es hiess, und wie die Reichsfrauenschaftsführerin es vormachte. Der Onkel, der wieder Schürzen statt Braunhemden fabrizierte, schenkte mir einen Marschkompass, einen mit Deckel und Ziffern, die im Dunkeln leuchteten. Der Zeiger wies in alle Richtungen meiner Phantasie und erschien mir wie ein Drehbuch für die weite Welt.

Die Waldbrandgefahr war gross, ständig war das Jungvolk zum Löscheinsatz bereit. Wo die Sonne auf Granit strahlte, war der Stein kaum anzufassen. Auf dem Rathaus wurden Bezugsscheine für Lebensmittel ausgeteilt. Mutter nähte abends in der NS-Frauenschaft Armschlingen für das Rote Kreuz. Die Schule öffnete Ende August zwar ihre Tore, aber der Unterricht wurde von Tag zu Tag verschoben. Die Klassen schwärmten in die Äcker und suchten den gefrässigen Kartoffelkäfer, den, wie man sagte, feindliche Agenten ausgesetzt und französische Flugzeuge in der Nacht abgeworfen hätten. Der Coloradokäfer würde unsere Ernährungsgrundlage zerstören. Ich hatte Glück. Das Hornberger Exemplar Nr. 47 dieser hübschen, schwarz-gelb-gestreiften Fremdlinge fiel in meine Hand. Am Abend überreichte der Bürgermeister den Findern das *Kartoffelkäferabzeichen*. Es war mein erster vaterländischer Orden.

Der Rundfunkempfänger war damals noch mit einer Erdantenne an die Wasserleitung angeschlossen. Von früh bis spät dröhnte Marschmusik aus dem Lautsprecher. Und eine feierliche Stimme aus Berlin rief in den Septembermorgen: «Angeschlossen sind alle deutschen Sender. Seit heute fünfuhrfünfundvierzig wird zurückgeschossen. Deutsche Truppen marschieren in Polen ein. Der Führer spricht vor dem Deutschen Reichstag um zehn Uhr.» Vater kam vom Finanzamt nach Hause. So ein Mist, sagte er, nun müssten wir schon wieder in den Krieg und bei Polen werde es nicht bleiben.

Ich hingegen sah die Dinge ganz anders. Endlich geschah auch bei uns Aufregendes. Nicht nur in Spanien im Bürgerkrieg und in Karl Mays Geschichten aus dem wilden Kurdistan. Über Karlsruhe wurde ein französischer Fernaufklärer abgeschossen. Damals war «fern», was heute nah ist, Deutschlands Grenze der Rhein. Danzig wieder deutsch, England wollte Polen zu Hilfe kommen, Frankreich machte mobil. Nachts brummen Flugzeuge über unser Tal, ihr Ton war anders als der Bass der deutschen Maschinen. Plakate, auch im Schulhaus, warnten vor Spitzeln und Agen-

ten. An jedem Nachmittag kletterte ich mit dem Brüstle-Walter, meinem Spezi von der anderen Bachseite, auf den Hackenjosefelsen. Wie ein Vorwerk sitzt der breite Granitturm der Natur am Burghang. An seiner Talseite prangte ein aus Blech geschnittenes Hakenkreuz, jeder Bahnreisende konnte es sehen und die Kunst seiner Anbringung bewundern. Von dieser Felshöhe wollten wir Flieger mit der blau-weiss-roten Kokarde am Himmel erspähen. Aber in diesen ersten Kriegsmonaten sahen wir unsere Erwartungen nicht erfüllt, nur Bussarde ihre stillen Kreise ziehen.

Hinterm Westwall wurde mit der Räumung von Dörfern begonnen. Erste Evakuierte kamen ins Städtchen, sie hofften auf die Rückkehr zu Weihnachten. Sie redeten das breite Alemannisch der Kaiserstühler. Ein Jahr dauerte es, bis sie wieder nach Hause durften. An ihrer Stelle besetzten bald «Neue» die leeren Plätze in den Schulbänken. Sie sprachen rheinisch und berlinerisch und bereicherten die einheimische Jugendalette. Die «*Badische Presse*» kam erst am späteren Nachmittag ins obere Gutachtal. Sie druckte Karten zum Wehrmachtsbericht, die wir ausschneiden und in schwarze Wachstumhefte klebten, mit Kleister aus Mehl und Wasser. Das Fähnchenstecken im Bubenzimmer wechselte jetzt von Burgos und Toledo auf das viel näher liegende grosse deutsche Abenteuer: Posen, Gnesen, Hohensalza, Bromberg, Graudenz. Der stürmische Vormarsch unserer Soldaten liess auch die Papierfähnchen schnell ostwärts weiterwandern. Es kamen die eroberten Städte mit den hartklingenden slawischen Namen Kielce, Bialystok, Lodz, Lublin, Tschenstochau. Weisse Stecknadeln begleiteten den Führer in Galizien, beim Übergang der Infanterie über den San, bei den Panzertruppen vor Lemberg. Das Radio blieb bis in die späten Abendstunden angestellt, tönendes Band der Volksgemeinschaft. Immer wieder der «Marsch der Deutschen in Polen» und der Marsch «Weichsel und Warthe». Wir alle waren in Hochstimmung, Jung und Alt. Die Niedergeschlagenheit der Erwachsenen vom August war wie weggewischt. In unserer Begeisterung wollten wir in der Jungvolkuniform zum Unterricht gehen, was von unbekannter Hand verhindert wurde.

Doch gab es Ausnahmen in der allgemeinen Begeisterung. Einige Frauen aus der Bürgerschaft, darunter die Nachbarin, Frau Herr, wurden vom «scharfen Hippo», dem Stadtpolizisten, aus ihren Küchen geholt und ins Gefängnis nach Offenburg gebracht, wegen «Gerüchtemacherei». Sie hatten Radio Beromünster gehört und sprachen im Ort davon. Das

Abhören ausländischer Sender war streng verboten. Unser katholischer Stadtpfarrer Johannes Würth Überstand zwar den grob inszenierten Pfarrhaussturm einer vielköpfigen SA- und SS-Horde, büsste aber seinen Mut mit Gefängnis. Er hatte sich gegen das Verbot des katholischen Religionsunterrichts in der Schule gewehrt. Vom Mut des Mesners und seiner Frau sprach bewundernd der «anständige» Bevölkerungsteil: Der fromme gebürtige Berliner versperrte den Demonstranten und Steinwerfern den Eingang ins Haus: «Nur üba meine Leiche», während die Mesnerin, eine kräftige Schweizerin aus dem «Züribiet», so originell wie gottesfürchtig, dem ersten aus der grölenden Meute einen Kinnhaken versetzte, dass der braune Maulheld auf die Pfarrhoferde sank. Von da an war die Gestapo ständiger Gast bei Pfarrer Würth.

Der innere Terror hatte begonnen, aber ebenso der tägliche kleine Widerstand im Kreis der Familie und der engsten Freunde. Sich abzukapseln gegenüber dem Nationalsozialismus war so gut wie nicht möglich. Wegen der flotten Rhythmen von Teddy Staufers Jazzorchester tat auch ich Verbotenes und drehte den Schweizer Sender an. Ich höre heute noch die Stimme der Mutter: «Bub, stell das Radio leiser», denn der Blockwart konnte durch die Wände seines Reviers hindurchhören. Auf dem Rathaus begann jetzt die allgemeine Ausgabe von Volksgasmasken. Der Wehrmachtsbericht sprach von feindlicher Artillerietätigkeit am Oberrhein.

Vater hatte recht behalten mit seiner Kriegsahnung angesichts der Festungskette auf der anderen Rheinseite. Ob die Franzosen ihrerseits Bürger in Haft nahmen, weil sie ausländische Sender hörten? Tante Jeanne, vielleicht weil sie den Reichssender Stuttgart einstellte?

Mitte September, die Schulferien wurden wieder verlängert. Mit dem Fischle-Hermann sass ich beim Sägegrün und warf Kieselsteine in die Gutach. Wir sprachen über den DJ-Dienstplan für die nächste Woche und was man so vom Kampf um Warschau hörte. Die Zeitung druckte das Flugblatt ab, das unsere Luftwaffe über der Hauptstadt Polens abwarf. Ich schrieb es ab ins Tagebuch, denn es war aufregend für die Bubenwelt: «Die Stadt ist mit allen Teilen innerhalb von 12 Stunden den deutschen Truppen, welche Warschau umzingelt haben, zur kampfbaren Besetzung zu übergeben . . . Sollte der Aufforderung nicht Folge geleistet werden, so hat die Zivilbevölkerung 12 Stunden Zeit, das Stadtgebiet auf den Strassen nach Siedce und nach Garwolin zu verlassen. Nach Ablauf dieser 12 Stunden wird in diesem Falle das gesamte Machtgebiet Warschau als

Kampfgebiet mit allen sich daraus ergebenden Folgen behandelt. Die 12-Stunden-Frist beginnt mit dem Abwurf des Flugblatts.» Unsere Phantasie konnte sich nicht ausmalen, dass die Polen in Warschau danach noch zehn Tage Widerstand leisteten.

Erst Ende September drückten die Schüler wieder die Schulbänke. Jetzt glitten unsere Finger auf dem Diercke-Atlas über die Nordsee: Englischer Flugzeugträger «*Courageous*» versenkt, Kapitänleutnant Prien schickt in Scapa Flow das Schlachtschiff «*Royal Oak*» auf Grund, Stukas bombardieren den Zerstörer «*Gipsy*», Kreuzer «*Belfast*» torpediert, deutsches Kriegsschiff versenkt den Hilfskreuzer «*Rawalpindi*». Wir wünschten, wir wären fünf Jahre älter und unser Jahrgang würde eingezogen, um dabei zu sein, wo sich Grosses tat! Warum musste der Krieg auch nur so früh beginnen?

Aber zu Hause, an der Heimatfront, waren wir mit der Tat dabei, dem Führer zum Sieg zu verhelfen. Wir strömten auf die Wege und verteilten Handzettel aus dem Zentralverlag der NSDAP: «Die Maske ist gefallen! Der palmwedelnde alte Heuchler Chamberlain lässt die Katze aus dem Sack. Seine wahren Kriegsziele lauten: Vollständige Wiederherstellung Polens einschliesslich des Korridors und Oberschlesiens und der einfachen Annexion Danzigs durch die Polen. Wiederherstellung der Tschechoslowakei. Wiederherstellung Österreichs unter Thronbesteigung Otto von Habsburgs. Zuteilung der katholischen Provinzen des Reiches (Bayern, der Pfalz und des Rheinlands) an dieses Königreich Habsburg. Aber: Ein zweites Versailles wird es niemals mehr geben – für Deutschland jedenfalls nicht!»

Unrecht und Torheit des Friedensvertrages von Versailles, des «Schandfriedens», wurden unentwegt erwähnt, beschrieben, propagiert, Versailles war uns in Schule und Jungvolk ein fester Begriff. «*Im Felde unbesiegt*» kehrte Vaters Regiment im November 1918 aus Flandern zurück, so wie die deutschen Armeen aus Russland und den Fronten im Westen. Deutsches Land und deutsche Menschen wurden vom Reich losgerissen. Jetzt hielt der Führer die Zeit für gekommen, das Unrecht wiedergutzumachen. Das sah ich ein. Ich war 13 und mitten auf der Wegbiegung zwischen der ausklingenden Kinderwelt und dem vom Erziehungssystem gewollten frühen Erwachsensein. Die Schale neigte sich der Kraft und dem Mannestum auf der Bühne des Lebens zu. «*Der Jugend gehört unsere Zukunft*», war die Parole der NSDAP. Im Kino wollte ich nicht länger heimgeschickt

werden, wenn die «Fox Tönende Wochenschau» mit den Berichten der PK (Propaganda-Kompanie) beendet war und der Hauptfilm begann. «Jugendfrei ab 14 Jahren» war eine wichtige Wegmarke zur Erwachsenenwelt.

Schnee fiel schon im Oktober. Harzig duftete das Brennholz, das der Knecht vom Hinteren Bauer aus dem Reichenbachtal herankarrte. Gern half ich dem Vater, die Tannenhölzer zu spalten, im Höfchen hinterm Haus. Bis weit in den Abend schrie das Holz, wenn in der Oberen Mühle jenseits des Bachs die Stämme zersägt wurden. Der so geschundene Wald schraubte sich bis zum gellenden Heulton hinauf, um dann plötzlich abzusacken. Nach einer Minute begann die Tonleiter des Missklangs von neuem. Was nicht als Brennholz diente, musste abgelagert werden, bis das Holz nicht mehr «arbeitete». Holzduft herrschte überall. Immer roch es anders, geschälte Tannenrinde, Sägespäne, die gelagerten Bretter im Schuppen des Nachbarhauses, der Holzschnitzerei, woraus der Duft nach warmem Tischlerleim und harzigem Tannenholz strömte; so müssten die Wohlgerüche Arabiens riechen! Noch war es einige Monate hin, bis im Frühling der grosse Holzbär auf das Trottoir gestellt wurde, um die Kurgäste hereinzulocken. Was die Schnitzmesser im Winter zuwege brachten, Kuckucksuhren und Briefkästen mit den Trachtenmädchen im Bollenhut, suchte in der Urlaubszeit seine Abnehmer.

In Körben wurden die Holzscheite auf den Dachvorsprung hinaufgeseilt und auf dem Speicher gelagert. Mit Wucht krachte das Beil auf den Spaltklotz. Ich wollte meinen tiefen Kummer mit dem Kraftschlag vertreiben. Die grosse Zeit, in der wir lebten, hatte eine Wunde geschlagen, die meinen ersten Zweifel an der Weltanschauung des Reiches begründete. Helga, meine Mitschülerin aus Gutach, hatte mir schon seit der Quinta einiges Herzklopfen bereitet. Sie war zu nordisch und zu schön, um nicht der Partei ins Auge zu springen. Plötzlich fehlte ihre Stimme im Schulchor. «*Sah ein Knab' ein Röslein stehn*» – wie hasste ich auf einmal dieses Lied ohne sie. Es hiess, sie käme auf eine Eliteschule der Partei. Die angehimelte Schulfreundin durfte schon nicht mehr am Konfirmandenunterricht teilnehmen, das war bitter genug für mich. Jetzt gehörte sie einer anderen Glaubenswelt an, Welten trennten mich von ihr.

Dieser Riss in meinem Innern änderte von nun an auch den Pendelschlag in meinem jugendlichen Ordnungsgefüge. Es baute sich eine Wand in mir auf gegen die Partei und ihre Bonzen, gegen die strammen PGs und

Wichtigster, vor allem gegen die Drückeberger vor dem Wehrdienst. Zwei weitere Schulkameraden, die Söhne des Kreisleiters und des Elektrizitätswerksdirektors, wechselten in Nationalpolitische Erziehungsanstalten. Es war wie ein Signal: Es gibt eben solche, und es gibt andere Jungen und Mädchen, denen *die* Zukunft Deutschlands gehört. Die «rassische Eignung» der nationalsozialistischen Auslesepolitik entschied über den Führernachwuchs im Grossdeutschen Reich; ich kam mir wie sitzengeblieben vor. «Die Volksgemeinschaft kennt keine Klassen mehr» – sie bestanden schon in der Jugend so fest wie eh und je. Als es ums Herz ging, wurde die braune Herrlichkeit rissig, und der erste Riss in meinem idealistischen Weltbild frass sich tief in mich hinein.

Umso enger schloss sich nun der Kreis der zehn «Alt-Quartaner» zusammen, und umso fester drückten wir die evangelischen und katholischen Kirchenbänke, auch als Jungvolk- und später als Hitlerjugendführer. Selbst im fahlen Novemberlicht war das Städtchen noch voller Wunder. Auf dem Kirchplatz wurden die Stände für den Martinimarkt aufgeschlagen. Martin, der Heilige aus Gallien und Schutzpatron der Merowinger, war bis ins alemannische Waldland gekommen. Die badische Schulordnung ehrte ihn, indem sie schulfrei gab.

Für die Bauern war der Martinitag der Abschluss des alten Wirtschaftsjahres, der bäuerliche Winterbeginn und die Zeit des Gesindewechsels. Schneeflocken fielen auf heisse Würste und türkischen Honig. Oft waren die Bauersleute stundenlang mit den Fuhrwerken unterwegs in das Talstädtchen. An den Hauben, Bündeln und am Wams waren die Reichenbacher von den Niederwassern und den Gutachern zu unterscheiden. Knechte und Mägde tauschten den Sommerlohn beim «billigen Jakob» in Mieder, Hosen, Schuhe und allerlei Marktkram. Die Hofbesitzer im schwarzen Samthut liessen die Pferde neu beschlagen und kauften Rosseschirre, Tabak und alles, was unter den Christbaum gehörte.

Der Marktschreier wusste, wie er seine Kundschaft anlocken musste: «Und noch ein Stückle Seif für den Onkel Hermann, und jetzt noch eins für den Onkel Joseph – und alle zehne bloss für eine Mark.» Alle lachten bei den Anspielungen auf die Grössen von Partei und Staat. Aber den «Onkel Adolf» liess er klugerweise aus. Nach der Einkehr im «Mohren» verschwanden die vielen Fuhrwerke in ihren entlegenen Tobeln. Nur die aus dem Kamin aufsteigenden Rächlein zeigten dann in dem weissen Tuch, das der Schnee über Berg und Tal gelegt hatte, wo Menschenstätten

waren. In den Stuben begann die Lichtarbeit, und das Spinnrad drehte sich am Kachelofen. Die meisten Bauernhöfe waren noch strohgedeckt, moosbedeckt an der Wetterseite, warm und behaglich fürs Auge.

Beim Hausmusikabend der Höheren Bürgerschule, im Saal des «Krokodil», war kein Stuhl mehr frei. Zum biedereren Herbstfest der Schüler und Eltern erschienen Bürgermeister Müller und Ortsgruppenleiter Wälde in der Uniform der NS-Amtsleiter aus feinem Tuch. «Für's Vaterland», Marsch für Klavier und Ziehharmonika, gaben Erich Moser und ich zum besten. Die Aufregung ging vorbei, zum Glück kein Patzer mit nachfolgendem Lachen und Zischen. Viel Blockflöte. Dann folgte das gemeinsame Schlusslied, mehrstimmig und crescendo, der sonst so milde Studienrat Kolb fuchtelte gewichtig mit dem Stab in der rauchigen Luft:

*«Nur der Freiheit gehört unser Leben,
lasst die Fahnen dem Wind!
Einer stehe dem andern daneben,
aufgeboten wir sind.
Freiheit ist das Feuer, ist der helle Schein,
solang sie noch lodert, ist die Welt nicht klein.»*

Wieder schwangen wir die Sammelbüchsen für das Winterhilfswerk. Wie Vogelscheuchen sassen als lebensgrosse Puppen Churchill und Chamberlain beim Umzug auf einem Ochsenkarren, umtanzt und angebrüllt von gefesselten Indern, Ägyptern und Negern. War es unsere Idee, kam sie von der Kreisleitung, ich weiss es nicht mehr. Auf den Handzetteln, die wir Pimpfe verteilten, standen die Führerworte aus der Reichstagsrede vom 6. Oktober: «Wir kämpfen um unser Brot – und die andern??? Wenn 46 Millionen Engländer das Recht in Anspruch nehmen, 40 Millionen Quadratkilometer der Erde zu beherrschen, dann ist es kein Unrecht, wenn 82 Millionen Deutsche das Recht verlangen, in 800'000 Quadratkilometern zu leben, dort ihren Acker zu bebauen und ihrem Handwerk nachzugehen.» Das leuchtete ein, 200 RM fielen in unsere 100 Blechbüchsen.

Springerle und Linzertorte, Weihnachten kündigte sich in Mutters Küche an. An den Fronten war Ruhe eingekehrt. Das Fest stand «ganz im Zeichen unserer Soldaten draussen». Väter, Brüder, Lehrer in Uniform, man fühlte sich als *ein* Volk, wie nie mehr seit 1914. Die Christglocken waren auch Siegesglocken, die erste Runde für die Nation war gewonnen.

Deutschland war stark und mächtig, und wir Jungen waren stolz auf unser Vaterland. Im Siegen und dann im grossen Leiden hatte die «Volksgemeinschaft» ihren einzigen Bestand, ansonsten stand sie nur auf dem Papier. Die Herrschaft der braunen Emporkömmlinge führte zur stillen Absonderung des in Moral- und Traditions-kategorien denkenden gebildeten Bürgertums. Das PG-Abzeichen war oft nur der Schirm, der vor den schauerlichen Elementen bewahren sollte.

Unterm Weihnachtsbaum fand ich meine Wunschbücher *«Im Herzen von Deutsch-Südwest»*, *«Wer will in die Kolonien»* und den Alpen-Kalender und natürlich *«Old Surehand»* I und II. Nichts Behaglicheres, als im Bett zu liegen, umgeben von Landkarten, Bücherbord und Schmetterlingskasten, auf dem Nachttisch Mutters Schälchen mit Quittenbrot und Marzipankartoffeln, und Karl May, den Zauberer aus Sachsen, wirken zu lassen. Ich möchte seinen Einfluss auf meine Berufswahl nicht ganz ausschliessen. Theodor Heuss schreibt in seinen Jugenderinnerungen wohl das Treffendste über ihn: «Es genügte, dass immer etwas los war, dass man in fremden Ländern und Sitten mit sicherer Hand geleitet wurde, dass es Käuze gab, über die man lachen konnte, Helden, für die man schwärmen durfte, Bösewichte, die man verachten musste.» In der Prärie und im Felsengebirge, in Kurdistan und im alten Stambul bin ich in späteren Jahren den Gestalten meiner Jugendträume wiederbegegnet. Ich bin sicher, es gibt sie heute noch, Winnetou und Hobble Frank und den guten Hadschi Halef Omar. Wir Jungen damals im ersten Kriegsjahr wussten, der Führer hatte die Bände mit der grünen Einbanddecke auf seinem Nachttisch bei sich auf dem Berghof stehen. Auch das nahm uns für ihn ein.

So unsinnig es ist, Hitlers Untaten mit Richard Wagners Werk in Beziehung zu setzen, so töricht ist es auch, aus Karl Mays Heldenstückenprosa den Hang des Oberbefehlshabers der Wehrmacht zum unberechenbaren militärischen Abenteuer abzuleiten. Hitler ist ein menschliches und historisches Phänomen, das sich bis heute nicht in eine endgültig erklärbare Kategorie einordnen lässt. Wir Jungen sahen in ihm das grosse nationale Vorbild, den Retter der Nation, den geschichtlichen Glücksfall.

VII

1940

Das Jahr 1940 begann mit einem Unglück. Beim Geländespiel im Dämmerlicht stolperte mein Schulkamerad und Jungenschaftsführer Herbert Ketterer über eine Wurzel, verletzte sich und starb. Auch er trug das rot-weiße Schnürlein des Jungenschaftsführers und war bei allen Jungen sehr beliebt. Wenn ab und an Namen von Kriegsgefallenen im Nachrichtenblatt erschienen, so war das Unglück doch eher eine Sache für Erwachsene und spielte sich fern von der Heimat ab. Der miterlebte Sturz und dann der Tod des Kameraden, der Trauerzug durch unsere kleine Stadt, das wühlte mich auf. So also ist es, wenn man sein Leben hergibt für das Vaterland, als Hitlerjunge oder Soldat. Das Miterleben war grauenvoll und passte so gar nicht zu den Vorstellungen vom ehrenvollen Tod in den Marschliedern, die wir sangen: « . . . auf grünem Wiesenplane Freund Hein malt Blumen rot, und über uns die Fahne singt rauschend Blut und Tod . . . »

Ende Februar weckte uns wieder das helle Surren in der Nacht. Bis in den Schutzraum knallten die dumpfen Schüsse der Flugabwehr auf dem Föhrenbühl. Schulfrei am nächsten Morgen. Es wurde nichts über Bombenabwürfe bekannt, aber Tausende von Flugblättern wirbelten aus den Schächten der französischen Maschinen auf Berg und Tal.

Die Oberklassen bekamen einen Sonderauftrag: *Flugblättersuchen!* Wir stiegen weit ins Gebirge hinauf, zu viert, voller Lust an frischer nützlicher Tat; wir verirrt uns im Wald und erreichten erst gegen Abend im Abstieg das Gutachtal. In mein Tagebuch notierte ich: «Beim Hohenweg trafen wir auf eine SS-Streife. Sie untersuchte uns, ob wir nicht ein paar feindliche Flugzettel versteckt hätten, denn sie trauten uns nicht. Ich hatte einige in den Strumpf gesteckt und keiner merkte was. Gegen sieben Uhr kamen wir auf dem Rathaus an, wo wir unsere Beute ablieferten: Über 100 Flugblätter. Herr Bürgermeister Müller lobte uns sehr und schenkte jedem

eine Tafel Schokolade und Freikarten fürs Kino «Ein Kampftag an der Westfront» und «Beim Wetterwart auf der Zugspitze».

Das Zirkular von jenseits des Rheins aus dem Wollstrumpf hat den Krieg überlebt. Sein Inhalt, geschrieben über ein Jahr vor Beginn des Russlandfeldzuges, lautet: «Nieder mit dem Bolschewismus! So hiess es jahrzehntelang. Hitler war geradezu der Kreuzritter im Kampfe gegen den Kommunismus. Heute bleibt vom Kreuzritter nur übrig ein Ritter, der zu Kreuze kriecht, zu Kreuze vor Moskau. Der Russenpakt sollte eine blosser Drohung sein, um Frankreich und England gefügig zu machen. Sie blieben fest. Und Hitler ist in der eigenen Schlinge gefangen! Schon steckte Russland die Hälfte Polens und die Baltenländer ein. Es greift jetzt auf Deutschland über. Hindenburg schlug die Russen zurück. Hitler liess sie ein!» Hitler als Wegbereiter Stalins im Herzen Europas – eine Lektion, die wir damals nicht begriffen haben und nicht begreifen konnten. Und dem Wort des Feindes, der prinzipiellen Einsicht Churchills und seiner frühen Furcht vor einer kommunistischen Menschheitszukunft, glaubte man nicht, weil man ihr nicht glauben konnte. Der Führer stand in voller Grösse da, den Sieger und Baumeister des Grossdeutschen Reiches kritisierte man nicht.

An entferntesten Enden der Weltkarte im Schulatlas gingen Kriege zu Ende, der finnische Winterkrieg und der japanisch-chinesische. Für uns aber rückte er täglich näher. In Haslach fielen die ersten Bomben. Wo war unsere Luftabwehr geblieben, fragten sich die Leute. Hornberg wurde amtlich verdunkelt, Schreibwaren-Nuffer machte das Geschäft des Jahres, alle kauften schwarzes Papier. Als ob das Tannicht unser Städtchen nicht schon genug in Dunkelheit gehüllt hätte. Schon vor dem Abendessen wurden die Verdunkelungsrollen heruntergelassen. «Licht aus», rief es von der Strasse, wenn noch ein kleiner Lichtspalt ins Freie drang. Alt und jung leuchtkäferte mit einer Leuchtplakette durch die Nacht und passte auf den kleinsten Lichtschein in der Fensterritze auf. Für uns Pennäler war es eine aufregende Spielanleitung zum abendlichen Flirt am Latschare-Platz, wo sich Gassenbuben, die «Latschare», und Schüler nicht nur zum Besprechen von Hausaufgaben trafen.

In der grossen Schulpause vor Meister Weilers Backstube. Rösche Laugenwecken und Brezeln kamen aus dem Ofen, fünf Pfennig das Stück. Ein warmer Maientag, wie geschaffen für eine Sondermeldung. Und sie kam und entzündete sogleich eine Hochstimmung unter Lehrerschaft und

Pennälern. «Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Deutsche Soldaten marschieren in Holland, Belgien, Luxemburg ein.» Das verhiess neue Siegesfeiern und schulfrei!

Das Deutsche Jungvolk marschierte zu Pfingsten zu den Hochmooren mit den Wollblumen auf dem Karlstein. Hier waren Hirsche, Füchse und Wildsauern, auch der seltene Apollofalter heimisch. An dieser für mich immer schönsten Ecke des südlichen Schwarzwaldes stiessen einst die Grenzen dreier Fürstentümer zusammen. Dort war Urwald, die *silva nigra* der Römer, und auch wir Jungen trauten uns nur mit dem Kompass tiefer in den Wald. Aus dichtem Unterholz lugte ab und zu ein bemooster Granitblock hervor und erinnerte an die Eiszeit.

Ich hatte die weiss-rote Kordel am Braunhemd, war Jungenschaftsführer von 14 Pimpfen im Jungvolkfähnlein 407. Wir zogen in den Wald und sangen: «*Die blauen Dragoner, sie reiten . . .*» Auf Kinderkarte empfangen wir doppelte Ration. Die Rucksäcke gefüllt mit Landjägern, Wurstbrot, Bonbons und Salmiakpastillen. Bis zum Sonnenuntergang hockten wir wie die Geier auf dem steilen Karlsteinfelsen, spähten durch den Himmel hinüber zur fernen Burg Hohenzollern am Rande der Schwäbischen Alb. Keine Feindflieger, kein Sirenengeheul aus dem Tal. In der Bauernwirtschaft kampierten wir im Stroh, zerstoichen und zerkratzt. Wo uns die Kuhglocke aus dem Schlaf läutete, steht heute Auto an Auto. Der steinige Weg ist zur Strasse geworden, der Honig ist Importware und auf der Speisekarte steht «Cordon bleu».

Meine Grosstante Natalie, die Schwester der Mutter meines Vaters, war in jüngeren Jahren eine bekannte Konzertpianistin gewesen. Ihr Mann, Onkel Max, zerstreuter Professor für Alte Geschichte, bewohnte mit ihr eine herrschaftliche Wohnung an der Isar im Herzen von München. Klassenbester, als Belohnung meine erste Reise in die «*Hauptstadt der Bewegung*». Für den Wälderjungen war dies ein unvergessliches Ferienerlebnis; und damit zu Hause auch niemand meine Wunderdinge als Aufschneiderei abtat, hob ich sämtliche Eintrittskarten auf. Die Menschenaffenstation im Tierpark Hellabrunn zu 20 Pfennig, Bavaria und Historisches Museum zu 10 Pfennig, für die Grosse Deutsche Kunstausstellung griff ich schon tiefer in die Tasche, 30 Pfennig. Sepp Innerkofflers Bergstock und Führerbuch im Alpinen Museum faszinierten mich ebenso wie der Schädel des Neandertalers im Deutschen Museum. Abends spielte die Tante auf dem Flügel Brahms, Schumann und am liebsten Liszts

Mephistowalzer und den Bülow-Marsch. Sie war badisch bis ins Mark und ein wohlbeleibtes und immer fröhliches Pendant zur «Queen Victoria», was sie gerne als Kompliment hörte. Dass sie auf dem Mantel das Ansteckzeichen als Förderndes Mitglied der SS trug, fand ich schick. Als alles vorüber war, bekannte sie, sie sei sehr für Hitler gewesen, der sich um die Kunst in München gekümmert habe, fast wie ein König von Bayern; aber das Parteiabzeichen, das habe sie nicht gemocht, denn dieses habe in der Metropole der Partei fast ein jeder getragen.

Nicht im Radio in Hornberg, diesmal direkt vor meinen Augen spielte sich ein nationales Ereignis ab – die Eröffnung der *Grossen Deutschen Kunstausstellung am 21. Juli 1940*. Schon am frühen Morgen wartete ich mit Tausenden von Schaulustigen gegenüber dem Haus der Deutschen Kunst. Es hiess, der Führer käme zur Eröffnung. Starke Absperrung durch SS-Einheiten in der Prinzregentenstrasse. Endlich hörte man Militärmusik. Mit knallhartem Tritt marschierte eine Einheit der «Leibstandarte-SS Adolf Hitler» heran, in schwarzer Uniform mit weissem Lederzeug. Mein Herz schlug bis zum Hals. Wenn das Erich und Martin und Alfons sehen würden . . . Aber nur wenige Menschen klatschten. «Warum klatschen nur so wenige Leute, Tante?» «Ja, weil das halt damische Saupreuissen sind, die feschen Germanen, und mir da sind halt alle Bayern.»

Es folgte die Kavalkade offener Mercedes-Kompressor mit Stander, aber das Gesicht des Führers mit der grossen Tellermütze war nicht darunter. Ein jeder hatte sein eigenes Paradeauto und ein jeder war sich seiner hohen Bedeutung bewusst. Daher wohl auch der strenge Blick, sagte ich mir: Goebbels, Rust, Ley, Frick, General von Epp, Gauleiter Wagner, Oberbürgermeister Fiehler, Reichsbildberichterstatter Hoffmann, Frau Professor Trost und sechs Generale. Ich habe mir alle Namen aufgeschrieben. Der Präsentiermarsch erklang. An Stelle des Führers schritt nur wenige Meter von mir entfernt sein Stellvertreter Rudolf Hess, die braune Mütze tief in die Stirn gezogen und finster wie Fafner aus dem «*Rheingold*», die Front des Ehrenbataillons ab.

So bekam ich Hitler nie zu sehen. Schon einmal war ein Versuch in diesem Jahr fehlgeschlagen. Ich war die steile Bergstrasse hinauf bis zum Kniebis geradelt, wo das Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Wehrmacht während des Frankreichfeldzuges eingeschanzt war. Schnaufend angekommen, sagte mir ein Wachoffizier, der Führer sei soeben nach Freudenstadt gefahren und besuche Verwundete im Lazarett. Ich war

bitter enttäuscht. Wer wollte nicht den Führer sehen, und wer ihn gesehen hatte, fühlte sich um einige Stufen höher in den Augen der Bürgerschaft.

Natürlich wollte ich sehen, was deutsche Kunst in unserer grossen Zeit war. Ich zwängte mich, als die Münchner Ausstellung am nächsten Tag fürs Volk geöffnet wurde, an den monumentalen Bildern vorbei. Helden, wie sie kämpfen und sterben. Bäuerinnen in friesischer und bayerischer Tracht, Kinder auf dem Arm oder an der Hand. Nackte blonde Frauen mit Mutterblick in helle Zukunft. Keine war so dunkelhaarig wie die Bäuerinnen in unseren Tälern. Vor dem «Café Roma» in der Maximilianstrasse – dort sei das Eis am besten, denn man sei sich der Ehre bewusst, Lieblingslokal des italienischen Aussenministers Graf Ciano zu sein – sah ich zum ersten Mal bewusst einen Juden. Ein älterer Mann mit dem gelben Davidstern am schwarzen Mantel. Ich drehte mich nach der Gestalt um. In Hornberg gab es keinen Juden, den ich hätte anschauen können. «*Die Juden sind unser Unglück*» stand breit geschrieben im Aushangkasten für das SS-Blatt «*Der Stürmer*» am Latschareplatz. Dieser Mann sah unglücklich drein. Ich hatte nur gehört, die Juden seien intelligent, nicht sportlich und würden nach Knoblauch riechen. Ich machte mir keine weiteren Gedanken. Besonders sportlich war ich auch nicht. Es hatte mich allherhand Mühe gekostet, die Bedingungen der DJ- und HJ-Leistungsabzeichen zu erfüllen, und das Leistungssoll für den jährlichen Sportwettkampf erfüllte ich gerade noch.

Als ich einmal meinen Vater fragte, wer denn diese schöne Melodie geschrieben habe, die er auf dem Klavier spiele, sagte er: «Das ist aus dem Sommernachtstraum von Mendelssohn. Ein Jude aus Berlin.» Ich solle mir den Namen merken, ihn aber nicht erwähnen, denn seine Musik sei verboten. Das kümmere ihn aber nicht, im Städtchen wisse niemand, von wem diese oder jene Musik sei ausser dem Regierungsrat Fricke, und der spiele den Sommernachtstraum selbst, auch wenn er die NS-Amtswalteruniform an habe.

In München wurde ich 14 Jahre alt, viel zu jung, um nicht zu fühlen, wie herrlich das Leben war und die Welt voller Wunder, trotz Krieg und der elterlichen Sorge, ob mein Vater mit 48 nicht doch noch eingezogen würde.

Die Verlängerung der Sommerferien geschah durch Anordnung der Partei. Wehrrüchtigung kam vor dem Unterricht. In der Jugendherberge auf dem schmalen Buckel über dem Reichenbach trat ich an zum «Führer-

lehrgang des Deutschen Jungvolks». Nur ungern vertauschte ich mein helles Zimmer zu Hause gegen die Falle aus Stroh in dem zweistöckigen Schlafkasten. Ein SA-Sturmführer aus Villingen sollte uns «zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl und flink wie die Windhunde» machen, nach des Führers Wunsch. So sah einer dieser zehn Tagesdienstpläne aus, die ich mir aufschrieb, sie glichen sich alle:

- 6.30 Uhr Wecken «Heil Hitler Jungs! Alles Aufstehen!»
- 6.40 Uhr Geländelauf
- 7.00 Uhr Waschen, Anziehen, Lagerordnung, Bettenmachen
- 7.50 Uhr Stubenabnahme durch den Lagerleiter
- 8.20 Uhr Raustreten zur Flaggenhissung, Tagesspruch
- 8.30 Uhr Weltanschauliche Schulung: Was heisst in der HJ-Dienstordnung «Der Dienst in der Hitlerjugend ist Ehrendienst am deutschen Volk?»
- 9.30 Uhr Frühstück (Malzkaffee, Brot, Margarine, Marmelade)
- 10.30 Uhr Geländedienst: Tarnen, Zielerkennen, Marschieren mit dem Kompass nach Marschzahl
- 12.00 Uhr Mittagessen (Wirsingintopf mit Wursteinlage, Pudding)
- 12.30 Uhr Mittagsruhe
- 13.30 Uhr Leibesübungen: Boxen, Spiele ohne Gerät
- 16.00 Uhr Teepause
- 17.30 Uhr Weltanschauliche Schulung: Jugend und Presse
- 18.30 Uhr Putz- und Flickstunde
- 19.30 Uhr Nachtessen (Pellkartoffeln, Käse, Gurke, Tee)
- 20.00 Uhr Flaggeneinholung
- 20.10 Uhr Heimabend am Lagerfeuer mit Liedersingen
- 21.00 Uhr Freizeit (Ausgang)
- 22.00 Uhr Zapfenstreich und «Licht aus!»

Am letzten Tag kam Kreisleiter Baumann aus dem Schloss in Wolfach, wo er seinen Amtssitz hatte. Viel Gold auf der braunen Uniformjacke. Ein hartes Gesicht, in dem sich nichts bewegte, Goldrandbrille und kalte Augen. Er sah in uns die kommenden Hitlersoldaten, wohl auch die Führer für die Mechanik, nicht aber die braune Elite. Zu dieser sah er seinen Sohn berufen, meinen Schulkameraden, der uns verlassen hatte, um in die braune Ordenskluft zu steigen. Später fragte ich mich, was

diesen Geschäftsmann bewogen haben mag, sein Sägewerk in der Ortenau zu verlassen, um sich an die Spitze der NSDAP und aller ihrer Gliederungen im Kreis Wolfach zu stellen, von allen gefürchtet, von keinem geliebt. Ein Opfer der Weltwirtschaftskrise, oder nur einer, der früh genug «*Sieg Heil*» geschrien hatte und aus der Masse nach oben geklettert war, weil es oben luftiger war? Er war nicht intelligent und auch nicht dumm, aber ein forscher und gefürchteter Führer für sein braunes Mitläufervolk.

In wenigen Jahren würden wir Buben den Waffenrock der Soldaten des Führers tragen. Bis dahin, das wusste der Statthalter des Landkreises, musste fest in uns zementiert sein, wofür wir unser Leben einzusetzen hatten. Auf den Fotos von jenem Lehrgang sehe ich wenigstens sechs von uns Talbuben, die dem Führer ihr junges Leben hingegeben haben. Mir war es nicht wohl bei dem sturen Drill und auch nicht ganz geheuer, denn nachts schrien die Käuze aus dem Wäldchen von der Felsenplatte des «Teufelstritts» herab, und ich war froh, als im September der Unterricht in der Untertertia begann.

In diesem Spätsommer schob sich der Krieg wieder ein Stück näher ins Tal. Zunächst heulte die Sirene auf dem Bergfried Vorwarnung, wenige Minuten später kam der Dauerheulton «Fliegeralarm, alles in die Keller». Zwei Stunden las ich neben duftenden Äpfeln und Birnen, die Wachskerze griffbereit, in Gerstäckers Abenteuerroman «*Gold*». Die Frau des Nachbarn mit der Schnitzereiwerkstatt, jene, die wegen des Abhörens von Radio Beromünster ins Kittchen kam, meinte lapidar: «Es kommt kein «feindliches Flugzeug ins Reichsgebiet herein», wie des Führers Trostparole noch vor einem Jahr lautete. Ihr Mann zischte sie an: «Sei still, Berta!» Jetzt stand ihr Sohn im Feld.

Schon in der folgenden Nacht jaulte die Stadtsirene wieder auf, ihr Echo hallte vielfach von den Talwänden. Diesmal war unser friedliches Kurstädtchen an der Reihe. Englische Flugzeuge warfen aus nicht sehr grosser Höhe Leuchtkugeln an Fallschirmen ab. Damals wagten sie sich nur des Nachts so tief in den Schwarzwald hinein, bald sollten sie uns auch am hellichten Tag in die Keller treiben. Ich stand vor der Haustür und schaute dem Schauspiel zu. Minutenlang war das Städtchen grell beleuchtet, dann folgte das sirrende Rauschen fallender Bomben. Ich rannte die Kellertreppe hinab und empfing, wie erwartet, die Schelte aller Hausbewohner, wie könne man nur so leichtsinnig sein, auf badisch: «So ein Aff!» Das war zu viel für meine verletzte Eigenwilligkeit, ich hockte mich auf meinen

Kinderschritten und sang so laut ich konnte: «*Lieb Vaterland magst ruhig sein . . .*» Sie trafen schlecht, die Feinde, wir alle blieben heil. Am Morgen schwärmten wir Jungen mit den Männern der Technischen Nothilfe in die Obstgärten um das Viadukt und in den Wald. Bombensuchen war ein neuer Sport. Trichter und Blindgänger wurden gemeldet, doch kam es nirgendwo zu Bränden.

Anders talaufwärts im idyllischen Niederwasser, wo der Friedhof neben dem Kirchlein getroffen wurde. Ein Loch, gefüllt mit Wasser, Gebeinen und Bombensplittern, nebenan ein zeretztes eisernes Grabkreuz. Hier Menetekel der ewigen Ruhe, dort des Mordens. Ich stand lange stumm. Jene alte Frau, die dort begraben war, war zu ihren Lebzeiten der Schrecken aller Kinder gewesen. Im Tal fiel das Wort «Hexe». Ein- oder zweimal im Jahr humpelte sie von ihrer halbzerfallenen Hofstatt vor den Ruinen von Althornberg herab. Ihr bürgerlicher Name war nicht bekannt. Schon mein Vater kannte das runzelige Weiblein mit dem bösen Blick als die «*Siebenärsche*». War sie siebenmal Närrin oder von den bösen Sieben behext, geisterte sie als Nacht- und Unglücksweib aus den dunklen Tagen des Dreissigjährigen Krieges umher? Über ihr Alter und ihre zwielichtigen Verrichtungen gingen allerhand Vermutungen um. Jedenfalls kannte ich einen, der genau wissen wollte, dass ihre zwei mageren Kühe rote Milch gaben. Wenn sie vom hohen Gebirge herabstieg, rannten wir Kinder in höchster Angst ins Haus und verschlossen die Türen. Sie hatte wohl einen Stich ins Verrückte und war eines jener Originale, die mitunter aus dem Dunkel des Hochwaldes hervorkamen. Vielleicht würde ich heute noch einen Bogen um ihr ärmliches Höflein machen, wenn ich nach mehrstündigem Waldgang die Mauerreste der Raubritterburg wiederfinden sollte, an deren Fuss sie genistet hatte. Jetzt war, durch die anonyme Furie des Kriegsgotts, nicht einmal ihr Kreuz und Grab mehr heilgeblieben.

Aber wie das so ist in der Jugend, das Dunkel schmilzt doch schneller dahin als in späteren Lebensjahren. Kaum waren die Bombentrichter gezählt, vermessen, dem Bürgermeister gemeldet, traten wieder freundlichere Farbtupfer in den Alltag. Viele weisse Wagen des «Zirkus Holzmüller» krochen die Landstrasse herauf und entluden ihre Geheimnisse im Zelt auf der Wiese der Brauerei Ketterer. Es war fast wie an einem Friedenstag, die Jugend strömte zu den Mohren, Affen und Clowns.

Bis zum Weihnachtsfest kam die Sirene nicht mehr zur Ruhe. Das Jahr der grossen Siege tröstete die Menschen etwas darüber hinweg, dass ihr

Wunsch unerfüllt geblieben war: «Zu Weihnachten ist wieder Friede auf Erden.» In der Schule wurde in diesen Tagen eine alte badische Eigenart begraben: Unsere steile Sütterlinschrift wurde zugunsten der lateinischen Schreibart aufgegeben. Die Schreibfedern der Jugend malten jetzt im weiten Reich dieselben Einheitszeichen. Fremdwörter waren «einzudeutschen». Aus Gott wollte Fräulein Hausenstein «Allvater» machen, und die Tertia kicherte. Als ich mir den Hinweis gestattete, wie man denn «NSDAP» deutscher machen könnte, kam unsere Studienrätin nie mehr auf den germanischen Sprachunfug zurück.

VIII

1941

An den Ohren biss der Frost. Zu Beginn des Jahres 1941 hatte der Schnee den letzten Winkel zugedeckt. Ich kroch am liebsten ganz nahe an den Ofen, dort fühlte ich mich geborgen wie eine Orchidee im Gewächshaus. Mit Begeisterung las ich «*Om mani padme hum*» des Asienforschers Wilhelm Filchner und die Abenteuerberichte von Sven Hedin. *Zentralasien*, das war ein Zauberwort meiner Phantasie, wie *Matterhorn* und *Gralsburg*. Ich konnte dem grossen Schweden in späteren Jahren als Presseattaché in Stockholm in einem Essay nachträgliche Wiedergutmachung bereiten, indem ich versuchte, Missverständnisse zu klären, denen Sven Hedin in seiner Heimat begegnete, als der Lauf der Ereignisse dem Freund Deutschlands seine Aufrichtigkeit und Überzeugungstreue bitter vergalt.

Die grüne Schnur des Jungzugführers an der Winteruniform, der silberne Streifen um die schwarze Mütze zeigten jedermann, so glaubte ich jedenfalls, dass ich herausgehoben war aus der Schar der blossen Befehlsempfänger. Mittwochs und samstags nach Schulschluss strampelte ich auf meiner Tretmühle in die Bauerngemeinden, wo meine Pimpfe des Jungzugs IV im Fähnlein 18/733 zum Dienst angetreten waren. Oft bis zu zwei Stunden stapften die Burschen von ihren zum Teil weit abgelegenen Höfen in das Schulhaus von Reichenbach oder Niederwasser zu einem mir schon damals zweifelhaften, weil sinnlosen Tun. Manche hatten nicht einmal die passende Hose zur Uniformjacke, das Koppelzeug fehlte; ihre Eltern waren entweder zu arm, die vorgeschriebene DJ-Uniform zu kaufen, oder meinten mit der elementaren Eigenwilligkeit der Hofbauern, für diese unergiebige Pflicht lohne sich die Ausgabe nicht. Ob sie nun bessere Bauern geworden sind, weil sie den Lebenslauf des Führers auswendig lernten, beim Exerzieren die Kunst des Gleichschritts übten und Lieder vom Tod fürs Vaterland singen mussten?

Zum ersten Mal empfand ich Mitleid mit mir anvertrauten Menschen und spürte, dass Verantwortung auch Rücksichtnahme bedeutet. Ich erledigte rasch meine Pflichtkapitel aus «*Der Pimpf im Dienst*», versuchte, den Buben beizubringen, wo links und rechts ist («links sitzt das Herz, rechts der Schulterriemen»), dann hockten wir uns unter die Tannen, und ich erzählte ihnen aus der Rundumwelt, die ich schon kannte und die ihnen verborgen war: vom Strassburger Münster, das ich mit meiner Mutter gleich nach der «Befreiung» im Sommer 1940 besucht hatte und von der Inschrift unseres grössten Dichters Johann Wolfgang von Goethe auf der Turmplattform, von der herrlichen Stadt München und den Ländern und Menschen rund um den Bodensee. Dann im Marschtritt: «*Wir traben in die Weite, das Fähnlein weht im Wind. Vieltausend mir zur Seite, die ausgezogen sind ins Feindesland zu reiten, Hurra, Victoria! Auf grünem Wiesenplane Freund Hein malt Blumen rot, und über uns die Fahne singt rauschend Blut und Tod.*»

Pimpfe hier, Rekruten dort, alle sangen dieselben trübsinnigen Lieder. Nach zwei Stunden klapperten die Nagelstiefel meiner Buben durch Schnee und Regen heimwärts zur Arbeit im Stall und auf dem Feld. Auf Fotos sehe ich sie angetreten in Reih und Glied, Kindergesichter, frühe Dienstgesichter, die aus den Braunhemden gucken. In der Heuet brachten sie Zettel vom Nachbarhof: «Fritz Rall kann heut nit in den Diensch kommen, er muss aufs Feld.» Ich habe solche ernsten Altgesichter von Kindern in späteren Jahren im kargen Hochland von Anatolien wiedergesehen. Nicht jeder Jugend ist des Lebens Mai gegeben. Ich bekam noch «Kinderzulage», als ich drei Jahre darauf im Generalgouvernement Polen als Reichsarbeitsdienst-Mann den Wald nach Partisanen durchkämte.

Die Konfirmation im April war das erste grosse Fest, das mir selbst galt. Wir waren 48 Konfirmanden, die Mädchen zum Teil in ihrer Bauerntracht und weissen Schafwollstrümpfen. Ein Freudentag fast wie im Frieden. In den entscheidenden Jahren des Zu-sich-selbst-Erwachens hatte der bei der Jugend beliebte Pfarrer Theo Eisinger mein Verhältnis zur Kirche und zum christlichen Glauben gefestigt, je mächtiger die andere Seite auch zog. Ein Versuch mit der Jugendfilmstunde am Sonntagvormittag schlug fehl; die Partei rechnete nicht damit, dass auch für uns Jugendliche Sonntag und Gottesdienst zusammengehörten. Unser «Male», denn der Kirchenmann war von kleiner Gestalt, war ebenso gütig wie bestimmt und mutig, als kritischer Kanzelredner und im vertraulichen Familiengespräch. Die

«Goldfasanen» liessen ihn ungeschoren, denn er hatte einen Schutzschild, vor dem alle Aggressionen der Partei abprallten – er war der einzige Träger des Goldenen Parteiabzeichens im Ort. Nach der Machtübernahme erkannte er schon bald, dass aus dem strahlenden Volkstribun der Dämon Hitler erwuchs. Das Abzeichen verschwand, und auch den Krieg, die Siege, das Reich besang er nie. Pfarrer Eisinger ist an dem heute vorwurfsvoll dokumentierten «Versagen des deutschen Protestantismus» nie beteiligt gewesen. Er war ein Mann der kleinen Resistenz, der in Wort und Tat ein Vorbild abgab für Gläubigkeit und Moral und alles andere war als fromme Unschuld in politischen Dingen. Mit seinem katholischen Kollegen verband ihn ein freundschaftliches Verstehen in der Not, was damals im Verhältnis der Konfessionen zueinander nicht selbstverständlich war.

Beim Festessen der angereichten Familie schnauften in kurzen Abständen die Truppentransportzüge den Schwarzwald hinauf. Wir bekamen wieder einen neuen Kriegsschauplatz, den Balkan. «Panzer rollen in Afrika vor», ein neues Marschlied tönte aus den Lautsprechern von früh bis in die Nacht hinein. In den Tagen, als Griechenland besetzt wurde und unser Afrika-Korps die britische Übermacht bis zur libysch-ägyptischen Grenze verfolgte, gab es viel Aufatmen und Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende.

Da erreichte uns im Mai ein Brief eines Gefreiten aus dem östlichen Polen, der vor Jahresfrist bei uns einquartiert gewesen war. «Ich glaube mit unserem Nachbarn stimmt's nicht mehr, unsere Einheit baut in Eile Strassen. Truppen werden in grosser Zahl zur Demarkationslinie transportiert. Man spricht davon, dass dort ein Ostwall gebaut werden soll.»

Auch ohne solche Zeichen raunte man sich unter den Bürgern zu, die Freundschaft mit den Russen sei brüchig geworden. Genauer wusste man nicht. Das Unbehagen wurde gedämpft, als die Zeitungen vom Besuch des japanischen Aussenministers in Berlin berichteten. Ein treuer Freund Deutschlands in Fernost. Am 4. Mai sagte der Führer im Reichstag, «dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich», denn er habe in nur zwei Wochen in zwei Ländern den Krieg ausgelöscht. Die Aushebungen im Tal nahmen wieder zu. Der Ausdruck «*Menschenmaterial*» kam in Gebrauch. Verständlich, dass die Wehrmacht neue Truppen brauchte, bei der riesigen besetzten Landmasse. Bald darauf flog Rudolf Hess heimlich nach Schottland. Diese Flucht schuf grosse Erregung, «ein Verrückter», meinten die einen, «der weiss, weshalb er abhaut», die anderen. Zum Glück gab es für uns Jungen noch den General Rommel, Idealgestalt eines Helden.

Im Städtchen wurden die Gurte enger gezurrt. Der Blockwart brachte ständig neue Wurfzettel mit Aufrufen zur «Stiefel-Sammelaktion» oder zur «Reichsspinnstoff-Sammlung», alles für die Soldaten im Feld. Es wurde gezählt und notiert, wie viele Liebesgabenpakete jeder Haushalt auf dem Rathaus ablieferte. Immer mehr wurde getuschelt, aber auch gezweifelt unter den Bürgern, man zog seine Kreise enger. «Gemeldet werden» wurde zu einem Angstbegriff. Man fürchtete die politischen Leiter, Unbehagen verbreitete sich bei ihrem markigen Auftreten. Kritik an Partei und Parteigenossen wie auch das charakterisierende Wort «Goldfasan» verschwanden von der Strasse und tauchten nur in den engsten Zirkeln auf. Die Hand schnellte hoch zum Hitlergruss, wenn einer der Blut-und-Boden-Männer auftauchte, aber «Gedanken sind zollfrei», sagte mein Vater und schwieg. Er trug nie die Uniform des Machtsystems, und wenn er die NS-Feierstunden mit dem Taktstock dirigierte, geschah es aus dem Instinkt der Selbsterhaltung heraus.

Innerlich verachtete ich die Braunen. Schon weil sie so gar nichts Heroisches oder auch nur Soldatisches an sich hatten und als Frontdrückeberger galten. Allen voran Ortsgruppenleiter Wälde, ein früherer Stein-
gutarbeiter; dick wie ein chinesischer Bonze mit fettrosigem Gesicht stakste er wichtig und mit erheblichem Eigengewicht übers Pflaster. Forsch und laut war sein Credo. Eine Stufe jovialer der ebenso beleibte Bürgermeister Müller, dem deshalb die Pfründe seines Amtes zufiel, weil er einst als Gefängniswärter den späteren Gauleiter von Baden, Robert Wagner, bevorzugt behandelt hatte. Am gefürchtetsten war der SS-Mann und Stadtpolizist, dessen Gestalt unversehens überall im Ort auftauchen konnte und dessen Tag- und Nachtwerk weniger im Verfolgen von Ordnungswidrigkeiten als im Nachspüren von abweichenden Meinungen bestand. Die Handvoll weiterer Handlanger der Partei waren nicht unbedingt bössartige, aber immer humorlose und sich wichtig nehmende Emporkömmlinge, meist Fabrikangestellte, gehobene Beamte, ein Sägewerkbesitzer. Wir Tertianer hatten schnell heraus, dass sie allesamt dumm und naiv waren und ihre geistige Heimat in den Schulungsbriefen für Amtswalter der NSDAP wurzelte. Ich bezweifle sogar, ob sie je ihres Führers Werk «*Mein Kampf*» gelesen haben, das als billige Volksausgabe in ihren Wohnungen stand. Wenn sich der Nationalsozialismus, wie ich meine, nur im Land seines Ursprungs ganz begreifen lässt, dann auch nur aus der Mentalität einer in die Erziehung zum Gehorsam bis zur Dumpfheit

verstrickten Masse ehemaliger Frontsoldaten des Ersten Weltkrieges. Der vom Polizisten zum Sicherheitsdienst-Funktionär aufgestiegene «Hippo», der Männer wie Frauen durch seinen Alarmschrei «Ich werde Sie melden!» in Schrecken versetzte, musste sein ergebenes Handlangertum für das Regime später als Schwerverwundeter in französischen Gefängnissen mit bitterem Leiden büßen.

Der gelbe Raps leuchtete in den grünen Matten, als die Hornberger Jungführerschaft wieder einmal nach Hausach radelte. Der Bannführer befahl verstärkte Übungen für die Wehertüchtigung: Sport und Schiessübungen. Auf dem Bahnhof stand ein Zug mit Soldaten der Luftwaffe auf dem Weg nach Afrika. Am Tropenhelm steckte ein Tannenzweig. Gerne wäre ich mit ihnen gefahren, die Glücklichen durften Afrika erleben! Ich las in jenen Tagen von Colin Ross «*Die erwachende Sphinx*», der Kampf um die Unabhängigkeit Ägyptens.

Der 22. Juni, ein strahlender Sonntagmorgen, ich freute mich auf den Kaffee und Mutters Haselnusskranz. Da stürmte sie schon in mein Zimmer herein: «Komm schnell zum Radio, wir haben den Russen den Krieg erklärt!» und weinte. Mein erster Gedanke war, nun wird sich der Endsieg hinauszögern und es könnte doch noch reichen zu Frontoffizier und Eisernem Kreuz. Aber die Welt der Erwachsenen zuckte zusammen. Nach dem Gottesdienst standen die Menschen in Gruppen herum und besprachen mit ersten Gesichtern die Meldung. Niemand wusste einen Grund für die Kriegserklärung, denn die oberste Propagandamaschinerie war noch nicht angelaufen. Der Radiosprecher sagte geheimnisvoll: «Einzelheiten werden erst am nächsten Sonntag bekanntgegeben.» Mein Vater meinte, nun hätten wir doch den Warthegau und seien kein Volk mehr ohne Raum, wozu also Krieg gegen Russland?

Im Jahre 1977 erzählte mir mein sowjetischer Kollege in Lusaka, Botschafter Wassili Solodownikow, bei einem Abendessen, die deutsche Kriegserklärung habe in seinem Heimatdorf unweit Moskau wie eine Bombe eingeschlagen. Niemand hatte es glauben wollen, und jeder hatte die Nachricht – wie er selbst – zunächst für eine Falschmeldung gehalten. Wie bekanntlich auch Stalin die überraschende Kampfansage seines Vertragspartners Deutschland zuerst nicht für wahr hielt. Dr. Goebbels' Antwort liess nicht lange auf sich warten, aber unter einer Lebensbedrohung durch den Bolschewismus konnten wir uns wenig vorstellen. Nun hatten wir zwei Kriegsgründe, «Versailles» und «Bolschewismus». Nach

wenigen Tagen sangen wir Hitlerjungen das hundertfach aus allen Lautsprechern tönende neue «*Lied vom Feldzug im Osten*»:

*Wir standen für Deutschland auf Posten
und hielten die grosse Wacht,
nun hebt sich die Sonne im Osten
und ruft die Millionen zur Schlacht.*

*Von Finnland bis zum Schwarzen Meer
vorwärts nach Osten, Du stürmend Heer!
Freiheit das Ziel, Sieg das Panier,
Führer befehl, wir folgen Dir!*

*Den Marsch von Horst Wessel begonnen
im braunen Hemd der SA
vollenden die grauen Kolonnen,
die grosse Stunde ist da.*

*Nun brausen nach Osten die Heere
ins russische Land hinein,
Kameraden, an die Gewehre,
der Sieg wird unser sein!*

Aber dem Übermut der jugendlichen Phantasie und Abenteuerlust wurden bald Dämpfer aufgesetzt. Zu den Lebensmittelmarken kamen nun auch Textilscheine. Alle Klassen sammelten Brombeerblätter, Tee für die Front. Zum Kreistag der NSDAP marschierte die Jugend nach Haslach, der Kreisleiter und der HJ-Obergebietsführer Friedhelm Kemper nahmen den Vorbeimarsch ab. «*Der Kampf gegen den Bolschewismus*» hiess die Parole. Erbsensuppe und Filmvorführung, der grosse Emil Jannings spielte den «*Ohm Krüger*». Nachmittags Schauturnen der Kameradinnen vom BDM-Werk «*Glaube und Schönheit*». Sie kreisten und streckten ihre biegsamen Körper mit Reifen, Keulen und Bällen im engen weissen Trikot mit dem Hakenkreuz unter unseren neugierigen Blicken, die nach Anzeichen erwachender Weiblichkeit Ausschau hielten.

Aus der Erinnerungsschatulle kam mir das «*Lied vom Feldzug im Osten*» hervorgeschnellt, als ich im Oktober 1956 Moskau besuchte. Bei einem Ausflug mit Kollegen der Deutschen Botschaft nach Zarizina, dem Sommerschloss der Katharina, tauchte auf der Rollbahn das Denkmal

auf, das die Grenze des Vormarsches unserer Armee markierte und mit ihm die Umkehr in die Katastrophe. «Vorwärts nach Osten, Du stürmend Heer», die Hauptstadt Russlands für die Panzerspitzen des Generals Guderian in Sichweite, doch unerreichbar durch den Widerstand der Roten Armee und den grimmigen Winter. Auch jetzt lag eine Schneedecke auf dem öden Land und machte mir den Hitlerschen Wahnsinn schauerlich augenfällig. Guderian, der grosse Heerführer mit dem armenischen Namen, hatte auf mich Jungen eine magische Anziehung so wie Zieten und Scharnhorst. Panzerwaffe, Panzerregiment, Panzerschlacht – alles, was Zeitung und Filmwochenschau von der modernsten Waffe unseres Heeres erzählten, schürte meinen Willen, Panzerleutnant der Reserve zu werden.

Mit einem guten Abgangszeugnis sagte ich im Juli der Höheren Bürgerschule Adieu. Meine Eltern schenkten mir den gewünschten Neuen Brockhaus. Sechs Jahre hatte mich das behäbige Schulhaus am Schlossberg aufgenommen. Alle Lehrer kamen aus dem Badnerland, bis auf Frau Korwan, die manche Torheiten naiver Begeisterung für das Grossdeutsche Reich in uns Jungen mit Takt und Erfahrung zurechtzubiegen versuchte. Sie stammte aus der Pfalz, war durch Heirat Kanadierin geworden und durch den Kriegsausbruch an der Rückkehr nach Kanada gehindert worden. In Deutsch, Englisch und Erdkunde liess sie den Blick und den Atem der weiten Welt ins Klassenzimmer herein und stellte die Ideale der Menschlichkeit, wie sie in unseren Klassikern verehrt wurden, feinfühlig und vorsichtig neben das von oben verordnete Primat von Kampf und Macht. Auch Dr. Hafter, zart und jung und immer modisch gekleidet, sah seinen Beruf nicht nur im Vermitteln von Lehrstoff, sondern auch im Sinne des Eingehens auf den Einzelnen.

Bevor der neue Schulabschnitt in der Schwarzwaldschule Triberg begann, wollte ich meinen produktiven Beitrag zum Sieg leisten. In den Ferien stand ich am Webstuhl der Textilfabrik Schoffer, mit deren Besitzer wir weitläufig verwandt waren. Dieser Zwang zur eisernen Norm, zur Disziplin der Arbeitsgruppe gegenüber der Maschine, das Klicken der Stechuhr um sieben Uhr früh, für einen Lohn von 28 Pfennigen in der Stunde! Ich war Lohnarbeiter wie die 200 Männer, Frauen, kriegsgefangenen Franzosen und zwangsverpflichteten Holländer inmitten des Lärms der Maschinenhalle. Von der gepriesenen «Schönheit der Arbeit» in den Parolen der Reichsarbeitsfront sah und fühlte ich nichts. Über das Wesen

des Proletariats wollte ich mehr erfahren, aber weder in der Volksbücherei noch bei Bekannten fanden sich Bücher von Karl Marx und Friedrich Engels. Sie gehörten zur verbotenen Literatur. Nun sah ich, wie schwer das Los des einfachen Lohnarbeiters war und wie freundlich und hilfsbereit diese Menschen zu mir, dem Neuling, waren. Ich bekam eine Arbeitsnummer, ein Arbeitsbuch und noch einmal eine Nummer vom Gauamt für Volksgesundheit der NSDAP. Hinter der sturen Webmaschine habe ich meinen Schüler-Übermut abmontiert. Immer wenn Fliegeralarm einen Boten der Alliierten ankündigte, rannten die Kriegsgefangenen von der Arbeit weg und gestikulierten freudig auf dem Fabrikhof. Sie schöpften frischen Mut, so wie ich begann, Zweifel zu hegen an der Überlegenheit der deutschen Waffen.

Die Sonne schien heller, als ich das Fabriktor nach drei Wochen hinter mir liess. Ich war wieder frei und genoss meine Freiheit, schwang mich auf das Fahrrad und strampelte für den Rest der grossen Ferien Tirol entgegen. Unterwegs in Scheidegg traf ich meine Patentante, die mit ihrem Mann, dem Fronturlauber, dort in den Ferien war. Onkel Bernhard Knell war im Zivilberuf Pfarrer und geistlicher Verwalter des Elisabethenstifts in Darmstadt und mutig genug, ungern gehörte Wahrheiten über das Dritte Reich auszusprechen, was ihn vor seiner Einberufung zur Wehrmacht ins Gefängnis gebracht hatte. Er sagte mir, es heisse jetzt fest auf Gott vertrauen, auch wenn es manchmal scheine, als ob er uns verlassen wolle. Wir wanderten zum Pfänder, dem Bregenzer Hausberg, und sahen den blassgrünen Bodensee vor uns sich wie ein Spiegel ausbreiten bis zu seinem unsichtbaren Ufer am westlichen Ende. Auf dem Wege dorthin erzählte der Onkel, dass Rasse, Blut und Boden keineswegs die kostbaren ewigen Werte seien, die der Herrgott geschaffen und uns Deutschen zur Obhut anvertraut habe, wie man es heutzutage die Schüler im Religionsunterricht nach einer bischöflichen Weisung glauben machen wolle.

Er wusste mehr von den Untaten der Handlanger des Regimes zu berichten, als wir es im Gebirgstal hätten jemals erfahren können. So hörte ich zum ersten Mal von der Auswanderung deutscher Wissenschaftler, Künstler, Schriftsteller, weil sie als Juden oder Nichtjuden ihres Lebens nicht mehr sicher waren, und vernahm zum ersten Mal das Wort *Widerstand*. «Zwischen den Zeilen» müsse man Bücher von Schriftstellern lesen, die in Deutschland geblieben seien, etwa von Ernst Jünger, dem grossen Dichter-Soldaten mit der höchsten kaiserlichen Tapferkeitsauszeichnung,

dem Orden Pour le Mérite. Dieser spreche in seinem allegorischen Roman «*Auf den Marmorklippen*» von den Treibern und ihren Kohorten, deren Gier im Hetzen und im Ausspionieren von Häusern liege, wo noch ein Rest von Freiheit unter den Menschen lebendig sei. Das Böse, in der Gestalt des kleinen Treibers Blockwart bis hin zur Obrigkeit in der schwarzen SS-Uniform, meinte Onkel Bernhard, werde sich nicht für immer halten können. Das sei eine geschichtliche Erfahrung. Jetzt aber heisse es, seine Strasse fröhlich ziehen und an den Herrn glauben, wie Philippus es einem Menschen in Bedrängnis geraten habe.

Mein Onkel hat den Krieg überlebt und ist ein grosser Kirchenmann im Hessischen geworden. Von dem, was er sagte, ahnte ich mehr, als dass ich verstand: Meine Begeisterung über die Siege und für die Feldherren, für den Führer, der über halb Europa gebot – die Bilder und Begriffe, die so fest eingehämmert waren und meinem jugendlichen Geltungstrieb entgegenkamen – noch wogen und wirkten sie mächtig in mir. Was mich dennoch zu Onkel Bernhards Seite – zunächst noch unreflektiert – hinneigen liess, war die Angst vor der braunen Gewalt und die Verachtung der braunen und feldgrauen Dickbäuche hinter der Front. Aber der Führer, war er nicht ein Geschenk des Himmels, für den die Glocken läuteten im Grossdeutschen Reich, der vom Elsass bis ins Memelland verwirklicht hatte, was uns als «*ein Volk, ein Reich, ein Führer*», als historisch einmalige Tat erschien? Ich habe Ernst Jüngers getarnte Abrechnung mit dem Nationalsozialismus in seinem Roman «*Auf den Marmorklippen*» in der Schülerbücherei nicht gefunden und ihn erst Jahre später in die Hand bekommen, als alles vorüber und nur das Museum des Grauens übrig geblieben war.

Grübelnd trat ich fest in die Pedale, schob mein Fahrrad den Adolf-Hitler-Pass hinauf und erreichte Innsbrucks schöne Jugendherberge auf der Hungerburg, wo ich mich für die nächsten Tage einquartierte. Jungen und Mädchen waren und fühlten sich als Deutsche und keinem wäre es eingefallen, zwischen Deutschen und Österreichern zu unterscheiden. Wir erzählten uns am Abend, was uns der Tag hatte entdecken lassen, das Grab des Kaisers Maximilian in der Hofkirche, das Denkmal des Andreas Hofer, einen jungen Leutnant mit dem Ritterkreuz, dem ich in der Seilbahn auf den Karwendel begegnet war und der mein Herz höher schlagen liess. Schon um halb sieben Uhr war Wecken, Waschen und Schuhputzappell, denn der Herbergsvater achtete auf Sauberkeit.

Rudi Wenk kam auf Genesungsurlaub, als ich auf dem Rückweg bei seinen Eltern in Konstanz einkehrte. Ich war stolz, einen Hauptmann als meinen Freund zu wissen, er war acht Jahre älter, hatte das EK I und war Berufsoffizier beim Konstanzer Infanterieregiment 14, verwundet vor Smolensk. «Den da könnt Ihr aufs Klosett hängen», sagte er und zeigte auf das Hitlerbild im guten Zimmer. Wenn Rudi das sagte! Und er sprach noch krasser als Onkel Bernhard und berichtete von «Aufräumaktionen» hinter der Front, die mit dem Kampf gegen die Russen nichts zu tun hätten. Nun geriet auch mein inneres Führerbild ins Wanken. Rudi fuhr zur Front zurück und gab bald darauf sein Leben, 24 Jahre alt, für die Ideale, die ihn HJ-Führer und Offizier hatten werden lassen. Und war Vater nicht auch viel stiller geworden in letzter Zeit? Er sprach kaum mehr über Politik. «Lasst uns das Ohr mit der Flöte vergnügen», sagte er nach Dienstschluss, und griff sich den schwarzen Flötenkasten vom Bücherschrank.

Die Trauben der Eberesche hingen zunderrot im Gezweig, als mein erster Schultag im September auf der Oberrealschule in Triberg begann. Von nun an hiess es, jeden Morgen um Sieben die 100 Stufen zum Bahnhof hinaufspringen, wenn die Eisenbahn sich durch einen schrillen Pfiff vor dem Viadukt ankündigte. «*Tschuf-tschuf-tschuf, i kumm fascht nit den Schwarzwald nuf*», sagte ich schon als Kind beim Anblick des mühsam schnaufenden Zuges. Oft war es «die höchste Eisenbahn», wenn ich in letzter Sekunde das Trittbrett erklomm und der Zug, dem wegen seiner Last oder schlechter Kohle mitunter die Puste ausging, seinen Weg durch die Bergkehren und 26 Tunnels antrat. Drängten sich Truppentransporte vorbei, blieb der Bummelzug schicklich auf dem Hilfsbahnhöfchen von Niederwasser stehen. Fielen im unteren Kinzigtal Bomben in der Nacht, warteten wir stundenlang auf den Zug oder kamen mit knurrendem Magen erst spät am Nachmittag nach Hause. Vom höher gelegenen Bahnhof ins Städtchen hinab rutschte die Meute der Fahrschüler dann das Eisenrohrgeländer an der Hundertstufenstiege auf dem Hosenboden hinab. Die Dampflokomotive hat ihr Dasein in der Geschichte der Technik inzwischen aufgegeben, der Riesenwurm des Geländers aber ist geblieben und hat sogar die Demontagen «*Eisen für die Kriegswirtschaft*» überlebt.

Auf der Zitadelle von Kiew wehte die Reichskriegsflagge, die Kessel-Schlacht von Wjasma und Briansk, Ende Oktober 1941, brachte eine halbe Million gefangene Russen, die Truppen unseres rumänischen Verbündeten marschierten in Odessa ein. Zusammen mit den Sondermeldungen kam

zunehmend auch die Trauer um Gefallene als ständiger Gast ins Tal. «Auf dem Felde der Ehre gefallen»: Der Name wurde von der Kanzel verlesen und bekam das Eiserne Kreuz des Gefallenen im Wochenblättchen. Den Bauern fielen die Söhne. Ein Erlass, der die Erbhofbauern schonen sollte, konnte nicht lange aufrechterhalten werden. Der Krieg kannte bald keine Rücksichten mehr, und meine Eltern bangten bereits um mich und meinen Jahrgang. Ein Ende des Krieges war nicht in Sicht. Die Helden, denen wir nachstrebten, waren nur wenige Jahre älter als wir Obertertianer: die Fliegeroffiziere Ösau, Lützow, Schmölders, Galland, mit über 100 Abschüssen. Ich fühlte mich ihnen einen kleinen Schritt näher, als mir in diesen Tagen das Silberne HJ-Leistungsabzeichen verliehen wurde.

Unser DJ-Fähnlein erhielt den Ehrennamen «*Herbert Norkus*» verliehen. Der Bannführer kam von Wolfach herüber und weihte im Schulhof die neue Fahne. «*Denn die Fahne ist mehr als der Tod*», wie unser Liedvers sagte, das habe auch für den Hitlerjungen Norkus gegolten, den die Kommunisten 1932 in Berlin ermordet hätten. Zum Abschluss der Feierstunde sahen wir im Kino den Film «*Der ewige Jude*». Hingegen für den Film «*Der Postmeister*» mit Heinrich George und Hilde Krahl, den alle Welt wegen seiner pikanten Kunst pries, bestand «Jugendverbot». Allgemein waren die Filme damals gut gemacht, sie zeigten schöne junge Menschen, schöne Frauen, edle Gesichter, die uns wochenlang Gesprächsstoff gaben. Heute erscheint eine Jugend auf der Leinwand – zerzaust, zerfranst und wenn nicht nackt, so in Jeans und Kaftans als schützende Kruste verlorener Individualität inmitten von so viel Freiheit, die wir damals nicht hatten.

Fronten und Grenzen, die der Krieg setzte, konnten nicht verhindern, dass uns Jungen eine Welle neuer Töne wie versessen machte. Im Reich war der «Niggerjazz aus Amerika» verboten, umso gieriger drehten wir den «dekadenten Swing» von Radio BBC auf. Bald passten sich auch unsere Soldatensender Belgrad und Calais den flotten Klangattacken an. Bisher hatten wir die Schlager aus dem Wehrmachts-Wunschkonzert «Belami» und «La Paloma» und «Heimat Deine Sterne» gepfiffen. In Triberg rannte die ganze Klasse nachmittags ins Stadtkino, als ob's etwas umsonst gäbe, zu dem Film «*Frauen sind keine Engel*» – der kessen Margot Hielscher wegen, und weil die Jazzkapelle auf dem Ozeandampfer die Trommeln im Hollywoodrhythmus wirbeln liess, was für uns neu war. Wir fanden die Klänge des deutschen Starorchesters Barnabas von Geczy,

von dem die Mütter in den Reichsfrauenschaf-Nachmittagen schwärmten, dagegen leer wie eine hohle Nuss. Immer nur «Lilli Marleen» und «Das kann doch einen Seemann nicht erschüttern» und ähnliches, wir nannten sie «NS-Kantaten». Solche Art Schlager waren uns jetzt fad und bieder. Einschmeichelnder klang es, wenn Peter Kreuder in die Tasten griff zu «Ich brauche keine Millionen» oder «Wer Klavier spielt hat Glück bei den Frau'n».

Die Katastrophe kam an einem Nachmittag. Sollten wir bis zur Abfahrt des Zuges nach Hornberg im Wald hinter dem Schulhaus wieder einmal das Zigarettenrauchen ausprobieren oder unser Vesperbrot im Singsaal verzehren? Ich weiss nicht mehr, wer zuerst auf den Gedanken verfiel und mit dem Stachel der Sünde lockte, jedenfalls sollte in einem spontanen Einfall das Horst-Wessel-Lied auf unsere nichtamtliche Vorstellung von modernem Wohlklang gebracht werden. Ich haute die Marschweise flott auf die Tasten, sie klang frech mit den Synkopen, die Schulfreunde Helmut Schwinum, aus Wesel evakuiert, dünn und sommersprossig und uns Waldjungen an Pfiffigkeit voraus, und Erich Moser, der aus eigener Schlachtung die besten Schulbrote hatte, schlugen den Takt oder bliesen auf einer Papiertrompete: «*Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen . . .*» So hatte man den Weihgesang noch nie vernommen! Die Tür ging auf. Im Rahmen erschien das hochrote Gesicht von Direktor Sproll, hinter ihm zwei Schulinspekteure in SS-Uniform. Gebrüll auf blasse Gesichter. Die frische Tat war nicht zu leugnen, der Gerichtsprozess gewiss.

Heute frage ich mich: Entsprach die frevelhafte Tat der Neigung Jugendlicher, aus Freude am Spektakel von der obrigkeitlichen Ordnung abzuweichen? Oder war sie Ausdruck einer nur nebelhaft realisierten Oberschülerresistance im Räderwerk der verachteten «Goldfasane», eine Attacke gegen den braunen Mief, der sich vor der Front drückte? Wussten wir nicht von vornherein, dass diese Tat beim Erwischtwerden mehr als Unfug war und uns vielleicht sogar den Hals kosten konnte?

Wir wurden lange mit Geschrei abgekanzelt und auf noch unbestimmte, aber böse Folgen hingewiesen. In Hornberg stand auch schon der telefonisch von der Triberger Polizei alarmierte eherne «Hippo» zum Empfang und zu erstem Verhör am Bahnhof bereit. Nach einer schlaflosen Nacht trat HJ-Stammführer, Bäckermeister Walter Weiler, in Erscheinung. Er war ein Mann mit viel Humor und einem goldenen Herzen unter einer knorrigen Schale. Er empfahl dem aufgebrauchten Kreisleiter, er möge die

Sache besser auf sich beruhen lassen. Denn einmal publik, wäre das lachende Städtchen auf Seiten der Delinquenten, und zudem wären Jungvolk und Hitlerjugend dann nahezu führerlos! Das Musterfähnlein «*Herbert Norkus*» betriebsunfähig - das war unmöglich. Wenige Tage vor dieser Affäre hatte ich die schwarz-grüne Schnur des Hauptjungzugführers erhalten.

Mein Vater wurde zum Kreisleiter bestellt. Er hat mir damals nicht erzählt, wie man ihn hergenommen hat, er sagte nur: «Die Sache ist erledigt. Wenn so was noch einmal passiert, kannst du als Direktor eines Flohzirkus' in Brasilien dein Brot verdienen. Du kannst dir zugute schreiben, dass der Kreisleiter als Bub bei deinem Grossvater zur Schule gegangen ist und ihn in freundlicher Erinnerung behielt, obwohl der ihm einige Male den Hintern versohlt hat!» Vom Direktor bekam ich die Androhung des Schulverweises.

Im Osten wütete der härteste Winter seit Menschengedenken. Aus dem stürmischen Vormarsch wurde das verbissene Halten errungener Stellungen. Alle Gliederungen der Partei sammelten Schuhe, Wäsche, Socken für die Front. Von der Führerschulung des «HJ-Bannes 733» im Bahnhofshotel in Hausach schickten wir unserem verwundeten Obergebietsführer ein Telegramm ins Feldlazarett bei Smolensk: «85 Hitlerjugend-Führer grüssen Dich von einer Arbeitstagung und wünschen Dir baldige Genesung.» Nach dem Schulunterricht lief ich mein Revier bei Bekannten ab und bettelte um Illustrierte, das «Schwarzwälder Tagblatt» und «Das Reich», die montags in Rollpäckchen an Verwandte und Freunde im Feld abgeschickt wurden.

Nach dem Gottesdienst die Jugendfilmstunde im Kino: Im Oktober notierte ich «*Spähtrupp Hallgarten*», «*Kampfgeschwader Lützow*», «*Bismarck*» und «*Schiller*». Das Jungvolk sammelte Bücher, Musikinstrumente und Bastelwerkzeug für die Soldaten in Russland. Der Sonntagnachmittag vereinte Volk und Wehrmacht beim Wunschkonzert aus Berlin. Marmorkuchen und Malzkaffee, mit einer Handvoll Kaffeebohnen auf besseren Geschmack gebracht. Millionen schluchzten beim Abschiedslied jeder dieser Radiosendungen: «Gute Nacht Mutter, gute Nacht.»

Am 8. Dezember lief die Sondermeldung über alle Sender, unser Verbündeter Japan habe England und den Vereinigten Staaten von Amerika den Krieg erklärt und durch einen gross angelegten Luftangriff die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbour vernichtet. Die Welt schien den Atem anzuhalten. Krieg Japans gegen Amerika, uns gab es neuen Mut

und der Führer sorgte für die Verbreitung in einer Reichstagsrede. Im Unterricht wurde die Behandlung von C. F. Meyers «*Das Amulett*» abgebrochen, die Bartholomäusnacht konnte warten. Jetzt zählten allein die tapferen Japaner und der Tenno, unser Dreimächtepakt und die Geographie des Pazifischen Ozeans.

In diesen Tagen meldete das Führerhauptquartier aber auch: «Die Fortsetzung der Operationen und die Art der Kampfführung im Osten sind jetzt durch den Einbruch des russischen Winters bedingt. Auf weiten Strecken der Ostfront finden nur noch örtliche Kampfhandlungen statt.» Auch sickerte aus Feldpostbriefen durch, dass die im ganzen Reich gesammelten Kleidungsstücke die Fronten noch nicht erreicht hätten. Man nahm das zwar besorgt, aber noch verhältnismässig ruhig auf, nicht als erste Zeichen des Wendepunkts. Die Unbill der Jahreszeit – verständlich! Auch im Schwarzwald fiel schon Ende Oktober der erste Schnee. Kurz vor Weihnachten wurden dem amerikanischen Geschäftsträger in Berlin die Pässe zugestellt, und ich schrieb ins Tagebuch: «In einer grossen Rede rechnete der Führer schonungslos mit Roosevelt ab, und auch der Duce gab seinem Volk vom Balkon des Palazzo Venezia den Kriegseintritt Italiens gegen die USA, den Feind der Achse, bekannt. Über Bangkok, Hongkong und Manila weht die japanische Kriegsflagge.» Aber unser ehemaliger Einquartierungs-Gefreiter Toni Schilling schrieb aus der Riegelstellung vor Leningrad: «Schickt zu Essen, zu Rauchen und was Warmes zum Anziehen, wir haben 30 Grad Kälte!»

Zur dritten Kriegsweihnacht wurden pro Familie acht Kerzen zugeteilt. Der Himmel war bewölkt, das Radio verhiess eine stille Nacht, keine feindlichen Einflüge zu erwarten. Auch Bürger, die sonst nicht in die Kirche gingen, aber bei keinem NS-Schulungsabend fehlten, kamen in diesem Jahr zur Christmette.

Ich notierte: «Fronturlauber aus Russland, Frankreich, ja selbst aus Afrika sind zu Weihnachten gekommen. Aber echte Weihnachtsstimmung herrscht überhaupt nicht, weder innerlich, noch kann es der Weihnachtsbaum äusserlich zum Ausdruck bringen. Im Radio wird die Weihnachtsfeier unserer Fallschirmjäger-Sieger von Narvik, Rotterdam, Eben Emael und Kreta übertragen.» Vater spielte auf dem Klavier die Weihnachtslieder. Wir waren dankbar, keinen Gefallenen im Familienkreis beklagen zu müssen. «Heute, Samstag, den 27.12., sammelt die Partei in einer grossen Sammelaktion warme Winterkleidung für den Osten. Mutter hilft dabei im Schul-

haus. Wie wird es nächstes Jahr an Weihnachten aussehen? – Frieden??»

Mein Zeugnis in der Obertertia fiel gut aus, jedoch stand unter den Noten die Bemerkung: «Der Schüler musste wegen ungebührlichen Benehmens streng verwahrt werden.» Damit war der Frevel an der auf angelsächsische Art vertonten Parteihymne gemeint.

Offenes Schimpfen in der Bürgerschaft nahm zu, aber man wusste auch um die Gefährlichkeit «unbedachter Äusserungen». Ob denn das jetzt noch nötig sei, der brüllende Aufmarsch der NSDAP an jedem 9. November, der Fackelzug zum Kriegerdenkmal, die Weihgedichte und Sprechchöre in der neuerbauten Stadthalle, die einem monumentalen Bauernhof glich? Die markigen Appelle des *Ogru*, der das von der Gauleitung verfasste Manuskript nur mühsam ablesen konnte! 500 Mitmarschierer und Mitläufer warteten darauf, dass der korpulente Ortsgruppenführer steckenblieb. Und er blieb zur Freude aller immer wieder stecken. Sein Kopf schwoll feuerrot an, er suchte Hilfe in den aufmunternden Blicken seiner Amtsleiter in der ersten Reihe. Alle, die vorne sassen, die Schaftstiefelbeine gekreuzt, waren nach dem Führerprinzip ausersehen, braune Uniformen aus besserem Tuch und glitzernde Rangabzeichen zu tragen. Aber Kriegsauszeichnungen an ihrer Brusttasche fehlten. Im Grunde waren sie, bis auf einige wenige, einfältige und gutmütige Schreihälse, die froh waren, nicht unter die Rassengesetze zu fallen und somit Anteil am vollen Tische zu haben. Sie wussten sich vor allem in der Heimat so unentbehrlich zu machen, dass sie die Kampfhandlungen vom Polsterstuhl aus verfolgen konnten. Wie haben wir diese Drückeberger verachtet, diese gut drei Dutzend Parteigenossen der Marktschreierklasse, diese «weltanschaulich Zuverlässigen», deren geistiger Radius nicht über den «*Völkischen Beobachter*» und die Ufa-Wochenschau hinausreichte. Wir Oberschüler strebten weg aus dieser Enge, den Silberlitzten des Fahnenjunkers in der Wehrmacht zu, an die Front, das Vaterland zu schützen mit unserem jungenhaften Geltungstrieb.

Zur Wintersonnenwende marschierte die Jugend zur «Adolf-Hitler-Eiche», Sinnbild deutscher Kraft und Zukunft. Sie ist längst abgeholt. Der Krach des Spielmannszugs sollte mit Landsknechtstrommeln, Pfeifen und Fanfaren den alemannischen Teufel in den nächtlichen Wald treiben. Händchenhalten und über den verglimmenden Holzstoss des germanischen Feuers hüpfen. Die BDM-Mädelschaft spielte Blockflöte und alles sang:

*«Hohe Nacht der klaren Sterne,
die wie weite Brücken stehn
über einer tiefen Ferne,
drüber unsre Herzen gehn.
Hohe Nacht mit grossen Feuern,
die auf allen Bergen sind –
heut muss sich die Erd' erneuern
wie ein junggeboren Kind.»*

Der Ogru sprach von der germanischen Allianz Europas, in der die deutsche Ordnungsmacht vorherrschen werde, vom Lebensraum im Osten und von der autarken Grossraumwirtschaft des Reiches aller Deutschen. Vor dem Kriege hatte die Partei beim Julfeuer noch heisse Würstchen verteilt. Nun fand ich nicht nur den dicken Parteimann, sondern auch unsere heidnischen Bocksprünge lächerlich und eines baldigen Soldaten unwürdig. An jenem Abend (Bismarckheringe mit Pellkartoffeln) schrieb ich in mein Tagebuch: «Sollte in drei Jahren, wenn ich eingezogen werde, noch immer Krieg sein, dann steht es schlecht um uns.» Die Einberufung kam dann schon ein Jahr eher, Anfang März 1944, weil das «letzte Aufgebot» auch die Sechzehn- und Siebzehnjährigen umfasste. Von nun an vermeldete der Heeresbericht planmässige Absetzbewegungen an der Ostfront. Urlauber berichteten vom immer massiveren Einsatz des sowjetischen Panzers T 34, selbst in Schnee und Eis. «Bengasi wurde planmässig geräumt und vom Feind ohne Kampf besetzt.» Bald wurde jeder Talwinkel nach Fronttauglichen durchleuchtet, aber die «politischen Leiter» zählten nicht dazu.

Im Unterricht und Hitlerjugenddienst machte sich Flapsigkeit und höhnisches Wiehern über die braunen Reglementierungen bemerkbar, je mehr diese in den verbliebenen privaten Raum eingriffen. Unsere Stiefel knallten im Gleichschritt durch das abendliche Städtchen, «Links-zwo, links-zwo – ein Lied: Auf der Heide blüht ein kleines Blüüümelein . . .», aber nach dem Kommando «Weggetreten» regierte wieder die kleine Freiheit. Mein Freund Helmut zog mich in die Grammophonecke des Hotels «Adler» zu immer wieder denselben Schallplatten von Peter Kreuder und Peter Igelhoff: «*Ach verzeih'n Sie, meine Dame, Gottfried Schulze ist mein Name, und ich liebe Sie . . .*», mit Saxophon und Wischbesen. Die «Adler-Ecke» wurde zur Obsession. Die Nadel kratzte schon

auf den dicken Schallplatten, aber sie hielt so lange aus, bis uns der Einrückungsbefehl zum RAD von unserem Lustkasten trennte.

Immer öfter wagten wir beide, als der Gong ertönte und das Licht im Kinosaal erlosch, unbemerkt von «Hippo» und HJ-Streifendienst in den Zuschauerraum zu gelangen. Zu den Traumfrauen Marika Röck beim Steptanz und der sonoren Zarah Leander, «der Wind hat mir ein Lied erzählt». Hände in den Hosentaschen vergraben, was die Jugenderziehung nicht gern sah, «schräge Musik» hören, über den *Ogru* und seine Bonzen lästern, Ausschau halten nach dem Bierwagen der Brauerei Ketterer, der Frisches anbrachte. Uns lief das Wasser im Mund zusammen, und Wasser tropfte von den Eisstangen des Pferdefuhrwerks. Rasch die Mathe-Hefte hervorgeholt und die Quadratwurzel-Aufgaben verglichen, schnell noch einen Blick auf die Filmphotos im Kinokasten, auf die Idole Brigitte Horney, Karin Himbold, Ursula Herking, dann radelte die männliche Obertertia hungrig durch die verdunkelten Strassen heimwärts zu den überanstrengten Müttern.

IX

1942-1943

Im Frühjahr kam ich zu einem Wehrausbildungslehrgang auf die HJ-Gebietsführerschule «Fritz Kröber» nach Lahr. Keiner von uns Sechzehnjährigen wusste, wer das war. Ich nahm an, wohl auch wieder so ein Blutordensträger, den die Kommunisten ermordet hatten. Aus dem Badi-schen und dem Elsass kamen 40 Oberschüler, die von Unteroffizieren zu «Kriegsübungsleitern» ausgebildet werden sollten. Vielen war der Wider-wille anzumerken, nicht allein des Drills und des Frostes wegen, sondern weil hernach der entgangene Schulunterrichtsstoff nachgepaukt werden musste. Was halfen alle schönen Worte unseres Stammführers, dass wir zur Führerauslese gehörten. Wir piffen auf Ostfrontbedingungen und auf «Gelobt sei, was hart macht», solange wir in der Heimat lebten.

Bereits um sieben Uhr früh begann die vormilitärische Ausbildung, Schiessen mit Karabiner, Waffenlehre, Kommandosprache, Geländeausbildung, Härtemärsche zur Burgruine Hohengeroldseck bei 20 Grad unter Null. Und wir litten Hunger. In der weltanschaulichen Schulung lernten wir den Grund dafür. Das Geleitwort des Reichsjugendführers zu unserer Standardfibel «*H. J. im Dienst*» lautete – und wir lernten es auswendig «Der Führer verlangt von Dir, dass Du Deine körperlichen Anlagen und Fähigkeiten bis zur äussersten Möglichkeit entwickelst; denn er will eine Jugend, in der jeder Einzelne die ihm von Gott gegebene Dreiheit: Körper, Geist und Seele harmonisch vereint. Nach solchem Willen ist der beste junge Deutsche nicht der Klügste oder der Kräftigste, wohl aber der, dessen Ausbildung ihn befähigt, in allen Lebenslagen der Gemeinschaft seines Volkes zu dienen. Erziehe Dich zur Selbstlosigkeit! Wer gelernt hat, zuletzt an sich selbst zu denken, ist der beste Bürger des neuen Reiches. Ob arm, ob reich, katholisch oder protestantisch, ihm sollen die Tore des Staates offenstehen.»

Nach zwei harten Wochen wurde mir das HJ-Schiessabzeichen verliehen. Zum Abschluss marschierten wir 40 Milchgesichter in Kolonne ins Kino, der Film mit Willy Birgel «*Reitet für Deutschland*» hatte viel Erfolg. Ich hatte die Nase gründlich voll und sehnte mich nach dem gut geheizten Klassenzimmer. Die «Raucherkarte» wurde eingeführt, die Zigarette wurde zum Nebenzahlungsmittel.

Meines Vaters 50. Geburtstag im Februar werde ich nicht vergessen: Sonderappell für alle über Fünfzehnjährigen im Schulhaus. Willi Wolz, der blonde, sportliche Musterprimaner mit der grün-weissen Fähnleinführerkordel, raunte mir «Vorsicht» zu, bevor er seine angetretenen Jungmänner den Besuchern aus Wer-weiss-woher meldete. Sturmführer und Ärzte in der graugrünen Uniform der Waffen-SS. Kurze Ansprache des Leiters des Kommandos: Wir sollten uns freiwillig melden zur Elitetruppe des Führers. Bessere Waffen, bessere Verpflegung, mehr Ehre! Meine Hände blieben fest an der Hosennaht. Helmut raunte: «Mensch, das riecht nach Heldenklau mit Heldenfriedhof.» Es war wie eine Musterung, denn alle über 1,68 Meter grossen Burschen waren gesucht. Für die Feldtauglichkeit gingen die Werber der Waffen-SS-Divisionen weit unter das Körpermass der Langen Kerls des grossen Preussenkönigs hinunter, und besonders nordisch brauchte der Schädel für die Elitetruppe im vierten Kriegsjahr auch nicht mehr zu sein. Einige Bauernburschen unterschrieben, unter dem Gezerre der Waffen-SS-Führer in naivem Glauben an deren Wort, man würde ihnen lediglich Druckschriften über den Dienst in der Waffen-SS zusenden, einen Bestellzettel. Einige Monate später hatten sie nicht nur die Dokumentation, sondern auch den Wehrpass für diese Kampftruppe in der Hand. Naivität und Gutmütigkeit fielen in die Falle des Verrats.

Seitdem einige vorzügliche junge, salopp gekleidete und in der Rede sich manchen freieren Ton erlaubende Studienräte aus dem Elsass an unsere private Oberschule versetzt worden waren, kamen immer öfter Kontrolleure der Partei und SS und prüften die Stundenpläne und die nationalsozialistische Gesinnungstreue der Lehrerschaft und der höheren Klassen. Man munkelte, die Schule solle verstaatlicht werden. Ihr Leiter und Besitzer, der wegen seiner Strenge gefürchtete Schweizer Direktor Sproll, konnte Schule und Internat mit viel Geschick durch die Gefahren der Zeit hindurchschleusen. Er konnte aber nicht verhindern, dass die Werber der Waffen-SS plötzlich in den Klassenzimmern erschienen, mit Flammenblick, Pistole am Koppel.

Keiner aus meiner Klasse hat sich freiwillig zum Dienst in der «Elite-truppe der Nation» gemeldet. Wir hatten schon vor Monaten angefangen, Angst zu empfinden vor diesen menschenfressenden Divisionen mit den silbernen Ärmelstreifen, die ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen an den Brennpunkten der Front zum Einsatz kamen. Umso wichtiger war, dass man selbst so rasch wie möglich den Wehrpass für die Marine, die Luftwaffe oder das Heer bekam. Erst dann fühlten wir uns gegen die rohen Werber gefeit. Ich meldete mich als Kriegsfreiwilliger und Reserveoffiziersbewerber zur Panzertruppe des Heeres. Meiner Eltern Ach und Weh – wie hätten sie es auch verhindern können? Sie sahen es schliesslich ein – Kriegsfreiwilliger mit 16 Jahren, es musste wohl sein.

«Banzai für Tenno und Japan», rief unser wackliger, aus dem Ruhestand geholter Lateinlehrer «Papa Bücken», als die Nachricht vom Sieg der Japaner über die als uneinnehmbar geltende britische Festung Singapur eintraf. In seiner Begeisterung sagte er: «Schreibt dick und quer über den Einbanddeckel des *Bellum Gallicum*», was ich Euch jetzt sage: «In einem Jahr werden wir den Sieg errungen haben! Ihr seid zwar jung, aber doch nicht zu jung, um die Grösse dieser historischen Begebenheit zu begreifen.» Auch der Englischlehrer kam aus dem Ruhestand. Er war klein und bucklig und hiess mit Spitznamen «Pitek», denn sein Habitus glich dem Urmenschen *pitcanthropus erectus*. Das cholerische Männlein enthielt sich zwar solcher Begeisterungstürme, aber er war den Narreteien, die wir mit ihm trieben, nicht gewachsen und musste bald über ein Sanatorium zurück in Pension geschickt werden.

Jetzt, wo meine Kindheit lang vorüber ist und ich seit Jahren in Asien lebe, denke ich oft an die Wirklichkeit von gestern, deren Bild von der gefährlichen Patina des Halb- oder Ganzvergessens überzogen wird. Was wussten wir damals in Deutschland von dem Leid und den Greueln des Krieges und Kriegsalltags unter den Japanern, unseren Bundesgenossen, die unsere Propagandisten als Sieg der überlegenen Rassen so geschickt zu verdecken wussten? Wir begeisterten uns für die fernen Söhne Nippons und hatten Respekt vor ihren Siegen im Blitzkrieg des Fernen Ostens. So wie wir heute Respekt haben vor der Andersartigkeit der Japaner, 40 Jahre danach, ihrer Friedenssehnsucht nach tiefster nationaler Demütigung, Respekt vor der Kontinuität ihres Geschichtsbewusstseins und der Bewahrung ihrer nationalen Traditionen inmitten eines beispiellosen Aufstiegs zur technischen und wirtschaftlichen Weltmacht.

Was ich erst heute weiss vom «Stalingrad des Fernen Ostens», vom Fall der Festung Singapur, ein Jahr vor unserer eigenen grössten militärischen Katastrophe, das hätte mein damaliges Vorstellungsvermögen von Geographie und Kriegsführung ohnehin überstiegen. Selbst Winston Churchill gab zu, dass für ihn die japanische Gefahr in einem «unheimlichen Zwielficht» gelegen habe.

Im Schulalltag des Frühjahrs 1942 erzählte man uns von der Not des rohstoffarmen und von Menschen überquellenden «Landes der aufgehenden Sonne» und von den tapferen Soldaten des Tenno, die einen dem unseren ganz ähnlichen Kampf ums Überleben gegen eine Welt von Feinden führten, denselben Feinden, die auch uns das Brot und den Lebensraum nicht gönnen wollten.

Der materielle und geistige Schutt der japanischen Besetzung Südostasiens ist heute weithin abgetragen. Die tropische Sonne brütet über Singapur und Malaysia, und ab und zu taucht vor dem Autofahrer auf der stillen östlichen Küstenstrasse der Halbinsel von Malakka ein Betonbunker mit geborstene Turm und schwarzen Brandflecken aus dem Dschungeldickicht und den Gummiplantagen auf und erinnert an den Zweiten Weltkrieg. Draussen, im graublau glitzernden Südchinesischen Meer, so weiss es der Wochenendfahrer auf dem Weg zu den Strandhotels bei Kuantan, liegen die Schlachtschiffe *H.M.S. Prince of Wales* und *H.M.S. Repulse* auf Grund, einst der Stolz der britischen Flotte, das Grab für nahezu 1'000 Matrosen.

Im August 1941 war die *H.M.S. Prince of Wales* zum Ort der Weltgeschichte geworden. Premierminister Winston Churchill riskierte auf diesem modernsten und schnellsten Kriegsschiff die heimliche Fahrt über den Atlantik, unerkant von der lauenden «*Tirpitz*» und den deutschen U-Booten, während der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt ihm auf dem Kreuzer «*Augusta*» entgegenkam. Die alliierten Staatsmänner trafen sich in einer stillen Bucht von Neufundland, hielten mit ihren Admirälen, Offizieren und Mannschaften einen Gottesdienst auf dem Deck des britischen Schlachtschiffes und einigten sich Stunden danach über den britischen Entwurf der «*Atlantik-Charta*». Keiner von uns Untersekundärern konnte ahnen, dass dies eine politische Sternstunde für die ganze Menschheit war, der auch wir unseren späteren Platz in der Gemeinschaft der freien Völker verdanken. Das Dokument wurde die Grundlage unserer heutigen Weltordnung und der Vereinten Nationen. Nach dem

Kriegseintritt Japans mit dem Überraschungsangriff auf die amerikanische Pazifikflotte in Pearl Harbour wurden die beiden britischen Kriegsschiffe in die pazifischen Gewässer entsandt und in Singapur stationiert.

Noch wehte die britische Flagge von Indien bis Neuseeland über dem grössten Reich, das es je auf Erden gab. Auf den Tag vier Monate nach jener historischen Begegnung zwischen Roosevelt und Churchill wurden die *H.M.S. Prince of Wales* und ihr Schwesterschiff versenkt. Zwei Tage vor diesem 10. Dezember 1941 begann die japanische Invasion in Malaya. Die zunächst im Schutz der Monsunwolken zur Erkundung der feindlichen Landungsköpfe ausgelaufenen Schiffe wurden, als sich der Himmel unerwartet aufklärte, von einem japanischen Aufklärungsflugzeug erkannt. Gegen Mittag stürzten sich 85 Flugzeuge mit Bomben und Torpedos auf die Riesenschiffe und bohrten sie in Grund. 2'000 der 3'000 Mann Besatzung wurden von Begleitschiffen gerettet. In Singapur hatte man nicht mit der Reichweite japanischer Bomber aus Saigon auf Ziele in 700 Kilometer Entfernung gerechnet und daher den Schlachtschiffen keinen Jagdschutz der Royal Air Force mitgegeben.

Noch spielte die Tanzkapelle auf der Veranda des in ganz Südasien berühmten Raffles Hotels für das elegante Publikum der Kolonialengländer, wie heute wieder für die in das moderne Singapur strömenden japanischen, amerikanischen und europäischen Touristen. In zehn Wochen eroberten die japanischen Sturmtruppen Malaya und Singapur und setzten Südostasien in Flammen. Für die Engländer und die Singapur-er meiner Generation war der Fall des «Gibraltar des Fernen Ostens» am schwarzen Sonntag des 15. Februar 1942 wie ein Spuk, ein unbegreifliches Geschehen. Noch immer rätseln Historiker und Militärs, wie es dazu kommen konnte, dass die Japaner wie aus heiterem Himmel die vom «undurchdringlichen» Dschungel überwucherte Halbinsel Malakka in zwei Monaten erobern konnten, schliesslich an der nördlichen Gegenküste vor Singapur standen, das mit seiner Fläche von der Grösse des Bodensees unschwer zu verteidigen gewesen wäre und das ohnehin als «uneinnehmbar» galt. Woher die gigantische Fehlbeurteilung von Stärke und Angriffsposition des Feindes durch den britischen Oberkommandierenden in Malaya, General Percival? Es ist die Geschichte einer Tragödie voller unentschuldbarer Fehler, Kurzsichtigkeit, Selbstgerechtigkeit, Führungs- und Strategiemängel, aber auch voller Leiden, Heldentum und Pflichterfüllung. Die Insel Singapur gleicht zwar nur einem Punkt im Ozean, aber

sie liegt an der geostrategischen Nahtstelle zwischen dem Indischen und Pazifischen Ozean, zwischen Afrika, Arabien und Indien im Westen und China, Japan, Australien und Nordamerika im Osten. Kostbar und verletzlich, wird die Strasse von Malakka heute vom unabhängigen Staat Singapur zur See und in der Luft bewacht, wie ehemals, als sie Knotenpunkt des britischen Weltreichs in Ostasien war.

Am 8. Februar 1942 setzten die ersten 4'000 japanischen Sturmtruppen von Norden her nach Singapur über, am Tage darauf standen 23'000 Japaner einer Armee von 33'000 Briten, 17'000 Australiern und 50'000 Indern gegenüber. Am 10. Februar flog der Oberkommandierende der alliierten Streitkräfte im Südwestpazifik, General Sir Archibald Wavell, von seinem Hauptquartier in Batavia in Niederländisch-Ostindien herüber und musste feststellen, dass die Verteidigungsmassnahmen chaotisch waren. Die Japaner drangen bereits in die Vororte von Singapur ein, Widerstand stellte sich ihnen in dem sanften Hügelland entgegen, wo damals wie heute die wohl schönste Pferderennbahn der Welt friedlichen Wettbewerb und den unstillbaren Spiel- und Gewinntrieb der Chinesen in Szene setzt.

Wavell hatte, als er landete, einen telegrafischen Befehl Churchills in der Tasche. Der Premier in London ging noch von der zahlenmässigen Überlegenheit der alliierten Streitkräfte in der Inselfestung aus und drohte: «Es ist unter den derzeitigen Umständen nicht daran zu denken, die Truppen oder die Zivilbevölkerung zu schonen. Die Schlacht muss um jeden Preis bis zum bitteren Ende ausgefochten werden. Die 18. Division hat jetzt die Chance, ins Buch der Geschichte einzugehen. Befehlshaber und höhere Offiziere sollen an der Spitze ihrer Soldaten fallen. Die Ehre des Britischen Imperiums und der Britischen Armee steht auf dem Spiel.»

Kenne ich nicht ähnliche Durchhaltebefehle aus meiner Jugend: Stalingrad, Cherbourg, Berlin? Und auch hier das Parallelgerücht, wie bei Kriegsende in Deutschland, eine amerikanische Befreiungsarmee zur See und in der Luft sei unterwegs . . .

Während in Singapur für ein oder zwei Tage Hoffnung aufkeimte, fielen in ununterbrochenen Luftangriffen die japanischen Bomben auf die durch den Flüchtlingsstrom aus Malaya auf über eine Million Menschen angeschwollene Stadt. Starben im Januar täglich 200 Menschen durch die japanischen Luftangriffe, so waren es in den beiden Februarwochen bis zur Kapitulation im Durchschnitt 2'000.

Alles drängte auf den durch Bombenkrater, Trümmer, ausgebrannte

Autos und Strassenbahnen verstopften Strassen zum Hafen. Wasser und Lebensmittel fehlten. Die reiche Handelsstadt «an der Ecke des Paradieses» wurde zu einem Ort des Grauens. Frauen mit Kindern, bewaffnete Deserteure, Privilegierte und Verwundete aus den Lazaretten rannten zu den Schiffen. Wieder ein Fragezeichen in der Tragödie vom Fall Singapur: Warum hat General Percival nicht eher einen organisierten Exodus der Zivilbevölkerung nach Java und Sumatra zugelassen, als die japanische Kriegsmaschine noch weit weg war?

Die Flucht über die Meerenge im Schutz der Nacht, am Tage in der unbarmherzig glühenden Sonne, wurde für viele zum Holocaust. Am 11. Februar gelangten in der ersten und einzigen grösseren Evakuierungsaktion 1254 Personen auf der «*Empire Star*» nach Batavia. Am 12. Februar versuchte die «*Vyner Brooke*» mit 300 Personen, meist Frauen und Kindern, die Überfahrt, aber nur 34 überlebten die Luftangriffe und konnten sich auf eine der vielen wilden Inseln des malaiischen Archipels retten. Bald darauf landeten die Japaner auf der Insel und fanden das Häuflein der Verzweifelten: Die Männer wurden erschossen, die Offiziere mit dem Bajonett erstochen, die Krankenschwestern und Frauen kniehoch im Wasser mit dem MG niedergemäht.

Am 13. Februar verliess die letzte grosse Armada von 50 überfüllten Schiffen, Fischerbooten, Hafenrundfahrtsböthen, Yachten und Bambusflößen mit über 3'000 Flüchtlingen in der Schwüle der Nacht die sturmreife Stadt. Die rettenden Küsten von Holländisch-Indien in Sicht, fuhr die seltsame Flotte direkt in die Falle des Admirals Ozawa. Ein Geschwader von zwei Kreuzern, einem Flugzeugträger und drei Zerstörern bereitete das furchtbare Ende. Die Holländer auf Sumatra, die von der japanischen Kriegsflotte wussten, funkten fieberhaft Warnungen hinüber zur letzten Funkstation nach Singapur. Dort wurden die Code-Meldungen aufgenommen, aber niemand konnte sie entziffern, da sich der Funker mitsamt dem Code-Buch auf einem der Evakuierungsboote auf hoher See befand. Die wenigen, die dem Massaker entkamen, strandeten auf den Inseln und starben an Hunger, Durst und Malaria.

Die Verluste der Alliierten betragen an die 140'000 britische, australische und indische Soldaten.

Nachdem die britische Flagge in Singapur niedergegangen war, begann für die Überlebenden die Hölle. Unmittelbar nach der Übergabe der Stadt begannen die Sieger mit Massenexekutionen der chinesischen Bevölke-

rung und mit der Internierung der Kriegsgefangenen und der britischen Zivilbevölkerung. Für dreieinhalb Jahre wurde Singapur zur Teufelsinsel unter einem grausamen Besatzungsregime. Tausende starben an Hunger, Erschöpfung, Krankheiten oder in der Zwangsarbeit beim Bau der berühmten Eisenbahn von Siam nach Burma.

Ob wir Schüler, Hitlerjungen, «Volksgenossen» uns noch für den Verbündeten in Fernost begeistert hätten, wenn uns die Tatsachen bekannt gewesen wären?

Die Gewalt der tropischen Natur hat das furchtbare Geschehen zugeeckt wie bei uns die Betonstädte das brennende Ruinenmeer. Aber das unheimliche Zwielficht, in das jede Frage nach dem Sinn jenes Krieges mündet, besteht auch unter den Palmen der fernöstlichen Küsten fort.

Selbst in den schwersten Stunden Englands paukte Professor Ballweg sein Programm der englischen Literatur mit uns durch. Wir deklamierten die Ballade von «King John and the Abbot of Canterbury» aus den «*Canterbury Tales*», während im Ärmelkanal unsere grauen Riesenschiffe «Scharnhorst», «Gneisenau» und «Prinz Eugen» über britische Seestreitkräfte siegten und unsere U-Boote bis nach Panama operierten.

Aus Geographie machte der vom ständigen Raucherhusten geplagte Studienrat Braun Geopolitik. Er trug nie ein Parteiabzeichen und verstand sich in der geistigen Wendigkeit mit den elsässischen Lehrern. Ich mochte ihn auch in den Fächern Deutsch und Geschichte, in denen er bemüht war, uns das Wissen um die Freiheit von Mensch und Volk zu lehren in dem engen Rahmen, der uns noch blieb. Da waren unsere Klassiker, da war das Geschichtsbild der Griechen und Römer. Er erhob Sparta, den absoluten Militärstaat der Hellenen und seine Helden Lykurg und Leonidas zwar pflichtgemäss zu Vorbildern unserer Wehrtüchtigung für die Heimatverteidigung. Aber das jugendliche Leben für die Idee des Nationalsozialismus zu geben, lehrte er uns nicht. Wir lasen immerhin noch Schillers «*Wilhelm Tell*».

Ich sah mit gutem Vorsprung dem begehrten badischen Schulpreis in Deutsch, dem Scheffelpreis entgegen. Ein vom Schulamt angeordnetes Aufsatzthema lautete: «Die Infanterie ist die Königin aller Waffen»; mein Aufsatz reiste nach Karlsruhe zur höheren Unterrichtsbehörde. Auch der Abituraufsatz hatte in diesem Jahr ein zeitnahes Thema: «Siege ertragen kann jeder Schwächling, Schicksalsschläge aushalten können nur die Starken.» Es waren noch Monate hin bis zu der Katastrophe von Stalingrad.

Schon Mitte März lief das Schmelzwasser die steilen Strassen von Triberg hinab, der Winter war vorbei. In der Bahnhofswirtschaft warteten wir Fahrschüler auf den Drei-Uhr-Zug nach Hause. «Fräulein Rosa, bitte ein Stamm!» Zum Mittagsbrot das Stammgericht zu 50 Pfennig, ohne Marken, aber auch ohne Fleischeinlage.

In Geschichte: «Die Marneschlacht 1914», in Deutsch: Schillers «*Lied von der Glocke*». Drei Glocken wurden von meiner Konfirmationskirche abgehängt, zum Einschmelzen für Kanonen. Wahrscheinlich wurde aus dem friedlichen Geläut schon bald das Heulen von Granaten. Aber «Kanonen für den Endsieg» verkauften sich besser in der um das abgenommene Geläut trauernden Gemeinde. Zu Ostern gab es vier Wochen Kohleferien, zu Führers 53. Geburtstag am 20. April rote Sonderbriefmarken und den Hausaufsatz «*Donec eris felix, multos numerabilis amicos, tempora si fuerint nubila solus eris*» (Solange Du glücklich bist, wirst Du viele Freunde zählen, wenn die Zeiten trübe sind, stehst Du allein). Manches aus Ciceros «*Ante Catilinam*» habe ich mit dem «Schlauch» bewältigt, jenem kunstvollen System der schultechnischen Nothilfe, das uns Zeit gewinnen half und den Geist schonte. Kein Lehrer hat uns je «*Mein Kampf*» oder den «*Mythos des 20. Jahrhunderts*» als Hauslektüre aufgegeben, wohl aber das Vaterländische von Arndt bis Beumelburg gepriesen.

Im Juni machte ich mich für die Wehrwirtschaft nützlich. Der HJ-Bannführer beauftragte mich, einen kleinen Holzkasten nach Enschede ins Ruhrgebiet zu bringen und ihn keinen Augenblick unbeobachtet zu lassen. Das klang nach Geheimauftrag und Wunderwaffe und versprach eine Abwechslung vom Trott. Verbrannte Städte und trübe, flache Landschaften gleich hinter Mannheim, das Kästchen im Gepäcknetz. Hier war nicht viel übriggeblieben vom Rausch der Blitzsieg und Sondermeldungen. Die Menschen waren mürrisch und beneideten mich Schwarzwälder. In ihren Augen bedeutete das weniger Luftschuttkeller, mehr Butter, Speck und Eier. Ich war glücklich, nach meinem Auftrag wieder zu Hause und in der Penne zu landen.

«Haben wir nicht mehr», sagte das Fräulein im Reisebüro, als ich wie immer in den Ferien in Tübingen nach Italienprospekten fragte. Stilles Sehnen nach Ferne, blauem Süden, weg von der Enge. Mit Grossmutter zum Gottesdienst in der Stiftskirche. Ich notierte das Gebet: «Vater im Himmel, wir bitten Dich, nimm unseren Führer in Deine Obhut, erhalte



Abbildung oben links:
Der Pimpf (1934)

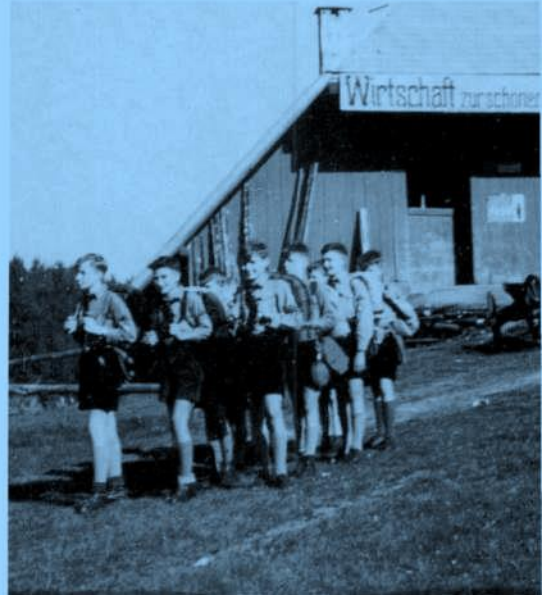


Abbildung oben rechts:
Jungvolk; Pfingst-Gelände-
marsch (1940)



Fanfarenzug des Deutschen
Jungvolks in Hornberg (1941)



Reichsarbeitsdienst; Spaten-
exerzieren in Adelnau/War-
thegau(1944)



Ruhe nach dem Dienst (1944)



Wehrmacht; auf der Fahrt ins
Übungsgelände mit dem
«Panther» (1944)

ihm Gesundheit und Kraft für sein Werk. Sei bei unseren tapferen Vätern, Söhnen, Männern, Brüdern und Verlobten im Felde. Gib Gnade, dass unser Volk sich immerdar in Tapferkeit und Treue um Dich schare, behüte uns in den Stunden der Siege wie in der Not. Amen.» Viele Verwundete in den Bänken, viele mit den Kampfabzeichen ihrer Waffengattungen und dem Eisernen Kreuz, keiner mehr mit dem HJ-Leistungsabzeichen.

Am Nachmittag Ausflug mit dem Zügler nach Niedernau, dem ländlichen Bad in einem Seitental des Neckars. Mit Tante Emma, einer der liebsten und gütigsten Menschen. Ihr Mann stand als Major im Feld. Kaffeetische in der Wiese, Himbeersaft und Bienenstich gegen Brotkarten und «Reisemarken». Die feine kleine Welt der Professorenschaft aus der nahen Universitätsstadt, Offiziere mit Bügelfalten in den Hosen, ein schönes Fräulein rauchte sogar eine Zigarette, was selten war, weil nicht gern gesehen. Ihr Begleiter hatte das Deutsche Kreuz in Gold auf der blauen Fliegeruniform. Da war die Zigarette schon verständlich.

Die Brombeerranken wurden rot, Soldatenzüge rollten die Schwarzwaldbahn hinauf und hinab. Der Sportunterricht fiel von nun an aus, wir hatten keine gelenkigen Lehrer mehr oder sie waren «krank» geschrieben wie unsere flotten Elsässer, die wir mit positivem Akzent «die Tangoschleicher» nannten. Die Dramen von Friedrich Schiller, Johann Wolfgang von Goethe, Heinrich von Kleist. Aber Namen wie Franz Kafka, Franz Werfel, Thomas Mann, Stefan Zweig, Reinhold Schneider, Hermann Hesse hörten wir im Unterricht nie.

Je mehr der totale Staat in das Leben des Einzelnen und der Gemeinde eingriff, umso lieber zogen die Bürger sonntags die Wanderschuhe an. Wandern macht frei, es befreit. Der stramme Hitlergruss, die kleinlichen Schikanen, das Getrommel aus Radio und Presse und die Durchhalteappelle in der Stadthalle – wo der Schwarzspecht klopfte und die Felshummel brummte, wo der Wind über die hohen Farne strich und sich Bauernhöfe unterm grauen Strohdach duckten, dort war Friede und Ruhe. Im Hochwald grüsste man nicht mit erhobenem Arm. Die Idyllen unserer grossen Schwarzwaldmaler Hans Thoma, Curt Liebich und Wilhelm Hasemann waren um uns.

Manches Mal vernahmen wir aus der Ferne die Sirene und erkannten in grosser Höhe die kleinen Silberpunkte feindlicher Flugzeuge. Wir waren glücklich über die stillen Dinge, die uns blieben, ein Schwarm vom zarten Schmetterlingsheer der Bläulinge und der schönste aus dem Geschlecht

der Vanessa-Familie, der Trauermantel, König der quirligen Bäche im Tannicht. Von den einsamen Waldkuppen des Karlsteins und des Huberfelsens, wo Fichten und Wetterlärchen dem langen Frost nur mühsam trotzen, sprudeln die Quellen zu Bächen. Und alle Bäche fliessen in den grossen Rhein, in den alles alemannische Gewässer rinnt. So ist auch das engste Tal mit dem grossen Strom und mit der grossen Welt verbunden, in alten Zeiten mit den Hansestädten und dem Meer, jetzt mit den Schauplätzen des Zweiten Weltkriegs. Vom Herbst des Jahres 1942 an wurde das Letzte mobilisiert. Jeder gab nach seiner Kraft und nach seinem Vermögen. Es machte sich aber auch die Einstellung breit «Überleben ist alles». Das dumpfe Wissen um die grosse Verirrung floss in die Gemüter der denkenden Mitläuferschaft.

Die Kerntruppe der Fahrschüler ritt in der Kartoffelernte der Teufel des jugendlichen Übermuts. Im Fahrtwind, aus dem letzten Wagen, flogen unsere Kartoffeln in die Scheiben der Tunnelwartshäuschen. Verrat durch die Mitschülerin Renate stand zu erwarten, doch lagen die Namen der Täter für den grossen Zugriff noch im Dunkeln. Die Vernehmung durch den Schuldirektor begann. Da erschien am folgenden Morgen ein hoher Parteimann von der Gauleitung, alle Klassen versammelten sich im Singaal. Ich fühlte die Blicke des Direktors auf mich gerichtet und ahnte das Schlimmste. Doch statt des zu erwartenden Schulverweises erntete ich Lob und Preis: Zum Stolz der ganzen Schule überreichte mir der Gau-Amtsleiter Engel die Urkunde als «*Gausieger im Hilf-Mit-Wettbewerb der deutschen Jugend*». Für meine schöne Arbeit über die Infanterie, im Bubenmund «Fusslatscher» geheissen, wurde ich als Bester des Badnerlandes ausgezeichnet. Welche Ironie, meine persönliche «Waffenkönigin» war doch die Panzertruppe! Hauptsache war auch diesmal: Die Strafe unterblieb; aber die mit der Preisurkunde verbundene Reise in die Reichshauptstadt kam nicht zustande.

Das Weihnachtsfest 1942 war bedrückend, alles lauschte auf Stalingrad. Am bedrückendsten war es für diejenigen, die zum Fest Briefe und Päckchen an die Feldpostnummern der Sechsten Armee geschickt hatten. Ein Einsatzversuch war Mitte Dezember gescheitert. Der Führer befahl den Kampf bis zum letzten Mann. Als im Januar 1943 der Untergang der Paulus-Armee offenkundig war, sagten die Nachbarn: «Jetzt hat den Adolf das Glück verlassen.» Ausserordentliches und Drohendes lag von nun an in der Luft, von jetzt an wurde der Ton der politischen Leiter noch rauher.

«*Du bist nichts, Dein Volk ist alles*», stand auf dem Spruchband im Tannenholzsaal der Stadthalle, als wir Jungen und Mädchen vom Jahrgang 1926/27 «geschlossen und feierlich in die Partei überführt» wurden. Man hatte uns nicht gefragt, auch waren wir dem Gesetz nach ein Jahr zu jung für die Mitgliedschaft in der NSDAP. Wollte man wieder Zeichen setzen, eine nationale Feierstunde zur Kräftigung des Durchhaltewillens? Einmarsch der Fahnen und aller Gliederungen der Partei, soweit noch Männer übriggeblieben waren. Chorlieder aus Pimpfenkehlen, der Sprechchor der SA: «Vor uns liegt Deutschland, in uns marschiert Deutschland und hinter uns kommt Deutschland, das Deutschland Adolf Hitlers.» Ansprache des *Ogru*, immer wieder die Arme hoch zum Hitlergruss, Sitzen, Aufstehen, Sitzen, Aufstehen, Handschlag des Kreisleiters. Er schmetterte im Führerton in den Saal hinein, wie stolz wir sein müssten, jetzt als Parteigenossen-Anwärter in dieser grossen Zeit der völkischen Wiedergeburt leben zu dürfen. (Es ging ums *Überleben*, denn die Vereinigten Staaten machten sich bereit für die Invasion im Westen.) Wir sprachen den Eid auf den Führer und bekamen «*Mein Kampf*» in die Hand gedrückt. Der SA-Führer kommandierte: «Ein dreifaches: Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!» Fahnenmarsch der Parteiorganisation unter klingendem Spiel, jetzt waren wir «PGs». So einfach!

Ich dachte mir nicht viel dabei, als ich das politische Glaubensbekenntnis in den Festsaal hineintönte, und ich besass nie ein Parteibuch mit Mitgliedsnummer. Das Angenehme an der Sache schien mir, dass ich jetzt eine wesentliche Vorbedingung für das Notabitur erfüllt und einen Schritt näher an der Welt der Erwachsenen angelangt war. Die kleinen Schurken des Systems, die auf dem mit Tannengrün geschmückten Podium sassen, waren noch immer «*UK*» (Unabkömmlich) gestellt; ich dagegen fühlte, dass ich einen grossen Schritt in Richtung meiner neuen Identität zum Leutnant getan hatte. Ich habe damals wie viele Tausende im Vaterland nicht ahnen können, dass ich mich im Sinne der Auffassung unserer Kriegsfeinde schuldig gemacht hatte, dass ich Minderjähriger jetzt politisch abgestempelt war und mich erst eine spätere Amnestie der Sieger von meinem Teil an der «deutschen Kollektivschuld» befreien würde.

Wenn ich mich zurückerinnere: Ja, ich war patriotisch, so wie man auch in anderen Ländern sein Vaterland sieht, mit Stolz auf Nation und Geschichte. Wir jungen Parteigenossen-Anwärter erhoben Anspruch auf das Gute, Wahre, Gerechte, auf Ordnung und auf Frieden. Natürlich

sahen wir diese Ideale aus den Vorstellungen unserer Zeit und aus dem, was man uns zu wissen gab. Die Verhältnisse einer Jugend im Dritten Reich können nur von denen beurteilt werden, die sie selbst miterlebt haben. Ebenso wenig wie zu anderen Zeiten liefen damals Siebzehnjährige mit einem Schloss vor dem Mund herum. Oft blieben dann die Folgen im Polizeistaat auch nicht aus. Aber die Selbstgerechtigkeit und die Simplifizierung damaliger Lebensumstände durch heutige Moralisten, die noch kurze Hosen trugen, als wir, die Mitglieder der verrufenen Generation, aus dem Krieg kamen, dienen keineswegs der Wahrheit, sondern fördern alte nationale Selbstzweifel und die Verewigung deutscher Verstrickung. Wohl denen, die nichts zu sagen haben und es dennoch für sich behalten!

«*Sein oder Nichtsein*», lautete die amtliche Angstparole. Am 28. Januar 1943 hatte Goebbels über die Volksempfänger den totalen Krieg ausgerufen. Zwei Tage zuvor forderten Roosevelt und Churchill die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Die Erfüllungsgehilfen unserer Zentralgewalt aber hörten nicht auf, auf den Menschen und ihren Sorgen herumzutampeln. Statt Zuspruch und Hilfe gaben sie Furcht.

Eines Abends schlich ich mich zur schlangenschönen La Jana in den Film «*Der Tiger von Eschnapur*». Hippo, breithüftig in seinen Breecheshosen, die aus den schwarzen Schaftstiefeln quollen, das SD-Zeichen vom Sicherheitsdienst am Ärmel, warf mich mit Gebrüll hinaus. Wie einen Straftäter lud er meinen im Beamtenrang über ihm stehenden Vater vor, weil er in der Kirche die Orgel spielte, beim Trauergottesdienst für einen gefallenen Amtskollegen. Hippo war so dumm, dass er kaum noch einen Schatten warf, das wussten alle Oberschüler, zugleich war er als Spitzel und wilder «Heimatkrieger» von gross und klein gefürchtet. Sonntags stand er vor den Kirchen und schrieb auf, wer den Gottesdienst besuchte; bei Beamten folgte dann die Massregelung. Die Fronleichnamsprozession ausserhalb des Kirchhofs war schon seit einigen Jahren nicht mehr gestattet.

Mit Kartoffeln beladen führte der Knecht des Eckenbauern weither vom hohen Fohrenbühl das Fuhrwerk ins Tal. Anstatt zur Ablieferungsstelle fuhr er zu Verwandten und Bekannten, um ihnen das begehrte Grundnahrungsmittel zu bringen. Jedoch ein privater Markt war nicht erlaubt, die ganze Ladung wurde von dem Polizisten beschlagnahmt, ohne Entgelt. So ging es zu im Städtchen und im Vaterland, das man angstliebte und in dem die Zweifel wuchsen wie die Brennesseln auf der Wiese.

Der Widerstand des Studentenkreises der «Weissen Rose» liess uns Schüler seltsam unberührt, man dachte an die eigene Haut und an die Devise «Ja nicht auffallen». Wir dachten nicht daran, dass eine unbewältigte Gegenwart schon bald zur unbewältigten Vergangenheit werden würde. Betroffenheit und Nachdenken, die das Geschehen in der Münchener Universität erzeugten, spielten sich allenfalls in den vier Wänden ab. Doch dann, wenn wir auch keine Jubel-Nazis waren, überlagerte die seit Jahren eingedrillte Motivation der «Pflicht gegenüber der Gemeinschaft» und eine grundsätzlich positive Einstellung zum Staat und unserem Führer, während täglich Tausende unserer Soldaten umkamen, dieses heldenhafte Aufmucken gegen den braunen Koloss und das höchste Opfer für das, was diese jungen Menschen als wahrhaftig und richtig erkannt hatten.

Unsere kleinen Widerstände gab es an vielen Tagen, aber sie hatten keine tragischen Höhepunkte. Vielleicht bestanden sie allein schon darin, dass man mehr wusste als zu wissen erlaubt war, und dass man wagte, über dieses Wissen zu sprechen, getrieben von der Not des christlichen Gewissens. Ich erinnere mich an ein Gespräch des katholischen und evangelischen Pfarrers beim Musizieren im Elternhaus, doch machte ich mir kaum tiefere Gedanken dabei. Sie berichteten, dass auf Geheimbefehl des Führers im nahen Sassbach Experimente an geisteskranken Menschen unternommen würden, da «lebensunwertes Leben» vernichtet werden müsse. Ähnliches wisse man aus den Konzentrationslagern Dachau und Struthof.

War nicht unser ganzes Dasein ein Ausnahmezustand geworden? Tod durch Fliegerbomben, bald die Gefahren des Fronteinsatzes – ich lernte wie besessen meine Schulaufgaben und schaute nicht um mich. Ein Erlass des Reichsunterrichtsministers versprach den Kriegsfreiwilligen bei guten Leistungen den Reifevermerk als Abiturprüfungsersatz. Das war ein Ziel! Wenn man mich heute fragt, warum es nicht mehr Widerstand gegen das Unrechtsregime gab, so ist zu sagen: Die Entmündigung des denkenden Menschen, vom Pimpfen bis zum Rentner, war schon sehr weit fortgeschritten und für die meisten war es auch zu spät, sich dafür unanfällig zu machen. Schliesslich geschah es auch aus menschlicher Schwäche, dass man sich sagte: «Schau, dass du dein Leben rettst und jeden Tag zu essen hast, du kannst den Lauf der Dinge doch nicht ändern. Der Mensch lebt ja letztlich doch vom Brot allein.» Ein gegenüber dem NS-Staat und seinen Machtmitteln immunes Verhalten war so gut wie nicht möglich, und Kritik zu üben hatten wir nicht gelernt. Wir fragten deshalb auch nicht nach den

Ursachen von Fehlentwicklungen, etwa nach den unterschiedlichen Ausbildungswegen von Mitschülern aufgrund der Parteiauslese, weil Fragen nicht gestattet waren – und weil Fragen auch nichts halfen.

Auf dem Musterungsbefehl stand: «Nichterscheinen wird nach den Militärgesetzen bestraft.» An einem hellen Junimorgen, kurz nach sechs Uhr, der Ginster leuchtete, als 30 Siebzehnjährige mit dem Pferdefuhrwerk nach Wolfach zur Musterung kutschierten. Mit dem Bändel «*Wehrfähig*» an der Jacke und dem grauen Wehrpass kehrten wir am Nachmittag zurück.

Jetzt hatte ich es schwarz auf weiss, dass ich zur Panzertruppe kommen würde. Vor dem Kriegerdenkmal an der Kirche, wo schon bald der eine und andere unserer Namen stehen sollte, stellten wir uns zum Erinnerungsfoto auf. Der Fotograf mit dem hölzernen Kasten und schwarzen Tuch, unter dem er verschwand und wieder auftauchte, bis er uns auf der Platte hatte. Mutter weinte und holte einen Gugelhupf aus dem Backofen. Von nun an strickte sie nicht mehr Socken fürs Rote Kreuz, sondern warme Sachen für den Bub.

Die feierlichen Orgelpfeifen gaben Töne, die nicht jubilieren wollten. Vater spielte mit Bängen die Orgel in der evangelischen Christmette. Er wusste, dies war mein letztes Weihnachten zu Hause. Und ein Ende des Krieges war nicht abzusehen. Wie in früheren Jahren erfreuten die kleinen Wunder des Heiligen Abends: Christbaum, Linzertorte, Zimtsterne, die Zutaten lange gesucht und aufgespart, Glühwein und Bücher. Das silberne Glöcklein, das ins kerzenhelle Zimmer rief. Von nun an bedrückte mich doch, dass in wenigen Wochen der Abschied kam von den Eltern und dem roten Schulgebäude am Berghang, und dass es ernst wurde mit dem Einsatz des Lebens für Führer und Reich. Das war nun der Preis, den ich zu zahlen hatte für meine kindliche Gläubigkeit, für den Drang dazuzugehören, mit dabeizusein. Der Widerstreit der Gefühle zwischen Bängen und männlichem Gefordertsein wurde zum Mühlstein um den Hals.

1944-1945

Die Front im Osten drückte gegen das Herz Polens. Luftangriffe der Alliierten auf den Atlantikwall bereiteten die Invasion vor. Mussolinis Reich war zerbrochen. Aus dem Märzenschnee im Gärtchen hinterm Haus lugten Seidelbast und Märzenbecher, als der Briefträger mit dem Ruf «Jetzt isch er da» die Holztreppe heraufkam und mir die gebührenfreie Reichsdienstsache in die Hand drückte. Es war der Befehl zum Einrücken in den Reichsarbeitsdienst, nach dem Gesetz der «Ehrendienst am deutschen Volk für Angehörige beiderlei Geschlechts». Nach Odolanow, zu Deutsch: Adelnau im Warthegau, sollte die Reise in den deutschen Osten gehen. Der Ruf des Vaterlands war zu früh gekommen für den Scheffelpreis. In meinem Herzen war eine Mischung aus Klarheit und Verschwommenheit. Hinaus in die Ferne, aber wie wird alles enden?

Meine Eltern begleiteten mich die 100 Stufen meiner Schülerstiege zum Bahnhof hinauf. Keiner sprach ein Wort. Jetzt kam es auch an uns: Winken unter Tränen. Im Sonderzug fuhren die 200 badischen Oberschüler zwei Tage und zwei Nächte lang in das hinter der Oder immer trostloser werdende Land. «*Geh aus mein Herz und suche Freud . . .*» Nichts davon war geblieben, wir Jungen waren stumpf und stumm und assen die letzten noch auf Mutters Küchentisch gestrichenen Brote. Das war also jetzt «der Dienst» am Vaterland, am Führer, nur gut, dass man nicht alleine war. Hinter Posen nichts als unendliche Schneefläche und Kiefernwälder. Die Knochen schmerzten nach schlaflosen Nächten. Die letzte Wurst und der letzte verkrumelte Apfel waren aufgezehrt. Odolanow - Adelnau, ein verlorenes Katendorf in der Ebene aus Weiss und Grau. Der Schnee knirschte auf dem Bahnsteig. Nach einem halbstündigen Fussmarsch erreichten wir mit unseren Kofferchen die zwei Dutzend schwarzbraune Holzbaracken, die wie schmutzige Maulwurfshügel im Schnee lagen.

Die Koffer waren noch nicht unter den Gestellen der Doppelbetten verstaut, da kommandierte die Trillerpfeife zum Appell: «Arbeitsmänner raustreten!» Die RAD-Fahne klatschte im Wind, ringsum waren Kiefernwälder, ein Schwarm Krähen schrie in der blassgelben Luft. Ich war durch einen unüberbrückbaren Abgrund vom heimatlichen Hornberg getrennt. Von nun an unterlag mein Schicksal dem Zwang des Unentrinnbaren, des Befehls. «Antreten zum Klamottenfassen!» Der Lagerleiter unserer RAD-Abteilung 3/401 eröffnete uns Jungen, Partisanen seien in den Wäldern versteckt, mit nächtlichen Angriffen auf das Lager müsse gerechnet werden. Französische Beutegewehre älteren Modells wurden verteilt; wir konnten uns nur eine kurze Stunde mit ihnen vertraut machen. Müde von der langen Fahrt schliefen wir in unseren Gestellen. Der Wind piffte durch die Ritzen, das letzte Holzscheit im Eisenofen war verglimmt.

Kurz nach Mitternacht knallten Gewehrschüsse in der Nähe und echoten wie in einer weiten Halle. Alarm! In breiter Schützenkette durchstreiften wir das Gestrüpp und drangen in den unheimlichen Wald ein. Einer wollte erfahren haben, unsere Wachen seien angeschossen worden, drei Verletzte. Wie schnell ich doch vergass, dass da die Illusion war vom «*Dritten Reich*», von «*Fahne flattert uns im Wind*», als es ums eigene Leben ging, im Schleichmarsch mit entschertem Gewehr.

Ab und zu tönten Unkenrufe in der Finsternis, Verständigungszeichen der Partisanen unter sich. Das machte die Angst und Unsicherheit noch grösser. Es war wie ein makabrer Witz – als ob Kröten auf gefrorener Erde hüpfen und schreien würden! Es hiess auch, russische Fallschirmjäger befänden sich unter den polnischen Partisanenkämpfern. Schon in der kommenden Nacht vernahmen wir das Tackern der «Nähmaschinen», wie die russischen Flugzeuge hiessen. Die Front bei Lublin war nicht weiter als eine halbe Flugstunde entfernt.

Unausgeschlafen traten wir am ersten Morgen zur weltanschaulichen Schulung an, die nächtliche Attacke wurde von unseren Vorgesetzten nicht erwähnt. Das Thema lautete: «Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht kämpfen will in dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.» Der Hitlerspruch war uns vertraut, neu war die Begegnung mit unseren Ausbildern. Wie würden die Männer sein, die uns in den aktiven Dienst an der Volksgemeinschaft einführen sollten? Der Kameradschaftsführer unserer Einheit von zwölf Arbeitsmännern, zu der ich eingeteilt war, war ein schmächtiges Bürschlein aus Masuren und ein Jahr jünger als

wir Siebzehnjährigen. Schnell hatten wir herausgefunden, dass er beim Abc und Einmaleins nicht der Stärkste war, die Fahrt von Insterburg nach Adelnau war überhaupt seine erste Zugreise im Leben gewesen. Der Knirps hatte sich auf zwölf Jahre für die Unterführerlaufbahn beim RAD gemeldet, mit Aussicht auf den «Zivilversorgungsschein». Sein Wunsch nach Veränderung erfüllte sich im Drill der Älteren und geistig Überlegen.

Er war nicht der einzige, der uns verächtlich «Schüler» titulierte. Alle Chargen bis hinauf zum Oberfeldmeister und Oberarbeitsführer liessen uns ihre Macht fühlen, beim Dienst nach Tagesbefehl und beim Strafexerzieren bei 20 Grad unter Null. Sie wussten, dass wir R.O.B., Reserveoffiziersbewerber, waren und in zwei Jahren in einem Rang sein würden, sie vor uns strammstehen zu lassen. Wir verachteten sie wegen ihrer Rohheit und Dummheit und beneideten sie wegen ihrer warmen, sandbraunen Uniform, während wir im blauen Drillich im eisigen Wind nach Plan ertüchtigt wurden.

Jeden Morgen liess uns der blasse Kind-Mann in Sichtnähe des Lagers den Ehrendienst des Arbeitsmannes verrichten: Wir klopfen mehrere Meter hohe Sandhügel vom Eise frei und karrten die Erde 50 Meter weiter, bis der Sandberg abgetragen war. Hierauf befahl der Schleifer Griffübungen mit Spaten und Hacke nach Vorschrift. Wochenlang. Zur Aufmunterung immer wieder dasselbe Lied, das unser freiwilliger Unterführer wohl für den Inbegriff des Musikalischen hielt: *«Märkische Heide, märkisches Land, sind des Märkers Freude, sind sein Heimatland. Steige hoch, Du roter Adler, hoch über Sumpf und Sand, hoch über dunkle Kiefernwälder, heil Dir, mein Brandenburgerland!»*

An den Nachmittagen stapften wir in Knobelbechern oder in Holzpantinen, die Füsse mit Fusslappen umwickelt, denn Socken gab es nicht und eigenes Wollzeug war in den Wochen der Grundausbildung nicht erlaubt, zu Schiessunterricht, Gewehrreinigen, Spatenexerzieren nach Vorschrift, Handgranatenwerfen. Dieser Winkel im grauen Winterlicht schien mir das Ende der Welt zu sein. Es war Polen; nicht was ich mir unter dem «deutschen Osten» vorgestellt hatte. Die unheimlichen slawischen Ortsnamen vom Fähnchenstecken auf der Landkarte im Polenfeldzug kamen in Erinnerung. Nächtliche Patrouillengänge im engen Umkreis um das Lager, das Tackern der sowjetischen Nähmaschinen. Die Wunderwaffe wurde versprochen, die alles wenden würde, bevor der Feind die Reichsgrenzen

erreicht hätte; wir glaubten daran, so wie wir wiederum auch nicht daran glaubten als Bedrohte und stumpf Bedrückte. Wir litten unter dem unheimlichen Schatten, der über allem lag und hofften, das Vierteljahr würde vergehen, ohne dass uns «der Russe» überrante.

Wir gruben unsere Latrinen selbst und verrichteten unsere Notdurft auf Balken, über chlorstinkenden Löchern, ganz nahe an der Existenz von Sträflingen. In der Essbaracke hockten wir enggedrängt an den Bretter-tischen, müde die Ellbogen zwischen den Blechtellern aufgestützt, und löffelten unsere Suppe aus Dörrgemüse. Das Radio meldete, die Russen stünden vor Lemberg. Diskussion mit unseren RAD-Führern im Offiziers-rang war nicht möglich. Trotz der näherrückenden Front immer wieder dieselben Alltagsschikanen. «Im Laufschrift, marsch-marsch, Hinlegen – Aufstehen!» oder «Oho, die Herren Oberschüler, ich werde euch den Arsch aufreißen! Hinlegen – Aufstehen – Sprungauf marsch-marsch, etwas schneller, wenn ich bitten darf, ihr Säcke, ihr Flaschen, ihr hingepissten Frazezeichen! Achtung, alles hört auf mein Kommando! . . .»

Unser Widerwille steigerte sich, wenn die «Vorbilder» angetrunken mit dem Dienstwagen aus dem nächsten Ort Kalisch kamen und das schlafende Lager innerhalb von Minuten in einen Ameisenhaufen verwandelten. Vielleicht gehörte es in das Programm der Frontabhärtung, dass 200 Arbeitsmänner in Schlafanzügen und eiskalten Knobelbechern auf dem Schnee krochen, zur Belustigung unserer unflätig johlenden Sklavenhalter. Ihre beliebten Kommandospiele hiessen «Häschen hüpf», indem wir wie Karnickel vorwärts sprangen, in den ausgestreckten Händen den schweren Karabiner haltend, oder «Chinesische Musik», wobei wir ausgestreckt auf dem Bauch lagen und auf «Eins, zwei, drei» hochschnellen und dabei in die Hände klatschen mussten. Die sinnlose Schinderei reduzierte das Lager nach einem Monat auf die Hälfte. Wer wegen Erkältungskrankheiten, Erfrierungen, Blasenkatarrh den Lagerdienst nicht fortsetzen konnte, wurde auch bei hohem Fieber in das RAD-Lazarett nach Litzmannstadt (Lodz) transportiert.

Und immer wieder Spatenexerzieren. Jeder hauchte seinem Vordermann eine Keuchwolke in den Nacken; wir hatten in ohnmächtiger Wut das Gefühl, hilflose Puppen einer brutalen Organisation zu sein. «Wenn der Führer wüsste, dass sie uns zu Hampelmännern degradieren . . .» Umso enger hielt die Stubenkameradschaft in der kleinen Baracke zusammen und teilte Zigaretten, Bonbons und Gebäck aus den Päckchen von daheim.

Einige aus der Nachbarbaracke, darunter mein Freund Weninger aus Wien, kochten Zigaretten zu einer fiebertreibenden Lauge, nur um nach Litzmannstadt in das Lazarett zu gelangen. Aber diese Methode scheint unseren Unholden bekannt gewesen zu sein. Wir sahen die Kameraden nicht mehr wieder, auf Selbstverstümmelung stand sogar Todesstrafe.

Wie so anders sah sich alles an zu Hause in den Filmen von Leni Riefenstahl von den RAD-Aufmärschen bei den Reichsparteitagen! Der RAD-Dienst sollte mit dem Spaten neue Scholle gewinnen für den Lebensraum im Osten. Aber die Vernunft war nicht dort, wo die Macht war. Die schäbige Uniform und die Stumpfheit unseres sinnlosen Dienstes waren Versuche, aus Abiturienten willige Partikel im Kollektiv zu machen, nicht Mitarbeiter an einer grossen Idee. Begriffe wie Vaterland, Grossdeutsches Reich, «das deutsche Volk zur echten Volksgemeinschaft zusammenschmieden» und wie es sich bei Parteifeiern und Schulungslehrgängen anhörte – sie wurden so brüchig, dass sie am Ende meiner RAD-Dienstverpflichtung schon beinahe in ein Nichts zerronnen waren.

Was hielt, war die Kameradschaft untereinander, und was nicht verhindert werden konnte, war der Weg nach innen, wo Hoffnung und privater Schmerz als Flucht aus dem Kollektiv ihre Existenz hatten. Es gab kein Buch und keine Musik, es sei denn die «chinesische». Kartoffelbraten auf dem Budenofen in der Putz- und Flickstunde. Mit der Distanz wuchs eine neue Art bisher ungekannter Anhänglichkeit an das ferne Elternhaus, aus dem die sehnlich erwarteten Briefe kamen, in gestochener Sütterlinschrift und mit einer Blüte vom Primeltopf auf dem Fensterbrett. Wir lasen uns die Briefe von zu Hause vor, an den Bretterwänden hingen Bilder unserer Traumbräute Ilse Werner, Lil Dagover, Kristina Söderbaum, ausgeschnitten aus der Wehrmachtsillustrierten «*Signal*». Jeder in der eisigen Unwirtlichkeit des Ostens sehnte sich nach Wärme und Sinnlichkeit und Traumschönheit in diesen Divagesichtern, und glücklicher waren diejenigen dran, die Briefe einer Schulfreundin erhielten. Die Bude mit dem Ofen, die Schachtel mit den Briefen, die Zigaretten, das Tagezählen bis zur Entlassung und Heimfahrt – die Pflöcke in unserer Einsamkeit.

Noch im April fegten Schneestürme über das Land. Schon in der Morgenfrühe war Paradeexerzieren angesetzt. Es hiess, der RAD-Gauführer komme zur Inspektion unserer restlichen Schar in das Waldlager. Tagelang Paradeschritt mit geschultertem Spaten. Der Gauführer kam, ich warf ihm nur sekundenlang einen Blick unter meiner Schildmütze zu. Es

muss solch ein Blitzesblick gewesen sein, wie ich ihm beim Parademarsch viele Jahre später wieder begegnete, als ich bei einem Besuch in Moskau Rotarmisten im Stechschritt über den Roten Platz marschieren sah.

Der höchste RAD-Führer des Warthegaus brachte die Erlösung. Er nahm ein Dutzend von uns Arbeitsmännern für den Stabsdienst mit nach Litzmannstadt. Im Dreck vor dem Bahnhof Adelnau blieben Pferdefuhrwerke stecken. «*Märkische Heide, märkisches Land . . .*» Kein Kuckuck rief, kein Specht klopfte hier sein Frühlingslied. Ich war froh, in der Stadt zu sein, weg von der menschenfeindlichen Natur, in die mich ein fremder Wille hineingeworfen hatte.

Am Karfreitag wartete ich stundenlang auf eine Telefonverbindung, dann sprach ich mit meinen Eltern, und mein Herz schlug ganz erlöst hinter der Erkennungsmarke in meinem Brustbeutel; ich fühlte mich für eine Stunde nicht mehr als Nummer der riesenhaften, ferngesteuerten Organisation. Dort, über 1'000 Kilometer im Westen, ist Heimat, ist dein Tisch, dein Bett, dein Fahrrad, läuten die Osterglocken durchs blühende Tal.

Litzmannstadt, wie Lodz nach 1939 umbenannt wurde, war eine hässliche, graue und schmutzige Industriestadt. Die Feindlichkeit der Natur stumpfte auch die Menschen ab, die solche Städte bauten. Viele Häuser kannten keine Fenster zur Strassenseite, wie man sagte wegen einer früheren Fenstersteuer, die nach dem polnischen Aufstand von 1863 eingeführt worden war. Selbst das Licht im verbliebenen Raum liess sich die Obrigkeit bezahlen. So wie bisweilen ein Mensch bei näherer Bekanntschaft verliert, so verlor diese Stadt, die mir in der grausamen Lagereinsamkeit wie ein Phantasiegebilde erschienen war. Das Joch der vielen Okkupationen – man sah es den polnischen Menschen in den Strassen an. Ab und zu brachten mich als Ordonnanz des RAD-Gaugesundheitsführers Botengänge zu anderen Dienststellen. Es wimmelte von Uniformierten aller Waffengattungen. Litzmannstadt war wegen der nahenden russischen Dampfwalze zur Frontsammelstelle geworden.

Ich sass in einem hohen braunen Gebäude, in dem der RAD seinen Sitz für das Generalgouvernement Polen hatte. Stundenlang war ich untätig, ebenso die alte Dame, die Deutsch und Polnisch auf der Maschine schreiben konnte, unentwegt im Samowar Tee kochte und von den guten alten Zeiten der privaten Textilindustrie erzählte. Im Chefzimmer sah ich nie einen Menschen.

Wie Zitterluft auf heissen sommerlichen Pflasterstrassen vibrierte die Angst vor den heranrückenden sowjetischen Armeen in der Stadt. Aber im «Café Litzmann» spielte das Zigeunerorchester zum Fünfuhrtee wie in besseren Tagen. Strammer Hitlergruss beim Eintreten, ebenso zackig beim Hinausgehen. Auf der anderen Strassenseite versprach Heinz Rühmann eine Stunde Ablenkung in der «Feuerzangenbowle». Wie weit zurück erschienen mir diese Schülerstreiche! Vor der Kinokasse übersah ich einen Unteroffizier und konnte ihn deshalb nicht grüssen, wie es die RAD-Dienstordnung befahl. Der Mann brüllte mich an, dass die Fussgänger erschrocken stehenblieben, und liess mich im Stechschritt mit erhobenem Arm zum Hitlergruss an ihm vorbeimarschieren. Ein kleines Denkmal im Vollgefühl seiner Macht, und ich zitterte hilflos vor Wut.

Meine Schlafpritsche lag in einem Barackenlager am Rande der Stadt. Die gelbgraue Strassenbahn rasselte täglich in langsamer Fahrt mitten durch das mit Stacheldraht abgesperrte Ghetto. Blasse Männer, Frauen und Kinder, die wie schwarze Schemen durch die Strassenschluchten schlichen, eine Gulaschkanone umstanden, mit Taschen und Eimern unterwegs, mechanisch wie Aufzietiere, die an einer Linie entlangziehen. Es war ein gespenstisches Bild und passte zu dem matten Nebellicht über dieser Stadt. Ich fragte mich, weshalb sie noch einen aufgenähten Davidstern trugen, wo doch ohnehin niemand das Ghetto verlassen durfte.

Ich wusste nichts von den Vernichtungslagern Auschwitz, Maidanek und Treblinka und davon, dass die Tage dieser armen, huschenden Gestalten gezählt waren. Mitleid über ihr hartes Los, Bedauern – ja schon. Ich dachte an das Bibelwort von den Mühseligen und Beladenen und daran, wie wenig doch ein Menschenleben wert war – nämlich nichts, wenn es keine Freiheit hatte. Aber wohnte ich nicht selbst hinter Stacheldraht, nur dass ich meine feste Essensration hatte und täglich einen Kalenderstrich für den Tag der Heimfahrt machen konnte? War ich nicht selbst auch nur eine minimale Randfigur in des Dritten Reiches Drama letztem Teil? Und dennoch, als Angehöriger des «Herrenvolkes» konnte ich mich besser durchschlagen als jene, die in der NS-Terminologie «volksfremde Elemente» genannt wurden. Aber grosse Gedanken machte ich mir nicht. Ich wusste nichts von der Heuchelei unserer Führung im Warthegau, von den Massenmorden vor unseren Lagertoren. Dass der Nationalsozialismus die grausamste Verirrung des deutschen Menschen war, wurde auch mir erst vollends klar, als das Drama zu Ende war.

Ich erkrankte an einem scharlachartigen Fieber und erfuhr im Lazarett aus Landsermund, den Endsieg habe sich der Hitler an den Nagel gehängt, jetzt gehe es für uns nur darum, eine ruhige Kugel zu schieben und rechtzeitig abzuhausen. Ärzte, Schwestern, Hoch- und Niederrangige, jeder hatte sein Marschgepäck im Spind und dachte an die Flucht vor den Russen. Die Sowjetarmee wälzte sich von Lublin und Bialystock nach Westen, aber am Abend zog ich meine Ausgehuniform an und sah im Stadttheater *«Die verkaufte Braut»*.

Mitte Mai erhielt ich den Entlassungsschein und zog Zivilkleidung an. Ich war glücklich, als ich die Fahrkarte nach Hause in der Hand hielt. Die Drillanstalt in den Kiefernwäldern lag hinter mir, ich piff auf den Dienst im *«Lebensraum im Osten»* und dachte an die gemütlichen Städtchen und Dörfer im Badischen. Die RAD-Führer von Adelnau waren allesamt der Kehrrichthaufen einer Organisation, die ihrerseits nur eine der vielen Massendummheiten der deutschen Diktatur gewesen war. Wo sind sie geblieben, die Freunde Weninger und Augenstein, Kameraden und Soldatenknaben, die ein sinnloser Dienstplan in den letzten Wochen noch weit herum im Warthegau verstreut hatte? Ich war allein, als mich die Eisenbahn durch das blühende schlesische Bergland, durch wohlgeordnetes deutsches Land mit Dorfkirchen und Schlössern westwärts brachte.

Ich wollte keinen Zwinger sehen und kein *«Elbflorenz»* bestaunen. Hätte ich die Tragödie geahnt, dann hätte ich mich in Dresden, dem Juwel unter den deutschen Städten, doch umgeschaut, solange die Frist des Marschbefehls es erlaubte. Aber mich zog es nur nach Hause. Auf dem Bahnhofplatz Fliegeralarm, das Klirren umgehängter Gasmaskenbüchsen, Luftschutzkeller und Entwarnung, wieder Warten in der Dunkelheit auf einen Zug. Nein, nicht ins Wehrmachtsheim, besser im verrauchten, vollbesetzten Wartesaal. Zu jeder Nachtstunde konnte ein Zug in Marsch gesetzt werden, Bebra-Frankfurt. Ich war müde wie ein Landser, der aus dem Felde kam. *«Deutschland, heiliges Land, Du seist gebenedeit. . .»*, jetzt überkam mich beim Kehrreim keine Rührung mehr.

Im Schutze der Dunkelheit schnaufte der lange Zug durch den Thüringerwald. Das Abteil abgedunkelt, die Gesichter grün im graugrünen Licht des Glühstrumpfes. Der beissende Geruch nach trockenem Dampf, stinkenden Uniformen, Tabak und Schnaps und Lederzeug. Weiter vorne im Wagen spielte einer Mundharmonika von der Erika, dem kleinen Heideblümelein. Hätte ein Landser oder irgendeiner aus dem grossen Strandgut

der Nation, in dieser Nacht durch das Land gehetzt, von Reich und Führer geschwafelt, er wäre ausgelacht oder wahrscheinlich verdroschen worden. Jeder wusste, das Schlimmste stand erst noch bevor. Totaler Krieg hin, bedingungslose Kapitulation her – der Widerstandswille der Reichsregierung konnte doch keinesfalls bis zum Ende mit Schrecken andauern? Ein grosses Heimweh nach Ruhe, nach Innen, nach Frieden, breitete sich unter den Menschen aus. Auch glomm ein Funke Hoffnung bei vielen weiter, die versprochenen Wunderwaffen würden alles zum Sieg und Kriegsende wenden. Aber ich konnte mir eine Nachkriegswelt nicht vorstellen.

Ein silbriger Frühlingshimmel lag über dem Rebhügel der Ruine Ortenberg, als der Zug den Schwarzwald aufwärts schnaufte. Die Kirschbäume im Gutachtal standen in ihrer Blütenpracht. Das weisse Schloss im Tannenwald, der graue Turm der alten Burg, der Pfiff der Dampflokomotive vor der Einfahrt in den Viaduktunnel, die braunen Dächer der kleinen Stadt in der Mittagsruhe, Ort meiner Knabenfreuden und Jugendjahre. Ich kam mir vor wie einer, der lange unter einem fremden Stern gelebt hatte. Ohne Illusionen über die Welt, aber glücklich über das erreichte Ufer, rutschte ich wieder die Geländerstange vom Bahnhof hinab in mein geborgenes Daheim. Dann hing ich das Hitlerbild in meinem Zimmer ab, bestieg das Fahrrad, um zu sehen und Neues zu hören. Der «Kommunist Wacker» sei wieder in Dachau, aber seinen Sohn Heinz, meinen HJ-Kameraden, habe man dieser Tage zur «*Division Grossdeutschland*» eingezogen. Jeder kräftige Bursche wurde gebraucht, um die Fahrt in den Abgrund zu bremsen. Vor einem Jahr noch war der immer blasse und magere Junge verstört vor Angst zur Schule gekommen, wenn nachts die Gestapo die elterliche Wohnung durchsucht hatte.

XI

1944-1945

Im Juni 1944 wurde ich in die Wehrmacht eingezogen. Der Wunsch eines Jungen in einem traditionsreichen Militärstaat ging in Erfüllung; aber er betrat neue Gefilde, und ihm war bang, wemgleich er sich jetzt schon sehr erfahren im Kriegshandwerk vorkam. Flatternde Hitlerfahnen, mittwochs Heimabend, samstags Geländespiel, Fackelzüge an den Feiertagen der Partei, des Führers Lebenslauf und die Torheit von Versailles – all dies zerrann vor der Unbarmherzigkeit des totalitären Staates. Das letzte Aufgebot wurde zusammengetrommelt. Bald darauf musste auch mein Vater lernen, mit Gewehr und Panzerfaust umzugehen. So ging es Sechzehnjährigen wie Sechzigjährigen.

Roter und gelber Fingerhut grüssten auf hohen Stelzen an den Waldrändern, als ich mit der Bahn nach Böblingen fuhr. Ich hatte Glück, dass ich zur Panzertruppe einberufen wurde. Luftwaffe und Kriegsmarine nahmen schon seit einiger Zeit keine Offiziersbewerber mehr an, alles wurde in den grossen Sack der Infanterie gestopft. War das deutsche Soldatentum nicht unpolitisch aus Tradition seit kaiserlichen und noch früheren Zeiten? Als ich durch das Tor der Waldkaserne der Panzerersatzabteilung 7 ging, waren die Knabenideale von der stolzen Wehrmacht des Führers kein mitreissendes Gefühl mehr. Aber ich wusste, hinter dem eisernen Tor hatte die NSDAP keine Kommandogewalt. Das Blatt des Schicksals hatte sich seit Stalingrad gewendet, die sowjetische Armee zerbrach auch unseren tapfersten Widerstand und drängte nach Westen. Ich war ernüchert, doch war der eingedrillte Mythos von Pflicht, Gehorsam, Vaterland noch keineswegs verwischt. Gelassenheit kam bald hinzu, der stumpfe Kommissbetrieb schnürte den Alltag ein.

Die heute Achtzehnjährigen können jenes Gefordertsein und Gefangensein in den Zwängen einer Diktatur im Weltbrand, den sie selbst entfacht

hatte, kaum verstehen. Sie leben in einer unzerstörten Welt der Freiheit und des Konsums. Die freiheitliche Ordnung kommt der Neigung junger Leute zur Aufsässigkeit entgegen wie nie zuvor. Protest, Resignation, auch mangelnder Wille, erwachsen zu werden, kennzeichnen eine Generation, die scheinbar nur weiss, was sie nicht will. Wir mussten damals unser Weltbild unter den Voraussetzungen jener Zeit prägen, die völlig anders waren als die heutigen. Begriffe, die der Jugend nach 1933 zehn Jahre lang als deutsch und heilig eingeprägt worden waren, stossen heute auf ironische Ablehnung. Einen «Dialog mit der Jugend» gab es nicht, es gab nur den Befehl. Aber es gab in uns neben dem Gehorsamszwang auch ein Pflichtgefühl gegenüber unserem Land, den vielen Gefallenen, Verwundeten, Gefangenen. Früh im Räderwerk dieses riesigen Notstandsgebietes, fühlte ich mich bei der Wehrmacht nicht als Schüttelstein in der Mammutmaschine, sondern als Soldat, der Nützliches zu leisten hatte für die Zeitgenossenschaft, in die er gestellt war. «Die Zukunft» spielte als Motivation keine tragende Rolle, es galt nur der Augenblick, der nächste Tag: Davonkommen, Zusammenhalten, Hilfe untereinander, Essenfassen.

Kaum war die Korporalschaft der Reserveoffiziers-Bewerber zusammengestellt, das Soldbuch mit dem Vermerk «Gasmaskengrösse 3» in Empfang genommen, begann der Drill der Grundausbildung nach gefechtsmässigen Bedingungen. Stürmen, Marschieren, Robben und unter der Gasmasken keuchen, das spielte sich Tag und Nacht in einem sandigen Hügelgelände ab, genannt der «Saubusch». Die Einführung in die Waffe, für die ich mich entschieden hatte, begann am «Panzer IV» auf knochenharte Weise. «Schlafen im Panzer» hiess der Befehl vor dem Zapfenstreich. 30 Rekruten rannten in die Panzerhallen, wo ein jeder versuchte, einen Liegeplatz in den Fahrzeugen zu erjagen. Das gelang nur Fahrer und Funker im Vorderteil der Panzerwanne, wer nicht schnell genug eingestiegen war, verbrachte die Nacht im Turm, in Hockstellung. Innen roch es nach Pulver, Öl und Metall. Wie Galeerensklaven kroch die Fünferbesatzung am frühen Morgen zum Appell, unausgeschlafen und mit blauen Flecken.

Wir sahen ein, dass diese felddienstmässige Abhärtung notwendig war und keine Schikane der Ausbilder. In wenigen Wochen entwickelte sich ein guter Kameradschaftsgeist, zu dem die fronterfahrenen Offiziere und Unteroffiziere durch ihr Wissen um das, was uns bald bevorstand, beitrugen. Sie übertrugen auch ihr Landserphlegma auf die junge Mannschaft

und waren dankbar für die Gunst, dass ihnen eine Frist hinter der Front belassen wurde, anstatt in den verlustreichen planmässigen Rückzügen in Polen und Italien eingesetzt zu werden. Unser Alltag war nüchtern wie die von der Heeresdienstordnung geprägte Sprache. Doch fehlte es nicht an Humor, hingegen ganz an der Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Ideologie. Von Rassenkunde und des Führers Lebenslauf habe ich in Böblingen nichts gehört, und «*Unsere Fahne ist die neue Zeit*» haben wir dort nicht gesungen. Wichtig war zu wissen, wie die Panzerkanone schießt, wie der Panzerturm sich dreht und wie sich ein Monstrum aus 45 Tonnen Stahl auf Ketten vorwärts bewegt.

Mitunter gab es auch Gebrüll und Hochmut bei Unteroffizieren, doch richtete er sich eher gegen einzelne insulare Seelen und Sentimentalitäten, für die sie in ihrem engen Vorstellungsrahmen keinen Bezug fanden. Ich erinnere mich eines Vorfalles, der viel besprochen wurde und dem Ausbilder eine Rüge des Kompaniechefs einbrachte. Wir hatten in unserem Zug einen Dramaturgen von der Strassburger Oper, einen stillen Mann um die 40, kauzig und schüchtern, der mit hilflosem Lächeln hinter der Heeresnickelbrille Verständnis suchte. Den körperlichen Anforderungen konnte der Künstler nur mit Mühe folgen, und wir fragten uns, welche geheimnisvolle Macht ihn wohl zu einem ROB-Lehrgang geführt haben mochte. Wegen irgendeiner Kleinigkeit brüllte ihn unser «Kapo» an, liess ihn heraustreten und von der höchsten Treppenstufe aus Satz für Satz nachschreien: «Jawoll Herr Unteroffizier, ich bin ein Scheisskerl. Mein Unteroffizier meint es gut mit mir. Ich bin gern Soldat. Jawoll Herr Unteroffizier, ich will länger dienen!» Anstatt mit unserem Zug ins Kasino zum Essen zu marschieren, musste der Mann mit einem am Fussgelenk hängenden Putzeimer bei blechernem Geklirr durch den Kasernenflur robben. Solchen Unsinn hat es wohl zu allen Zeiten bei allen Armeen der Welt gegeben. Ich gestehe, unter das Gefühl des Mitleids mischte sich bei uns auch ein wenig Schadenfreude über einen verlorenen Einzelgänger, der nicht in dieses rauhe Metier passen wollte.

Der Fahneneid war dem Soldaten heilig. Der Rest unseres Panzerregiments war vor zwei mit der Reichskriegsflagge geschmückten Modellen des «Panther» aufgestellt. Wir schworen bei Gott und gelobten dem Führer unbedingten Gehorsam. Der Tag, es war der 6. Juni 1944, war noch in anderer Weise bedeutsam. In seiner Ansprache an diesem Morgen teilte unser Oberstleutnant mit, dass um drei Uhr früh die Invasion an der

Atlantikküste begonnen habe. «Jetzt wird's brenzlig», war der Tenor des Stubengeflüsters. Ein Dreifrontenkrieg – bei diesen Verlusten, Erschöpfungen, Rückzügen? Wann werden wir in Einsatz kommen? In Tagen oder Wochen? Abends sahen wir jung Vereidigten im Kasino den Film «*Bal paré*». Ich war wohl nicht der einzige, der anderen Gedanken als der galanten Leinwandgeschichte nachhing. Ich sah den Tommy-Stahlhelm vor mir, der in meinem Zimmer in der elterlichen Wohnung über einer Weltkarte hing. Ein Soldat hatte ihn in der Schlacht vor Dünkirchen 1940 aufgelesen. Nach vier Jahren waren die Engländer auf den Kontinent zurückgekehrt und hatten auch gleich die Amerikaner mitgebracht. Die grösste Landeoperation der Militärgeschichte leitete in der Normandie gegen unsere «uneinnehmbare Festung Europa» die Schlussphase des Krieges ein. Ich hatte ein dumpfes Gefühl, wie wenn man auf einem Geleise festgebunden steht und von beiden Seiten den Zug näherkommen sieht.

Die alliierte Invasion war lange angekündigt worden. In unserer Kaserne stube hörten wir nicht nur die flotte Musik des britischen Rundfunks, sondern auch die eingeschobenen Nachrichten über die amerikanisch-britischen Operationen und unsere eigene bedrohte Lage. Das Abhören feindlicher Sender war zwar streng verboten. Dennoch – unsere Neugier in prekärer Situation war mächtiger als das Verbot; wir schalteten den Volksempfänger nicht einmal mehr ab, wenn Leutnant Martin, verwundet und mit dem EK I ausgezeichnet, oder der Hauptfeldwebel zum Stubenappell erschienen. Auch war es die Ergebenheit in ein uns alle gleichermaßen treffendes Schicksal, die uns das Verbot aus dem Reichspropagandaministerium stillschweigend beiseiteschieben liess. Der Ernstfall war jetzt mitten unter uns, die Frist lief ab. Wir wussten, man wird den Ansturm aus dem Osten, Süden und Westen bremsen können, wie durch die Taille der Sanduhr, aber man wird ihn nicht mehr aufhalten können. In der Luft über uns und im Wehrmachtsbericht sahen wir den Feind in seiner elementaren Kraft. Gedrückt versahen wir den Dienst.

Wir hatten, je mehr unsere Verteidigungslinien in Frankreich zurückgenommen werden mussten, nicht einmal mehr Spass am Vordergründigen des Militärhandwerks, dem Umgang mit der neuen Panzertechnik des «Panther», diesem von uns bewunderten Gebäude aus noch verbessertem Stahl, Kanone, Hohlraumgranaten, Optik und Können. Nicht, dass wir uns in einem Klima der Knechtschaft gefühlt hätten wie beim RAD. Gehorsam

und Vaterland waren noch eins, der Wille und Weg zum Leutnant und damit zu öffentlicher Anerkennung nicht ausgeschlossen. Aber es war mehr die Sturheit, die uns weitertrieb, und Phrasen wie *«Du bist nichts, Dein Volk ist alles»* zogen nicht mehr. Was aufrichtete und anspornte, verlagerte sich auf das menschliche Beispiel der Befehlsgeber. Unser Kompaniechef, Hauptmann Walther, zum Beispiel, ein Vorbild von Truppenführer und Ausbilder des Panzeroffiziers-Nachwuchses, mit Anstand, Sitte und galligem Humor.

Essenfassen im Kellergang, Brot, Wurst, Gurke und Kunsthonig und die Hoffnung auf eine stille Stunde zum Briefeschreiben. Und die alles beherrschende Hoffnung, von der wir ständig sprachen: auf die Verladung West statt Ost, wenn der Einsatzbefehl zu uns käme. Immer öfter setzte nicht der Zapfenstreich den Schlusspunkt im Tage des Soldatenhandwerks, sondern die Sirene. Kaum hatte die erste Welle der Feindbomber ihre fürchterliche Last abgeworfen, fuhren wir mit Lastwagen in das Feuermeer von Stuttgart und Sindelfingen. Einmal löschte ich und räumte Trümmer in einem abgesperrten Fabrikgelände, von dem es hiess, hier entstehe unsere Wunderwaffenrakete VI. Ich sah den zylinderförmigen Flugkörper, und ein Hauch von Siegeshoffnung für die deutschen Waffen keimte in mir auf. Bis in der nächsten Nacht, im Wachsclaf auf den Kellerpritschen, der nächste Fliegeralarm die Perspektiven wieder zurechtrückte.

Dieses dumpfe Ahnen des grossen Unheils! Diese stetige Angst vor dem Schnelleinsatz als Panzergrenadier an der bröckelnden Ostfront! Denn Teile unserer Ersatzabteilung wurden gefechtsmässig verladen und nach Polen in Marsch gesetzt. Mein ROB-Lehrgang war bislang verschont geblieben, wie durch ein Wunder.

An dem schwülen Tag des 20. Juli 1944 hatte ich nachmittags Ausgang und stand vor dem Postschalter in Böblingen, als die Sondermeldung mit dem historischen Datum aus den Lautsprechern kam. Unter Kameraden, die ebenfalls auf ein Bier im Städtchen waren, wurde das Attentat auf den Führer lebhaft diskutiert und ein Unteroffizier meinte: *«Nun wird's wieder nichts mit Weihnachten zu Hause, die Scheisse geht weiter!»* Mein allgemeiner Gemütszustand war der wacher Spannung und Hoffnung auf ein baldiges Jurastudium in Tübingen gewesen. Und nun? Werden die Feinde uns völlig aufreiben und nach Sibirien oder sonst wohin zwingen? Oder ist doch noch eine ehrenvolle Kapitulation nahe, wenn auch mit noch schlimmeren Folgen als nach Versailles, aber doch kein Fahnentragen der

Braunhemden und kein Säbelrasseln mehr? Auch Fatalismus war eine Reaktion auf das Attentat, man hatte eben schon zu lange mit dem Führer zusammengelebt. Als später am Tag die hohe Stimme des Reichspropagandaministers quäkte, ein gnädiges Schicksal habe den Führer bewahrt und der Kampf gehe bis zum Endsieg weiter, war die Antwort verzweifeltes Lachen in der Mannschaftskneipe, Hauptmann Walther zuckte auf unsere Fragen nur mit den Achseln.

In jenen Sommertagen steigerte sich Himmlers Grössenwahn und die Macht der SS. Sie beleidigten unser Soldatentum und unsere noch immer existente soldatische Ehre. Der Reichsführer-SS befahl die Einführung des sogenannten «Deutschen Grusses» mit ausgestrecktem Arm für Heer, Luftwaffe und Marine. (*«Der rechte Arm wird gestreckt, schräg rechts aufwärts bis in Stirnhöhe geführt. Die rechte Hand wird gestreckt, das Handgelenk darf nicht abgebeugt werden, der Daumen liegt unter dem Zeigefinger, die linke Hand wird an den Oberschenkel angelegt.»*) Die traditionelle Ehrenbezeugung durch Handanlegen an die Kopfbedeckung wurde abgeschafft als Zeichen dafür, dass die Macht der NSDAP jetzt über der Armee stand. Wir rissen Witze darüber und fragten uns, was mit diesem widersinnigen Befehl bezweckt werden sollte, wo doch unser Haus an allen Ecken brannte? Dieses Symbol der Gleichschaltung von Partei und Wehrmacht hat die ohnehin sehr reservierte, wenn nicht ablehnende Einstellung des Landsers gegenüber der NSDAP und der SS nur noch verstärkt.

Noch ein paar Wochen lang haben unsere Offiziere vor versammelter Mannschaft «aus Versehen» den alten Gruss beibehalten und beibehalten können, und wir Soldaten machten es ihnen nach. Mit der Einführung des Hitlergrusses begann der Untergang der inneren Führung der Armee. Die Waffen-SS und vor allem das arrogante Auftreten ihrer Führer wurde von vielen Soldaten des Heeres ebenso verachtet wie gefürchtet.

Wir glaubten kaum mehr an die Wahrheit des Wehrmachtsberichts und nicht mehr an den künstlichen Propagandafusel aus den Berliner Ministerien. Gedrückte Stimmung mischte sich auch unter die Wiedersehensfreude, als meine Eltern zu meinem 18. Geburtstag angereist kamen. Stundenlang war ihr Zug stehengeblieben, von Fliegeralarm aufgehalten. In der Waldschenke «Zur Pfefferburg» sprachen wir von dem und jenem, der auf Fronturlaub in Hornberg war, und von jenen, die nie mehr kommen würden. Die Kampfstaffeln mit dem Balkenkreuz waren jenen

mit den Kokarden gewichen, die sich wie Sportflieger über dem Schwarzwald tummelten. Sie stürzten sich selbst auf das Vieh auf den Hochweiden von Schönwald und Rendsberg.

Für jedes dritte Wochenende erhielt ich den begehrten Urlaubsschein nach Tübingen. Das grosse Eckhaus der Grosseltern nahe der Aula, die Gassen um den Hölderlinturm und den Markt atmeten noch Frieden und Bürgerlichkeit. Das Vorlesungsverzeichnis öffnete verheissungsvoll die Welt des Wissens, und die gute Grossmutter sorgte dafür, dass was Rechtes in den Bauch des Enkels in der schwarzen Uniform kam.

Bei solchen Besuchen in der unzerstörten Neckarstadt schloss ich mich an die aus Stockholm zurückgekehrte Schwester meiner Mutter an. Tante Hilde hatte über den schwäbischen Pietismus zu Rudolf Steiner gefunden und vor dem Kriege an der Waldorfschule im norwegischen Bergen Eurythmie gelehrt. Sie war nach Schweden geflohen, als die Truppen ihrer Heimat 1940 Norwegen besetzten und sie Repressalien durch ihre Landsleute und insbesondere durch die den Soldaten folgenden Parteiideologen befürchten musste. Die anthroposophische Lehre und ihre Schulen als Stätten freien Geistes waren damals, wie auch in den heutigen Diktaturen, verboten. Tante Hilde, die Einzelgängerin in der Familie, asketisch und äusserlich an Franz Liszt erinnernd, öffnete mir in vielen Gesprächen einen Zugang zu Literatur und bildender Kunst, für den ich, aus der Öde des Kasemenhofes kommend, dankbar war. Sie machte mich bekannt mit den Gedanken Hölderlins und dem tieferen Sinn der «Zauberflöte» und weckte in mir den Sinn für die reiche skandinavische Kulturwelt. Und für das, was Rilke beschrieb: «Wenn man doch nur ins Ausland könnte! Krieg ist immer Gefängnis.» Ich besuchte sie nach dem Kriege in Dörnach, verspürte aber keinen Drang zur Mitgliedschaft in der platonischen Akademie der Weisheit und Kunst. Das hat meine Achtung vor der geistigen Leistung Rudolf Steiners und seiner weltweiten Gemeinschaft nie geschmälert.

Die Freislerprozesse. Was eine gewisse Sympathie für die Motive der Männer des 20. Juli 1944 in mir weckte, war die Hoffnung auf ein Ende von Krieg und Schinderei. Aber zugleich sagte mir mein Gewissen: Da rebellieren hohe Offiziere mitten im Kriege gegen ihren Oberbefehlshaber. Gegen den Führer, den man uns gesandt hat, das Grossdeutsche Reich zu schaffen, rebelliert man nicht! Aber ich hatte doch auch sein Bild von der Wand abgehängt? Zum längeren Nachdenken liess der Dienst

keine Zeit, jedenfalls billigte in meiner Stube keiner die Urteile. Unsere Dauerparole hiess: «Abwarten und Tee trinken.» Darin spiegelte sich die ganze Verwirrung wider.

In der Mechanik des Dienstes, das MG 43 auf der Schulter, in den stinkenden und qualmenden Brandruinen der schwäbischen Industriestädte, unter den Kommandos der Feuerwehren und dem Wimmern von Frauen und Kindern wurden solche Reflexionen bald zurückgedrängt auf das Näherliegende. Wäre die Tat des Umsturzes erfolgreich verlaufen, hätte die grosse Mehrheit des Volkes und der Wehrmacht die Erlösung begrüsst. Von der Jagd der Gestapo auf den weiten Kreis der Mittäter haben wir nichts verspürt. Der Dienst ging weiter, aus dem Radio kamen die Nachrichten von den Damnbrüchen an den Fronten. Die historische Chance des 20. Juli 1944 und das Heldentum der Männer, die in die Waagschale unserer Geschichte gelegt worden waren, wurde wohl dem Grossteil der Menschen in Deutschland erst nach dem Kriege bewusst. Die Offiziere und Diplomaten, die Studenten der «Weissen Rose» und ihr Kreis wollten Deutschland in eine Freiheit zurückführen, die der heutigen Generation schon selbstverständlich geworden ist.

Im Herbst wurde ich mit einer Gruppe Kameraden zur Panzeroffizierschule des Heeres nach Erlangen kommandiert. Es ging das Gerücht, unser Böblinger Kommandeur wolle uns damit vor dem Einsatz im Osten bewahren. Anders ist dies auch kaum zu erklären. Was sollte in letzter Stunde noch ein Lehrgang für Reserveoffiziersanwärter?

Erlangen, das war für mich eine graue Stadt mit einigen Wirtschaften, in denen es auf Marken Bratkartoffeln und Muschelsalat gab. Die Menschen waren mürrisch, was angesichts des nahenden Feindes und der in die Stadt strömenden Flüchtlinge nicht wunderte. Fast jede Nacht standen die alliierten «Christbäume» über Nürnberg. Der Vorhut folgten die Bombenflugzeuge. Das Zischen, Rollen, Krachen der Spreng-, danach der Brandbomben, die kilometerweit die Erde in Beben versetzenden Detonationen der Luftminen, der Flammenhimmel über der nahen Stadt - ich werde diese Nächte nie vergessen. Kaum waren die Wellen der feindlichen Flugzeuge abgezogen, heulten die Sirenen Entwarnung, fuhren wir zum Löschen und Bergen in das Inferno zwischen Pegnitz und Burgfelsen oder in die Vorstädte. Einmal riefen vorbeihastende Männer der *Organisation Todt*. «Das Dürer-Haus ist abgebrannt.» Es war das Schatzkästlein mittelalterlicher Romantik.

Der Frostwind heulte durch den Kiefernwald von Tennenlohe. Einige Tage vor Weihnachten fuhrn Lastwagen in der Kaserne vor und nahmen ihre Last auf: Eine Schar blutjunger Honvedoffiziersanwärter in altmodischen, ockerfarbenen Uniformen der ungarischen Armee und unsere Gruppe von 15 Mann. Abhärtung zu Frontbedingungen. Wir gruben selbst unsere Unterstände in die Erdbuckel, legten Bäume um und versuchten uns als Zimmerlinge, was mehr schlecht als recht gelang. Zu sechst hausten wir um den mitgebrachten Eisenofen. Kommandantenlehrgang und Panzerschiessen bei Nacht mit scharfer Munition – wir fragten uns wozu? War es wieder, um Zeit zu gewinnen, ein Befehl, hinter dem ein ernüchtertes Gewissen stand? Unter dem Weihnachtsbaum sangen wir, mitten in Deutschland: *«Weit ist der Weg zurück ins Heimatland. Dort bei den Sternen überm Waldesrand lacht die alte Zeit. Jeder brave Musketier sehnt heimlich sich nach Dir.»* Wie ein waidwundes Tier bäumte sich die deutsche Westverteidigung in jenem Winter ein letztes Mal in der Ardenenoffensive auf, aber die sowjetische Armee überrannte bereits Ostpreussen.

Noch sechs Wochen vor Kriegsende leistete sich die nationalsozialistische Rassenpolitik eine Grotteske eigenen Stils. Wir waren im März 1945 in die von kampffähigen Truppen beinahe völlig geleerte Stadtkaserne zurückgekehrt. Eines Morgens erschien im Unterricht ein feister NS-Führungsoffizier mit der bis dahin nie vernommenen Dienstbezeichnung eines Heereskonrektors. Er berichtete von dem Haus in Dresden, wo hübsche, erbgesunde Mädchen warteten, das deutsche Blut auch ohne Ehering weiterzupflanzen, das durch die hohen Verluste an Offizieren dezimiert worden sei. Wir dürften uns dieser heiligen Pflicht nicht versagen. Vom *«Lebensborn»* hatte ich schon vorher gehört, aber nie erwartet, dass diese SS-Kopie des alten Sparta ihre Einladung auch auf das Heer ausdehnen würde. Der Mann gab uns zwei Tage Frist, die Sache zu überdenken. Er hatte sich unsere Habitus-Merkmale einzeln notiert: Dieser war nordisch, jener westisch oder fälisch, ich kam in die dinarische Rubrik. Einige waren rein von Rasse, andere gemischt, aber alle passten in sein Schema.

Zunächst waren wir verblüfft, dann kam das Gelächter und zum Schluss die helle Wut. Etwas musste geschehen. Das kameradschaftliche Band hielt, wir trugen die im Falle einer Weigerung gefährliche Angelegenheit unserem Komandanten, Oberstleutnant Rettenmeyer, vor. Dieser, ein

erfahrener Panzeroffizier und Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz, wettete gegen «Himmlers Gebäranstalt» und fand die wohl einzig mögliche Lösung, indem er uns gegen die Amerikaner in Marsch setzte. General Pattons Panzerkeile stiessen gegen Frankfurt vor, als unsere wenigen Schulpanzer vom Typ «Panther» gefechtsbereit gemacht und um Mitternacht auf Güterwagen verladen wurden.

Die Pappeln hatten noch kein Grün angesetzt und gaben nur spärlich Schatten. Weit auseinandergezogen rollten wir in Fliegermarschtiefe die Maintalstrasse bei Kitzingen nach vorn. Stumm hockte ich im grünen Overall auf der Stahlplatte meines Fahrzeugs und suchte den Himmel nach feindlichen Tieffliegern ab. Die Besatzung sprach nur das technisch Notwendigste. Jeder ahnte, dass die nächsten Stunden über den Tod oder ein Leben in der Gefangenschaft entscheiden würden. Wo und welche Einheiten die vorderste Linie bildeten, wann mit Feindberührung zu rechnen war, erfuhren wir nicht. Nur die dumpfen Artillerie- und Panzerabschüsse wiesen vage die Einsatzrichtung.

In der frühen Morgendämmerung des Ostertages 1945 rasselten drei «Panther» durch das Städtchen Marktbreit und tasteten sich die Weinberge auf eine bewaldete Höhe hinauf, die freie Sicht nach Westen gab. Das dumpfe Rollen des Artilleriefeuers mischte sich gegen zehn Uhr mit den Kirchenglocken aus dem Tal, die das Fest der Auferstehung Christi einläuteten. Oben angelangt, sassen wir hinter Erdhügeln, den Turm mit dem über fünf Meter langen Rohr unserer gefürchteten 75-Millimeter-Panzerkanone in Feindrichtung, und erwarteten das Abenteuer und Schicksal unseres Lebens. Ich hatte eine kleine Flasche Weinbrand eingesteckt, die ich hinter den 80 Granaten versteckt hatte, und verzehrte mit der Mannschaft die eiserne Ration. Dann das näherkommende Rollen der Panzermotoren, und plötzlich brachen weniger als zwei Kilometer entfernt an die 20 Sherman-Tanks aus dem Wald und ergossen sich in eine breite Lichtung.

Ich verriegelte die Luke und erwartete durch Funk den Feuerbefehl. Ein Stossgebet, aber kein Gedanke an den Führer und die Fahne! Ich hatte den ersten Sherman seit Sekunden im Richtvisier, da kam schon der nächste ins Fadenkreuz, endlich der Feuerbefehl. Die Handgriffe liefen ab wie auf dem Tennenloher Scharfschiessplatz. Winkel berechnen, Visier einrichten, Pedal drücken, los heulte die Granate, der Rückstoss der Panzerkanone schüttelte uns im Gehäuse. Sofort der nächste Schuss, auch von den

benachbarten beiden Panzern. Ich sah die grellen Mündungsblitze der feindlichen Panzerkanonen. Das Uhrwerk war aufgezogen und lief ab. Es war heiss im Turm und stank nach Pulver und Maschinen, alles schwitzte, der Ladeschütze keuchte. Nur der Kommandant und ich als Richtschütze konnten erkennen, wie sich der Feind in einem wilden Hornissenschwarm auflöste und in den Wald zurückkehrte. Zwei Shermans blieben brennend liegen. Jede Sekunde aber konnten feindliche Jagdflugzeuge auftauchen. Wir öffneten die Luken und peilten die Lage. Da sah ich, dass das Fahrzeug meines Kameraden brannte. Ich versuchte, auf dessen Turm zu steigen, als eine Explosion mich durch die Luft auf den Boden – und damit buchstäblich aus dem Kampfesgeschehen warf.

Wie lange ich im Wald gelegen habe, weiss ich nicht. Ich vernahm Schüsse und fiel in Ohnmacht. Um die Mittagszeit spürte mich ein Kradfahrer auf; von meinen Kameraden war keiner zu sehen, und alle drei «Panther» waren zerstört. Ob durch Flugzeuge oder durch Selbstvernichtung, ich weiss es nicht. Ich hatte Schmerzen, Kopf und rechtes Auge waren verbunden. Als wir die Wingertwege hinabfuhren, läuteten keine Kirchenglocken mehr, die Dächer im Städtchen brannten, Menschen schrien und rannten herum, man hörte das Anrollen von Panzern. Dann der harte Knall von Panzerkanonen, MG-Feuer, Panzerfäusten. Der Stosskeil mehrerer Shermans wurde abgewehrt, ob durch Truppen oder Volkssturm konnte ich in meinem Graben nicht erkennen.

30 Jahre später kam ich wieder durch den malerischen fränkischen Ort, der seine Meistersingerkulisse bewahrt hatte. Dieses Ostern 1945 wurde wieder in mir lebendig: Der schwer verwundete amerikanische Panzersoldat, den ich in der Hauptstrasse von Marktbreit in eine Wirtshausstube gezogen hatte, wo wir beide erschöpft und vor Schmerzen wimmernd auf dem Boden lagen. Rauch, Schreie, Kommandos in deutscher Sprache, Schüsse, Detonationen. In meinem Schulenglisch sagte ich ihm, dass für uns beide der Krieg zu Ende sei, jedenfalls der Kampf. Ich teilte die Flasche Weinbrand, die unversehrt in meiner Tasche geblieben war, mit meinem ehemaligen Feind und jetzigen Gefangenen, auf den ich irgendwie stolz war. Ein Sanitätsbus sammelte die Verwundeten ein und brachte meinen Texaner Milford O. Goodman und mich in das Reservelazarett nach Kloster Münsterschwarzach. Auf dem Dachboden lagen wir im Stroh, um uns herum verletzte Kameraden, die den Amerikaner neugierig, aber keineswegs feindselig anstarrten. Sie fragten, aber es fiel kein böses

Wort, wir alle teilten ja dasselbe Schicksal; allenfalls interessierte, was mein Gefangener von amerikanischen Wunderdingen an Essen, Ausrüstung, falschem deutschem Geld bei sich hatte.

Was wird mit dem Lazarettpersonal und uns selbst geschehen, wenn der Feind in Kürze hier sein wird? Gerüchte eilten den Siegern voraus, sie hätten im eroberten nahen Ipphofen fürchterlich gewütet. Wer von uns Verwundeten gehen konnte, machte sich davon, wenige Stunden vor dem erwarteten Eintreffen der amerikanischen Panzerspitzen.

Ich überliess meinen Amerikaner der Obhut der deutschen Militärärzte und schlug mich in der Nacht vom 4. April nach Erlangen zu meiner Kaserne durch. Jahre später, als ich die Vereinigten Staaten bereiste, wollte der direkte Kontakt zu dem am Leben gebliebenen M. O. Goodman nicht gelingen. Der junge Mensch im Rollstuhl lehnte, wie mir der Bürgermeister seines Heimatortes schrieb, jeden Deutschen und alles Deutsche ab. Ich konnte es verstehen. In seinem Kriegsbuch *«Kreuzzug in Europa»* hat der alliierte Oberkommandierende, General Dwight D. Eisenhower, von jenen schweren Kämpfen im Maindreieck geschrieben.

Ritterkreuzträger Hauptmann Gabriel, der in der Offiziersschule zurückgeblieben war, liess sich von mir über unseren Einsatz in den Mainhügeln melden und meinte, nach weiterer ärztlicher Behandlung könne ich doch immerhin noch eine Panzerfaust auf den einrückenden Feind abschiessen. Die Kaserne war leer, von Helden befreit. Die mit Tarnfarbe bemalten Gebäude standen wie blutlose Attrappen in dem vor wenigen Tagen noch von Truppen und Wachmannschaften belebten Gelände. Wo waren sie alle? Als ich mein Köfferchen aus dem Keller holte, hörte ich von einem Wachmann die Nachricht aus einem feindlichen Soldatensender, Ochsenfurt sei gefallen, und die Amerikaner hätten auch Münsterschwarzach eingenommen, und die Russen würden die Zange um Berlin schliessen.

Unser letzter Widerstand brach zusammen, aber noch immer galt die strenge militärrechtliche Ordnung: Wen die Feldgendarmarie ohne Marschbefehl antraf, wurde erschossen. Eine junge Wehrmachtshelferin im Standortlazarett, geehrt sei ihre Tat, besorgte das Papier mit Stempel und Unterschrift des Arztes. Nun konnte ich mich in den Strom irrender Truppen und Flüchtlinge einreihen, der sich bei Nacht und Regen gegen Süden wälzte.

XII

1945

Ein LKW nahm mich in der Regennacht mit nach Ansbach. Im Morgengrauen wurde ein Zug in Richtung Crailsheim unter Dampf gesetzt. Endzeitstimmung, wie in dem Bilderbuch von Dantes Inferno im Bücherschrank der Eltern. Hunderte hielten schon die Zugabteile und Bänke besetzt, drängten sich mit Köfferchen und Pappkartons in den Gängen oder warteten auf dem Bahnsteig.

Ich weiss nicht, weshalb ich plötzlich kehrtmachte und das Bahngelände verliess. Etwas hielt mich von der Mitfahrt ab. Es war wohl die Stimme des Schutzengels. Ein nur schwach besetzter grauer Militärbus fuhr an dem Haufen winkender, dann laut schimpfender Landser auf dem Marktplatz vorüber, ohne uns mitzunehmen. Auch ich schrie voller Entrüstung, und dass ich vergeblich schrie, rettete mein Leben. Schliesslich tuckerte ein Bauer mit Traktor und Anhänger heran, beladen mit Pflastersteinen «für die Zeit danach». Wir durften aufsitzen, drei Soldaten und eine Schweizer Reisläuferin, die sich als ehemalige Wehrmachtshelferin vor der Strafe in ihrer Heimat fürchtete. Viel zu langsam gondelten wir auf der Landstrasse dahin. Dann, bei höherem Sonnenstand, das Heranheulen amerikanischer Jagdflugzeuge, der Knall der Bordkanonen. Der Bus, der uns nicht mitnehmen wollte – er brannte im Graben, von Jagdfliegern beschossen, eine Sanitätskolonne mühte sich um Tote und Verletzte. Eine Stunde später das nächste Szenario des Schreckens: Meine Eisenbahn lag im Wiesengrund, zerbombt und in schwelendem Feuer, Schreie drangen über die Blumenmatten zur Landstrasse herauf, Rote-Kreuz-Helfer eilten heran.

«Los, verschwinden Sie, ziehen Sie die Uniform aus», riefen aufgeregte Volkssturmänner in Crailsheim, die feindlichen Vorhuten seien in die Stadt eingedrungen. Es wurde Abend. Da schoss eine Kolonne von drei

Mercedeswagen heran und stoppte. Ich meldete dem Stabsoffizier, die Amerikaner könnten jede Minute hier sein, keine eigenen Truppen zu sehen, anscheinend werde die Stadt nicht verteidigt. Dann erkannte ich die Abzeichen des Generalfeldmarschalls, es war Kesselring. Die Motoren heulten auf, und wie ein Spuk fegte der Oberbefehlshaber West mit steinernem Gesicht davon. Warum liess er sich nicht gefangennehmen, fragte ich mich, der Feind würde ihn doch einholen, vielleicht morgen schon. Aber ich wollte ja selbst auch weg, heraus aus einer Front, die schon nicht mehr bestand und keine Verteidigungslinie mehr hatte. Alles lief und rannte, auf den Landstrassen und in den Ortschaften. Nachts erreichte ich Weissenstein, das vertraute Dorf am Rand der Schwäbischen Alb – meines Onkels Schürzenfabrik, meine erste Hakenkreuzfahne, mein erstes Braunhemd! Nach zehn Jahren schloss sich der Kreis der Irrungen und Wirrungen.

Meine Eltern fand ich drei Tage später auf einem Bauernhof im Gutachtal wieder. Die Vorhuten der 1. französischen Armee des General de Lattre de Tassigny zogen auf Hausach zu, nicht mit dem Vorstoss der gepanzerten Feuerkraft, wie wir es früher von unseren Kampfeinheiten kannten, sondern nach unserer Vorstellung von Siegern eher kläglich. Selbst in dieser Stunde der Gefahr mokierte sich das Talvolk, an eine andere Art Militärmaschine gewöhnt, über die anrückenden Franzosen: Nordafrikaner zu Pferd, Hühner mit umgedrehten Hälsen am Sattelknopf, wie Zirkus Larifari; das weisse Gros in sicherem Abstand mit gepanzerten Fahrzeugen, der weissen Tücher an den Ortseingängen gewiss. Frauen und Mädchen bezogen ihre seit Tagen vorbereiteten Waldquartiere, denn böse Gerüchte eilten den Siegern voraus.

In der Nacht von Führers Geburtstag – ich fragte mich, ob er noch lebte und wenn, was er zu dem Ende seines grossen Traumes sagen würde – zog ich mein Fahrrad aus der Scheune und tröstete meine Eltern mit neu erwachtem Selbstbewusstsein. Meine Schmerzen von der Verwundung hatten nachgelassen. Gewiss würden sie nicht aus der Gefangenschaft in Frankreich von mir hören, wenn mir mein Glück auch weiterhin Samariertdienste leistete.

Das vage Ziel «die nahe Schweiz» rückte immer näher in mein Blickfeld, wurde zum Magnet. Um Mitternacht am 21. April brach ich von Niederwasser auf und machte mich auf die Landstrasse. In den Talengen und Schluchten der Gutach kampierten die Reste unserer Wehrmacht, von der

Müdigkeit tagelanger Märsche befallen. Führungslos, ziellos, erwarteten sie am Strassenrand das Los der Gefangenschaft. Einige Landser, die sich zu dritt und viert zusammengetan hatten und aus der Gegend stammten, stapften wie ich weiter, Triberg zu. Keine Kampfseinheit war zu sehen, die jetzt den deutschen Boden «bis zum letzten Blutstropfen» nach des Führers Befehl hätte verteidigen wollen. Und dennoch – die Franzosen fürchteten sich selbst vor unserem letzten Aufgebot und wohl ebenso vor den schwarzen Wäldern und rückten, wie schon die Römer lange vor ihnen, an den Flanken des Gebirges vor.

Mein letzter Beitrag für das Dritte Reich geschah unheroisch ohne Blut und Schüsse, ein blosser Ablauf der sich überstürzenden Ereignisse. In den Waldbergen der Wutach, zur Schweizer Seite hin, lauerten Bewaffnete der Waffen-SS-Schule Radolfzell auf Wehrmachtsangehörige und Flüchtlinge. Jetzt wurden sie zu Bestien an ihren Landsleuten, nachdem die Schweiz sie nicht internieren wollte – eine Minute vor 12! Die Scharfschützen knallten auf ihre Kameraden des Heeres und selbst des «Volkssturms» der alten Männer. Es hiess auf der Hut sein und auf jedes Geräusch im Wald achten. Im Haselgebüsch hatte ich mein Fahrrad versteckt in der Hoffnung, es nachholen zu können, eine wahnwitzige Idee aus heutiger Sicht. Aber ich hatte ja gelernt, mich nach Sternen und mit dem Kompass in schwierigem Gelände zurechtzufinden.

Zwei Stunden nach Mitternacht leuchtete mir im Wald das Schweizerkreuz am Grenzpfosten entgegen. In meinen Augen standen Tränen. Der Druck des letzten Jahres, der letzten Tage und Stunden entlud sich in diesem bewegenden Augenblick. So wie der Erlösungstag schmerzlicher wirkt als der lange Lauf des Schreckens. Leben und Freiheit waren mir geschenkt.

Eine Patrouille eidgenössischer Wehrmänner tauchte auf und sagte «Grüezi», als ob sich Bekannte in der Zürcher Bahnhofstrasse begegneten. Nachdem ich ihnen mein Wort gab, dass ich nicht zur Waffen-SS gehörte, unterblieb jede förmliche Inquisition. Es kam zu einem geradezu feierlichen Tausch: Ich händigte meine Pistole aus, gab gewissermassen meinen Degen ab nach letztem Waffengang und empfing in ihrer Blockhütte Brot, Käse und einen Becher Kakao. Sie sprachen das thurgauische Alemanisch, und wir verstanden uns. Noch einmal, gegen alle Vernunft und von der Vorstellung gepackt, dass ich mich von meinem treuen Gefährten und braven Diener meiner kleinen Freiheit, dem Fahrrad, nicht trennen dürfte,

schlich ich den gefährlichen Hang bergab und zog meinen letzten Jungenbesitz aus dem Gestrüpp. In das Aufnahmelager Schleithem radelte ich dann auf Schweizer Pfaden durch den heller werdenden frühen Morgen. Einige 100 Schicksalsgenossen, vom Kindersoldaten bis zum ergrauten Volkssturm, lagen erschöpft auf dem Stroh, dankbar für das glückliche Los. Da mir das Kainsmal, das tätowierte Erkennungszeichen der Waffen-SS fehlte, wurde ich nicht zurückgewiesen, sondern war ab dem 24. April 1945 Militärinternierter der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Jenseits der Wutachbrücke war Deutschland. Seltsame Rückschau auf die nun feindliche Heimatseite, in die jede Minute die französischen Vorhuten einrücken konnten. Einige Hundert, die ihre Waffen abgelegt hatten, warteten auf die zugesagte Öffnung der Schranken zur Schweiz. Es ging plötzlich alles sehr schnell. Gepanzerte Fahrzeuge erschienen. Motorengeheul und einzelne Schüsse hatten sie angekündigt. Weisse Tücher wehten. Schreie, Schieben nach der Wutachbrücke. Farbige Soldaten mit Maschinenpistolen begannen ihr Werk der Umzingelung. Nur kurz, unerklärlich weshalb, öffnete sich der Schlagbaum in die Freiheit; nicht allen Kameraden gelang die Flucht auf helvetischen Boden. Nach wenigen Minuten war die letzte Frontlücke am Oberrhein geschlossen.

Der Kampf war aus. Lange verfolgte mich dieses Bild verzweifelter Menschen. So hatte ich mir den Sturm auf die Bastille vorgestellt.

Als wir in Dreierreihen durch Schaffhausen geführt wurden, flogen Unrat und faule Eier aus den Fenstern, Bürger riefen «Sauschwabe» und «Chaibe Nazi». Es war ihnen nicht zu verdenken. Die lange aufgestaute Angst vor dem drohenden Tyrannen entlud sich an uns greifbaren Exemplaren von Hitlers Wehrmacht. Im Schulquartier von Winterthur konnte unsere auf über 1'000 Mann angeschwollene Truppe nicht bleiben, man rechnete mit tätlichen Übergriffen auf unsere Herberge beim Maiumzug der «Partei der Arbeit». Erst im Strohlager der weiten Stadthalle von Baden im engen Limmattal kamen etwa 700 Internierte zur ersten Ruhe, die restlichen wurden auf andere Notlager verteilt. Welches Aufatmen, festen Boden unter den Füßen zu haben und dem Sturm entronnen zu sein!

An die 10'000 deutsche Soldaten drückten in jenen Frühlingstagen vom Oberrhein, Vorarlberg, dem Jura und aus den italienischen Alpen in die neutrale Schweiz. Sie war für diesen Ansturm zu wenig vorbereitet, baute aber in Kürze eine im Grossen und Ganzen bewundernswert funktionierende Organisation für die Bewältigung dieses Menschenstroms auf.

Bald zeigte sich indessen auch in unserem Lager, dass die wie Teufelslawinen auf die Menschheit zurollenden Entdeckungen in den Konzentrationslagern die Gemüter der Schweizer Wachmannschaften aufreizten. Kommandoschreie, der Ton war rüde, die Tagesration so mager, dass es wegen Hunger zu Ausbruchversuchen kam. Dreimal dünne Suppe, drei Schnitten Brot. Schliesslich wurde es für die feldgraue Masse immer schwerer, vom Strohlager aufzustehen. Dass die Quälerei nicht nur durch das Motiv des Hasses zu verstehen war, erfuhr ich Jahre später, als dem damaligen Lagerkommandanten, Hauptmann Wettstein, wegen Hinterziehung von Lebensmitteln der Prozess gemacht wurde. Aber immer wieder gab es rührende Beweise des menschlichen Verstehens und Mitleids. Die eidgenössischen Wehrmänner schauten nach einer Woche einfach weg, wenn Spaziergänger oder die Schaulustigen am Sonntagnachmittag uns Brot, Käse und Zigaretten durch den Zaun zusteckten, wenn ein erstes ziviles Gespräch, dann die Berichte von unseren letzten Tagen des Schreckens hinüberwechselten. Wie ein Engel erschien eines Tages ein braunhaariges Mädchen, kam wieder und brachte mir Brot, Wurst und Schokolade, besorgte Nachrichten an meine Zürcher Verwandten. Es kam zu einer jahrelangen Freundschaft mit Marianne Schneider, der Bauertochter aus Lenzburg, die damals in mir nicht den Nazisoldaten, sondern nur den Menschen sah, der zwar von «drüben» kam, aber ihre eigene alemannische Sprache redete.

Den Tag der deutschen Kapitulation am 8. Mai werde ich nie vergessen. Wir lauschten dem Gemeinschaftsradio im Strohlager und auf dem eingezäunten Lagervorplatz. Es war still wie im Gottesdienst. Kirchenglocken, die Stimme des Schweizer Bundespräsidenten Eduard von Steiger um zehn Uhr, der mitteilte, dass seit Mitternacht die Waffen schwiegen und das grösste Trauerspiel der Menschheit in Europa zu Ende sei.

Dann die zerbrechliche Stimme eines alten Mannes. Hermann Hesse sprach zu seinem Schweizervolk und zu uns. Seine beiden schönsten Gedichte «*Im Nebel*» und «*Stufen*» las er bedächtig vor, alles Weh des Menschen und alle Hoffnung einschliessend in seine Friedensbotschaft. Jeder von uns war sich der Einmaligkeit dieser Stunde bewusst. Wir waren dem grossen Völkerunglück entronnen. Vom Vorplatz konnte ich hinübersehen zum alten «Badhotel», das Hermann Hesse so einprägsam im «*Kurgast*» beschrieben hat.

Ich meine, es war eine Sternstunde des Bundesrats, als er den aus

Deutschland stammenden Dichter bat, das Licht des Trostes und des Friedens in unseren Herzen anzuzünden. Seit jener Stunde bin ich fest auf Hermann Hesses Seite. Als «Wälder» stand er mir nahe, als Humanist aus heimatlichen Quellen gab er mir Kraft in den frühen Jahren.

Auch die Schweiz, das erfuhren wir bald, war angesteckt worden vom Bazillus der nationalsozialistischen Verheissungen. Ihre «Frontistenbewegung» hatte von der Aufgehobenheit in einer umfassenden deutschen Volksgemeinschaft geträumt, von den Leitbildern des mächtigen Reiches jenseits der Grenze, an denen vor allem junge Menschen ihr ideelles Dasein orientieren konnten.

Dachau und Auschwitz, das Verbrechen an Europa, das Chaos in den kriegsverheerten Ländern, das alles liegt schon sehr fern. Die Augenzeugen werden immer weniger, und so auch vielleicht die Mahner vor den immer virulenten Lockungen. Wir sind in einer zeitlichen Distanz angelangt, in der man sich den Zeitgeist nur noch nebulös vorzustellen vermag, aus dem die Greuel jener deutschen Diktatur, aber auch die Grausamkeiten ihres kleinen Alltags entstehen konnten. Der allgemeine Verdrängungsprozess in der öffentlichen Meinung neigt dazu, das Geschehen meiner Jugend-Gegenwart zu Bilderbuchgeschichten zu verniedlichen. Von der heranwachsenden Generation wird jener ferne Ablauf wie ein historischer Film aufgefasst, nicht viel anders als ein Schaustück aus dem Dreissigjährigen Krieg. Nicht nur in Deutschland, auch anderswo ist es wichtig, dass die Jugend erfährt, wie brutal es wirklich war, und unter welchen Opfern wir den Weg fanden zu einem Leben in einer vorher nie gekannten freiheitlichen Ordnung und parlamentarischen Demokratie.

Kaum war dieser Lebensmerktag des 8. Mai im Internierungslager vergangen, stellte sich die Frage, wie es weitergehen sollte. An Rückkehr in die französische Besatzungszone war nicht zu denken, die Gefangenschaft wäre gewiss gewesen. Ein gnädiges Geschick und ein bisschen helvetische Nachhilfe in der Interniertenkartei führte mich mit einer Gruppe ehemaliger Unteroffiziere nach Arosa. Freundliche Rote-Kreuz-Damen erwarteten uns, die wir zaghaft aus Furcht vor faulen Eiern, aus den Zugabteilen schauten, in der langen Bahnhofshalle von Zürich mit Bohnenkaffee und Pfingstwecken. Die letzten Sonnenstrahlen beschienen die Bergmulde mit dem anmutigen Graubündner Dorf Arosa, das uns als Internierungsort zugewiesen wurde.

Dem Bauunternehmer und Major der Reserve Marazzi, unserem

Patron, flochten wir in den folgenden Monaten manchen stillen Ehrenkranz. Er war mit einer Stuttgarterin verheiratet und sah die Dinge anders als die grosse Masse. Wir hatten uns gerade in unserem Quartier eingerichtet, da erschien der freundliche Mann in der Stube und steckte jedem einen silbernen Fünfliber in die Tasche, für den ersten Ausgang in die Freiheit. Die Pfingstpredigt des holländischen Pfarrers in der Dorfkirche - da war kein Wort von Hass und Vergeltung, nur Dank und Trost. Das Kurkonzert am Obersee. Die Bergsonne schien warm in mein Herz, alles lag hell und zuversichtlich vor meinem Blick in diesen ersten Friedenstag. Keine Blechmarke drückte mehr auf die Brust, als ich an meinem 19. Geburtstag in der heissen Augustsonne über die Furka nach Davos wanderte, um den Ort von Thomas Manns «*Zauberberg*» aufzusuchen.

Wir Militärinternierten stiegen um sechs Uhr in der Früh die Tannenwege und duftenden Almwiesen in der Valbella hinan, um einen Saumpfad zum Weg auszuweiten. Nach getaner Arbeit stürzte ich mich im Kursaal auf die Zeitungen, die vom Geschehen im gevierteilten Deutschland schrieben. Von Unvermögen und Unverstehen der Sieger und ihrer grausamen Rache. Dort war mit dem 8. Mai noch kein Friede eingekehrt, das Völkerschicksal der Irrenden, Flüchtenden, Vertriebenen, Verfolgten nahm seinen Lauf. Hier in Arosa durfte ich zum ersten Mal Wunderdinge wie Tomatenketchup, Nescafé und Toblerone geniessen, zu Hause hungerten sie. Auch der «*Reader's Digest*» erschien mir als etwas Wunderbares und zog einen Vorhang zur Welt auf. Warum, fragte ich mich immer wieder, diese Opfer von Millionen Mitmenschen, warum Hitler, warum das so verhängnisvoll Unpolitische in unserem Volk, warum das Scheitern der Versuche, den Diktator zu stürzen? Eine letzte Antwort, trotz vieler Versuche, wird es nie geben können. In der Nacht des 1. August leuchteten die Feuer von den Gipfeln, die Schweizer Fahne hing aus jedem Haus, wir feierten mit den Dörflern und Kurgästen das Fest der Eidgenossenschaft.

Eines Abends begegnete ich im Lesezimmer des Kursaals Erwin Haurand, meinem ersten deutschen «*Emigranten*». Das Wort war im Dritten Reich verpönt und bezeichnete einen Menschen, der sich aus der NS-Volksgemeinschaft absetzte und ins Ausland auswanderte, so wie Thomas Mann und Paul Hindemith. Haurand, der die Sechzig hinter sich gelassen hatte, guatemaltekischer Honorarkonsul aus Frankfurt, war ein Grandseigneur aus einem Deutschland, das ich als Kind nicht bewusst erlebt hatte

und das die «NS-Volksaufklärung» als «das dahinsiechende Deutschland im Brei der System-Zeit» beschimpft hatte. Mein neuer Bekannter war nun ein solcher «Emigrant», vertrieben aus dem Vaterland, in dem, wäre er geblieben, auf ihn der Kerker gewartet hätte. Seine Widerstandstat war, am Nationalfeiertag von Guatemala und an den vielen Beflaggungsanlässen nur die Fahne seines mittelamerikanischen Staates und nicht auch die Hakenkreuzfahne aus dem Fenster gehängt zu haben. Das hatte zu dem Zusammenstoß mit der NSDAP und zum Schweizer Asyl geführt. Er schlug die Bücher auf, die mir den deutschen Weg erklären sollten: Hans Gisevius, «*Bis zum bitteren Ende*», Wilhelm Röpke, «*Die deutsche Frage*», Max Picard, «*Hitler in uns selbst*» und Hermann Rauschnig, «*Die Revolution des Nihilismus*». Er unterwies mich Neunzehnjährigen im liberalen Geist, er warnte vor leichtfertigen, zeitbedingten Kurzschlussurteilen über Deutschland und die Deutschen. Und er brachte mich mit der Arbeitsgemeinschaft «Das Demokratische Deutschland» zusammen, in der sich politische Emigranten der Weimarer Republik zusammengefunden hatten. Nach einer Begegnung mit Altreichskanzler Dr. Joseph Wirth, der mir meines badischen Namens wegen zugetan war, kam es mit Unterstützung der Militärinterniertenverwaltung, des Schweizerischen Roten Kreuzes und der Universität Zürich zur Gründung einer Gemeinschaft deutscher militärinternierter Studenten, in deren Ausschuss ich als jüngstes Mitglied aufgenommen wurde und in dem die beiden organisatorisch begabten, vortrefflichen Schweizer Kommilitonen Pio Eggstein und Guido Frei die Leitung übernahmen.

Dort, wo der Rhein noch grün und wild von seiner Quelle durch die rätoromanische Schweiz herschäumt, bei Disentis, half ich einer Bergbauernfamilie beim Heuen. Mein Schullatein half mir nur brockenweise bei der Verständigung. Dann war der herrliche, sonnige Bergsommer 1945 zu Ende, und im Oktober wurde ich mit 30 deutschen Kameraden an der Universität Zürich angenommen, wegen des fehlenden Reifezeugnisses zunächst als «Auditor mit Überstunden». Aber niemand konnte mir einen Weg weisen durch die Vielfalt der Geisteswissenschaften. Wie schon beim Grübeln in den Kasernennächten sagte ich mir auch jetzt: «Jura ist für alles recht» und belegte gleich zuviel: die Pflichtvorlesungen im Zivil-, Privat- und Strafrecht, aber auch Geschichte, Kunstgeschichte und Musik. Die Familie des Notars Hermann Weilenmann in Küsnacht nahm mich auf. Sie hatte keine Vorurteile gegen den jungen Mann aus dem ehemaligen

Hitlerreich und war fest in den Idealen pestalozzischer Humanität verwurzelt. «Die liebe Züristadt», wie ein anderer, der in Küsnacht einen Ankergrund fand, nämlich kein geringerer als Thomas Mann, sagte, wurde auch mir zu einem freundlichen Einlasstor.

Das nebelig-wattierte Morgenlicht überm «Zürisee», bis dann Föhn und milde Sonne die weissen Glarnerberge aufdeckten und am Zürichhorn die Wellen in der Bucht glitzerten. Bald kannten sich die Mitfahrer zur Schule und Arbeit in der Vorortbahn untereinander, wenn diese im Bahnhof Stadelhofen einlief unter dem Morgenruf der Zeitungsfrau auf dem Peron: «Zürizittig! Der Bund! Tagesanzeiger!»

Dass «Moderne Soziologie – die Ordnungen der Gesellschaft» meine erste Vorlesungsstunde in einer Universität wurde, war Zufall. Das Thema lockte, aber der Dozent gab den Ausschlag, denn er war ebenfalls Deutscher und einer unserer Betreuer, Dr. René König. Er war der bestgekleidete Lehrer seiner Fakultät und nicht wenig eitel sowie einige Nuancen zu vornehm gegenüber den behäbigeren und bescheideneren einheimischen Professoren. Der schöne Professor lockte viele junge Damen in den Hörsaal 20, und sein Streifzug durch das Werden der Menschheit von der Steinzeit bis zum Völkerbund war so packend, dass ich keine Kollegstunde des später nach Köln gegangenen und sehr bekannt gewordenen Soziologen ausgelassen habe. Die Institutionen des Römischen Rechts hörte ich bei dem in den Prüfungen gefürchteten Professor Lauter, der einen grossen Namen hatte, und über die heiklen Fragen der Liquidierung der Kriegsfolgen für die Schweiz bei dem Völkerrechtler Schindler, der sein Land hernach auf der Londoner Schuldenkonferenz von 1953 vertrat. Professor Kägi behandelte die moderne Demokratie. Durch ihn wollten meine Kommilitonen ihre eigene Landespolitik in der bedrückenden Zeit der Verwirrungen analysiert wissen. Mit der Kapitulation Frankreichs, 1940, und den Siegen der Wehrmacht war ein neues Gleichgewicht in Europa geschaffen worden, das General Guisan und die schweizerische Aussenpolitik vor die Frage des Nachgebens gegenüber dem Beherrscher Europas oder des Lavierens in einer brisanten Gesamtlage stellte.

In jenem Wintersemester beherrschten nicht nur KZ-Greuel und die Erfindung und Erprobung der Atombombe die Diskussion, sondern auch Fragen der Bewältigung der eigenen schweizerischen «Vergangenheit». Denn eine schon über die Anfänge hinaus gediehene innere Aushöhlung des Staatskörpers war zeitweise eine echte Gefahr gewesen: die rege

Auslandsorganisation der NSDAP unter ihrem Landesleiter, Freiherr von Bibra, die starke Fünfte Kolonne, die Frontisten-Bewegung der mit dem Nationalsozialismus geistig übereinstimmenden und mit dem Grossdeutschen Reich sympathisierenden Tausenden von Schweizern, ihre 600 Reisläufer in der Waffen-SS. Hunderte von Agenten und Spionen sassen in den Gefängnissen, die schweizerischen Militärgerichte hatten 33 Todesurteile gefällt, von denen einige noch nicht vollstreckt waren. Waren Erschiessungen als Folge und Ausdruck entschlossener Widerstandshaltung berechtigt gewesen, oder hätte man in Anbetracht des Zeitgeistes und der Machtverhältnisse solche Akte der Staatsnotwendigkeit vermeiden können? Auf den Bänken in den Hörsälen der juristischen Fakultät waren Hakenkreuze eingeritzt, stand immer wieder «Juden raus», und einmal streifte mich auch ein zarter hegemonialer Windhauch, als ich meinen Platz belegen wollte und aufgemalt die Worte fand: «Konstanz ist eine Schweizer Stadt.» Ich wollte, dem wäre so gewesen. Zweimal hatten in der Vergangenheit die Stadtväter der Freien Reichsstadt das Angebot, eidgenössisch zu werden, abgelehnt. Wie im Ersten Weltkrieg Vorarlberg, bemühte sich in jener bitteren zweiten Jahreshälfte 1945 ebenso vergeblich das italienische Veltlin um den Anschluss an das Tessin. Die schauerlichen Realitäten über Deutschland und vor allem über die Konzentrationslager sprach man in den Zürcher Hörsälen offen aus, aber es drang nie ein persönlicher Vorwurf an mich.

Kaum ein Tag, an dem ich nicht mit meinem Studienfreund Ludwig Bernauer die Bahnhofstrasse entlang flaniert wäre, deren Auslagen noch das Bild der Kriegswirtschaft widerspiegeln. An einem kalten Wintertag begegnete uns am Hauptbahnhof eine Gruppe von Kindern aus Turin, halb verhungert und ohne Strümpfe - die kleinen Jammergestalten des ersten Nachkriegswinters. Aus dem verfemten Land der Konzentrationslager aber durfte noch kein Kind in die heile Schweiz reisen. Die Kinoanzeige des Cinébrief lockte mit einem sowjetischen Film über Auschwitz und zum Aufatmen hernach mit Walt Disneys lustigen Mäusen. Ludwig und ich beschlossen, den Russenfilm nicht anzusehen, da er ja gewiss manipuliert wäre und niemals wahr sein könne. Man konnte es einfach nicht glauben, was in den Vernichtungslagern zutage trat. Ich dachte immer wieder an die italienischen Kinder und an das Pestalozziwort: «Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch.»

Als der Erste Weltkrieg begann, sagte der britische Aussenminister Sir

Edward Grey: «In Europa gehen die Lichter aus. Wir werden sie in unserem Leben nicht mehr leuchten sehen.» Auch jetzt, als dieses Jahr zu Ende ging, stellte sich das Häuflein deutscher Studenten immer wieder die Frage, ob die Geschichte unseres Landes nicht ihr endgültiges Ende erreicht habe, da ein derart zerstörtes und blutendes Gebilde nie wieder in ein eigenes und in ein europäisches Völkerleben werde zurückkehren können. Aber hatte nicht Hitler alle Schuld auf sich konzentriert? «Ich bin Deutschland und Deutschland, das bin ich!» Männer machen die Geschichte: Hatte er sie ganz allein gemacht, waren alle um ihn herum nur Handlanger und Verführte? Stundenlang rästelten wir in der Bierstube «Kropf» über unsere Verblendung. Der Weg, der zu unserer Selbsterkenntnis führte, war ein krummer Pfad mit vielen Steinen und Dornen, die den weiten Blick versperrten.

Die sorglose Jugend unserer Schweizer Kommilitonen – sie haben fast ein wenig an der Zeit vorbeigelebt. Wir beneideten sie um ihre bürgerliche Normalität und um ihr grösseres schulisches Wissen, um ihre Kenntnisse der anderen Landessprachen, während wir Ex-Soldaten uns zwar wie erwachsene Männer vorkamen mit fest gekerbten Ringen im noch jungen Lebensbaum, und doch so hilflos hinterherhinkten in einem Normaldasein, wie es die Schweiz kannte, mit den Kenntnislücken unseres Kriegsdaseins oder «Reifevermerks» im Abgangszeugnis.

In diesen Monaten in Zürich durchschritt ich ein inneres Niemandsland, dachte an Lernen und Wissen. Die Heimat lag fern, dort regierte eine neue Gewaltherrschaft. Manch einer der schweizerischen Freunde konnte nicht verstehen, dass wir so wenig von Deutschland sprachen, von deutschen Werten und Traditionen, die vor dem Dritten Reich bestanden hatten und die für die Nachkriegszeit wiederzubeleben wären. Für uns aber war der Gedanke an Deutschland weder Idylle aus dem Geschichtsbuch noch Wegweisung für unsere Zukunft. Der Schock sass zu tief, wir waren heilfroh, dass wir die eiserne Fessel abgestreift hatten. Vor gar nicht langer Zeit hatten wir im Reichsjugendführer Baldur von Schirach und in den Fliegerhelden unsere Vorbilder gesehen, jetzt lachten wir nicht darüber, wir schüttelten nur den Kopf – wie war das alles nur möglich gewesen?

Das Weihnachtsfest wurde ganz im Sinne der Weihnachtsbotschaft zu einem Fest des Friedens, des Dankes für ein gnädiges Geschick und der stillen Freude. Der Gemeindepfarrer von Küsnacht sprach in der Christmette von der Insel der Eidgenossenschaft in einer unversöhnten Welt,

aber auch vom festen Freiheitswillen und der Wehrkraft, die dem Land die Freiheit bewahrt hatten. Auch für mein Leben hatte das Schicksalsjahr 1945 eine glückliche Wende gebracht.

XIII

1946-1947

Alle Welt sang und piff «Sentimental Journey». Die bekannte Schlagersängerin Rosita Serrano begann das Jahr 1946 im Corso-Theater mit «La Paloma», die GIs in sandbraunen Uniformen eroberten Zürich. Auch wir deutschen Studenten sahen Silberstreifen am Horizont, denn wir waren freundlich zu jedermann, trugen Zivilkleider und waren fleissig, eine Repatriierung war daher nicht vorgesehen. Mit einem polnischen Studenten teilte ich einen Freiplatz im feinen Restaurant «Grüner Heinrich» am Bellevueplatz. Das Taschengeld von 60 Franken reichte für das Nötigste. Zweimal im Monat war die elfte Reihe im Opernhaus für uns reserviert, und das Schauspielhaus ist aus jener Zeit nicht wegzudenken. Es zählte damals zu den besten Bühnen Europas. Die grossen Schauspieler Brigitte Horney, Käthe Gold, Therese Giehse, Maria Becker, Ernst Ginsberg, Heinrich Gretler lernte ich als Mitglied des Theaterseminars kennen. Im «Pfauen-Stübli», wo wir uns mit Künstlern und Autoren trafen und der lebenswürdige Schauspielregisseur Oskar Wälterlin manche in die Hitze geratene Debatte glätten musste, besprachen wir die Uraufführung von Max Frischs «Santa Cruz» oder Bert Brechts «Mutter Courage» unter Leopold Lindtbergs Regie. Unsere Klassiker fehlten keineswegs im Repertoire. Zürich führte fort, was alle Welt verdammte: deutsches Theater und deutsche Musik. Wälterlin dachte an überlieferte Zusammenhalte, als er «Wilhelm Tell» auf die Bühne brachte und den Menschen Schillers weises Trostwort gab: «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen.» Zürich war eine Nachkriegsweltstadt geworden.

Professor Emil Staiger beanspruchte mit seiner Goethe-Vorlesung den grössten Hörsaal. Nur ein wahrhaft freier Geist konnte in jener Woge der Verdammnis und pauschalen Demütigung deutscher Kultur durch die alliierte Presse und die Besatzungspolitik unseren grössten Dichter rühmen

wie in humaneren Zeiten. Er behandelte damals die Novelle «*Der Mann von fünfzig Jahren*». Weit schien mir mit meinen 19 Jahren ein solches Alter zu sein, denn leichtfertig ist die Jugend mit ihrer Zeit. Als ich selbst diese Schwelle überschritten hatte und Emil Staiger vor ein paar Jahren zum 70. Geburtstag gratulierte, schrieb der grosse Gelehrte aus Horgen zurück: «Was kann unsereiner sich Schöneres wünschen, als lebendig zu sein in der Erinnerung von Menschen, die sich durchgekämpft, in beklemmender Zeit den Mut nicht verloren und den Weg in die Weite und Höhe zu einem verantwortungsvollen Amt gefunden haben.»

Im Januar feierte die Universität den 200. Geburtstag von Johann Heinrich Pestalozzi. Der Rektor liess in der Aula die Worte mächtig widerhallen: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung der Menschlichkeit, als durch Menschenbildung.» Der Einsatz für Recht und Humanität, wohl das schönste Zürcher Erbe, ist in der juristischen Fakultät immer wieder zum Ausdruck gekommen. Aller Stoff wurde eher nüchtern und ohne jegliche Schönfärberei behandelt. Denn «wo viel geredet wird, ist etwas in Unordnung geraten», meinte der bekannte Strafrechtler, Professor Pfenninger. Auf einem Seminaerausflug in die Strafanstalt Regensberg bemerkte er, er könne nicht verstehen, weshalb in meiner Heimat Bücher von Sven Hedin, Luis Trenker und Knut Hamsun jetzt verboten seien, denn eine leidlich gescheite Regierung, und dazu wolle er auch die Besatzungsregime in den Westzonen rechnen, könne eigentlich gar nicht so fanatisch sein!

In jenen Tagen wurde der Postverkehr mit Deutschland wieder aufgenommen. Ich war nicht mehr auf die Rote-Kreuz-Briefe mit den erlaubten 25 Worten angewiesen. Zaghaft regte sich neues Leben. Züge mit Soldaten-Heimkehrern trafen in der französischen Besatzungszone ein, der Interzonenverkehr begann. Unruhe entstand, als die Franzosen aus der Schweizer Internierung entlassene ehemalige Wehrmatsangehörige nicht zu ihren Familien entliessen, sondern als Kriegsgefangene in die lothringischen Bergwerke umdirigierten. Das Territorialkommando 6, dem wir Studenten unterstanden, gab uns eine «Urlaubsverlängerung bis auf Weiteres». Das war der Hinweis, dass wir nur nach der Kleidung Zivilisten waren, rechtlich aber noch immer in den militärischen Matrikeln geführt wurden und immer mit der Zwangsheimschaffung rechnen mussten.

Eine mögliche Fortsetzung des Weltkrieges, die Angst vor den Sowjets, die Ablehnung aller Abrüstungsappelle in Moskau waren beherrschende Themen geworden. Bevin rief Wyschinskij in den Vereinten Nationen zu, endlich mit offenen Karten zu spielen. Churchills Wortkämpfe mit Stalin wurden als düstere Zeichen bewertet. Die schweizerische Regierung hielt es für geraten, durch ihren als linksstehend bekannten Gesandten in Belgrad, Zellweger, diplomatische Beziehungen mit der Sowjetunion einzuleiten, was bei vielen Eidgenossen grosse Erregung hervorrief. Ein innenpolitisches Thema, das damals brennend diskutiert wurde, begegnete mir bei meinen Besuchen der öffentlichen Sitzungen des Kantonsrats, es war die Frage der Einführung des Frauenstimmrechts. Ein sozialdemokratischer Abgeordneter meinte, schliesslich seien es die Frauen, die die Stimmbürger zur Welt brächten, also gehöre ihnen auch das Stimmrecht. Das leuchtete mir ein. Es hat noch ein Vierteljahrhundert gedauert, bis sein Postulat verwirklicht worden ist.

Einmal in der Woche traf sich das schweizerisch-deutsche Studentenkomitee bei der Fürsorgerin für die deutschen Militärinternierten, Klara Fey. Die herbe Toggenburgerin mit dem stacheligen Humor hatte es sich zur Aufgabe gemacht, uns jungen Menschen im Geiste Henri Dunants zu helfen, was in jenen Tagen Mut und Opfer verlangte. Auf ihren grossen Landsmann berief sie sich auch immer, wenn es um Bettelbriefe für Spenden oder Anstösse bei zögernden Behörden ging. Im Ersten Weltkrieg wirkte sie in einem k.u.k. Lazarett in Galizien und wurde mit dem Malteserkreuz mit Brillanten geehrt. Unser Bundesverdienstkreuz folgte bald nach der Stiftung des Ordens durch den Bundespräsidenten Theodor Heuss.

Klara Fey sorgte sich auch um unsere kleinen Daseinsnöte, dass wir Studenten doppelte Schokoladencoupons ebenso wie die einheimischen Jugendlichen erhielten, und wenn das Taschengeld nicht ausreichte, verschaffte sie heimliche Nebenbeschäftigungen. So empfahl sie mich einmal einer Redaktorin, die mich prompt für die angenehme Summe von 20 Franken Honorar als ihren Vertreter zur Frühjahrsmodenschau in das Hotel «Baur au Lac» entsandte. Mein literarischer Versuch auf diesem eleganten Feld brachte mich zum ersten Mal in die «Neue Zürcher Zeitung», die damals noch mit drei Ausgaben am Tag erschien. Ihr Lokalredaktor Edwin Arnet zählte zu unseren Helferfreunden wie auch der vielbewunderte Gründer der Migros-Genossenschaft, Gottlieb Dutt-

weiler, die Firmen Gummi-Maag, Papier-Gössler, Seiden-Vetter und die grosszügige Fürstin von Liechtenstein. Ihre Geldspenden schufen viele Erleichterungen, auch in den zahlreichen deutschen Interniertenlagern.

Für das Erlebnis eines musikalischen Weltereignisses reichte nach dem Drehen und Wenden aller Taschen mein Taschengeld nicht aus, auch sonstige Finanzaktionen hatten keinen Erfolg, und das bedauere ich heute noch: Richard Strauss kam in die Tonhalle, um der Uraufführung seines Alterswerkes «*Metamorphosen*» durch das Collegium Musicum am 25. Januar 1946 beizuwohnen. Ich versuchte es mit dem Verkauf von Adalbert Stifters «*Nachsommer*», in Leinen, aus einem Weihnachtspäckchen, das jedem von uns Militärinternierten der Papst mit einem Lösungsbüchlein nebst Kamm und Lebkuchen hatte zukommen lassen. Der Antiquar am Grossmünster wollte mir ganze zwei Franken zahlen für den schönen Band. Das war mir denn doch zu wenig, und so entging mir der Anblick des letzten Grossmeisters der abendländischen Musik. Umso mehr bin ich bis heute dem spröden Nachglanz seines letzten symphonischen Werkes zugetan.

Die Zürcher Oper wagte den Sprung in die Moderne: «*Porgy und Bess*» war jeden Abend ausverkauft. Jazz auf der Opernbühne! In züchtiger Distanz hinter den Milchglasscheiben des Kulissenhauses die Silhouetten rhythmisch zuckender Paare: Das erregte viele Gemüter und die Presse zu Pro und Contra. Ich fand Gershwins Melodien faszinierend, im Kunterbunt meiner Gefühle ein wesentliches Mittel zu einem neuen Selbstgefühl und zur Abkehr von den Marschliedern der Zuchtanstalten meiner fast schon gestohlenen Jugend. Ich sumimte die einschmeichelnden Saxophon-schläger, wenn ich auf der Uferstrasse nach Obermeilen radelte und die Abendsonne auf den Glarner Bergen verglühte.

Es war erst ein Jahr her, und es rumorte immer in meinen Gedanken, dass ich in den kollektiven Zwang des Reichsarbeitsdienstes im Generalgouvernement eingepresst gewesen war. Mir schien, der Mond konnte von der Erde nicht ferner sein als jenes Polen von der Schweiz. Jetzt war ich Mensch und trug zum ersten Mal Verantwortung für mein Leben, für meine Freiheit und für meine Chancen. Nicht mehr Leibeigener eines Gewaltsystems, sondern Gast in einer freien Gesellschaft. Und doch war ich wenig befriedigt über meine Lernerfolge im ersten Semester. Die Anforderungen waren hoch, und ich entdeckte immer neue schulische Lücken aus meiner Vergangenheit. Des Führers Lebenslauf und polnische

Sandhaufen waren kein Fundament für meinen weiteren Lebensentwurf in einer strengen demokratischen Leistungsgesellschaft mit schwierigen Universitätsexamen. Nach «körperlicher Ertüchtigung» fragte in der Schweiz niemand, was zählte war Fleiss und nochmals Fleiss. Beim Bierhock im «Kropf» zum Semesterabschluss rieten wohlmeinende Professoren wie von Salis, von Wattenwyl und Brinkmann, ich solle mich auf ein juristisches Examen spezialisieren und einen Beruf in der schweizerischen Wirtschaft anstreben, denn Deutschland habe keine Zukunft mehr.

Zu meinem Nachholbedarf an kleiner Freiheit zählte auch das Tanzen. In der Hitlerjugend war das Fach nie gelehrt worden, wir waren über Julfeuer gesprungen und hatten Sprechchöre in die Nacht gestossen. Jetzt, da alles tanzte in diesem ersten Friedensjahr, übte ich in der feibürgerlichen Tanzschule Jenzer in der Seefeldstrasse den verführerischen Foxtrott und den schluchzenden Tango. Wer vermag es heute noch nachzuempfinden, was dieses Dasein erstmals in wirklicher Freiheit und in Frieden bedeutete. Ohne Not und Angst reden, denken, tun und lassen, den Alltag nach eigenem Gusto gestalten!

Weniger vornehm und teuer, aber weit lustiger war es in einer Gasse im Stadtteil Niederdorf, auf dem Dachboden des «Café Schlauch», wo ein schmächtiger älterer Italiener im speckigen Frack uns auf den modischen Rumba und Beebop trainierte. Seine Kundschaft bestand aus der ungezwungenen, bescheidenen Jugend des Quartiers und einem Dutzend ausländischer Studenten. Der Cafégewirt verdiente an uns sicher nicht viel, aber bis zur späten Polizeistunde liess er uns wirbeln und hüpfen unter dem Leitspruch, der auf einem Brett an der Wand gemalt war: «Der Swing ist der Sieg der Interpretation über das System, der Sieg der Freiheit über die Macht.» Wir fanden die aus der neuen Welt herübergekommenen Jazzklänge «phantastisch» und «einfach pyramidal», dieses synkopierte Tempo und Staccato der Trommeln! Nur wenige Häuser weiter hatte sich ein anderer Meldepflichtiger der Fremdenpolizei 40 Jahre früher aufgehalten, er hatte sich auf die Revolution vorbereitet: Wladimir Iljitsch Lenin. Nach seinem Gebot marschiert heute ein Drittel der Menschheit.

Mit deutschen Exilpolitikern kam ich laufend in der Arbeitsgemeinschaft «*Das Demokratische Deutschland*» zusammen. In deren Sekretariat im zweiten Stock eines Mietshauses in der Dreikönigstrasse fand ich eine bescheiden dotierte, aber lehrreiche Nachmittagsbeschäftigung, wobei ich viele Persönlichkeiten der Emigration kennenlernte. Ich sass im Vorzim-

mer ihres Leiters und ihrer Symbolfigur, des behäbigen, humorigen Altreichskanzlers Dr. Joseph Wirth, und tippte die meiste Zeit Adressen für den kommerziell aufgezogenen Liebesgaben-Paketdienst in die hungernde Heimat. Zu der Gruppe namhafter Exilpolitiker zählten auch der frühere preussische Ministerpräsident Otto Braun und der spätere bayerische Ministerpräsident Wilhelm Hoegner. Ich beteiligte mich an ihren Zusammenkünften und erwartete bedeutende Impulse für eine neue deutsche Republik. Aber ich begegnete mit wenigen Ausnahmen einem ehrenwerten Parterre korpulenter älterer Herren, die viel von ihrer eigenen Existenz in der ruhigen Schweiz sprachen und wenig von einer entschlossenen persönlichen Mitwirkung in ihrer unglücklichen Heimat, sobald es die Umstände erlauben würden. Als Emigranten konnten sie die blutigste Umwälzung der jüngeren deutschen Geschichte ohnehin nicht aus dem eigenen Erleben kennen. Es war ihnen nicht zu verdenken, dennoch hatte ich mir vorgestellt, Politiker müssten dort sein, wo sie gebraucht würden. Die Persönlichkeiten des «DDD» kamen aus Weimar und dachten weiterhin in den Kategorien von Weimar, als ob die Diktatur und der Zweite Weltkrieg nicht einen anderen deutschen Menschen geprägt hätten.

Dabei genoss die Vereinigung in der Schweiz einen guten Ruf und hatte in ihrem Mitteilungsblatt ein Sprachrohr, das der deutschen Not gewiss nicht gleichgültig gegenüberstand. In die Zukunft hinein wirkte die in vielen mühsamen Sitzungen, oft im Zürcher Bahnhofsbuffet, erarbeitete und vor allem von dem als Parteigründer, Föderalist, Finanz- und Innenminister und schliesslich als Regierungschef erfahrenen Dr. Wirth geprägte Vorlage für eine deutsche Verfassung. Sie nahm sich die Weimarer, schweizerische und amerikanische Verfassung zum Vorbild, ging jedoch für eine zukünftige deutsche Staats- und Wirtschaftsordnung von einem ständischen und auf gesellschaftlichen Traditionen fussenden Modell aus, das nicht klar skizziert war und das meines Wissens hernach im Parlamentarischen Rat in Frankfurt auch nicht weiter erörtert wurde.

Hiervon abgesehen finden sich gewisse Vorstellungen jenes Entwurfs im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland wieder. Sie waren zusammengefasst in der Schrift: «Das Demokratische Deutschland – Grundsätze und Richtlinien für den deutschen Wiederaufbau im demokratischen, republikanischen, föderalistischen und genossenschaftlichen Sinne». Ihre Präambel enthielt eine für die damalige Situation mutige und vorausblickende Forderung: «Das ganze deutsche Volk für alle seit 1933 begange-

nen Untaten verantwortlich machen zu wollen, ist reine Rachsucht. Wer das deutsche Volk tadelt, nicht die Kraft gehabt zu haben, das verhasste Joch der Tyrannei abzuschütteln, hat von der Macht und Brutalität von Gewaltssystemen keine Vorstellung.» Es wurde bereits vor einer Spaltung der Nation gewarnt: «Möchte man das deutsche Volk *leben* lassen, so käme es nicht mehr zur Ruhe, wollte man die deutsche Nation in Stücke hauen. Das deutsche Volk *ist* ein Ganzes geworden.»

Sodann stellte man Grundsätze auf für die «Errichtung der Deutschen Bundesrepublik (DBR)», die von einer Bundesregierung nach Schweizer Kollegialsystem regiert werden und deren Vorsitz jedes Jahr wechseln sollte. Für die künftige Sozialpolitik wurde bereits das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer formuliert. Und vor das Ergebnis so vieler heisser Diskussionen stellte man Goethes Worte aus «*Hermann und Dorothea*»:

«Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütterung – der Bund! Wir wollen halten und dauern, fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum. Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist, der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter; aber wer fest auf dem Sinn beharrt, der bildet die Welt sich.»

Im März 1946 erschien der erste prominente Mann des Widerstands in der Schweiz, Pastor Niemöller, und wir Internierten füllten zusammen mit Tausenden von Zürichern die Bänke des Grossmünsters. In der Kirche, in der Ulrich Zwingli seine Forderungen an die Moral seiner Zeit, nämlich mehr Demut und mehr Unterordnung, gepredigt hatte, sprach Niemöller von der kollektiven Schuld des deutschen Volkes an Krieg und Greuel des Hitlerreiches. Das mag für den Mann der Bekennenden Kirche moralisch verständlich gewesen sein, doch machte sich der Pastor die Einstellung der Sieger unter dem Eindruck des ersten Nachkriegsjahres allzu sehr zu eigen, die das deutsche Volk und den Nationalsozialismus von Anfang bis Ende in einen Topf warfen. Hätte er nur von den kollektiven Folgen des verlorenen Krieges, dieses nationalsozialistischen Kapitalverbrechens, geredet, wir hätten zustimmen können. Wir Studenten, deutsche wie viele schweizerische, waren enttäuscht, und auch in der bürgerlichen Presse erhoben sich Stimmen der Kritik. Wir hatten anderes von Niemöller erwartet als eine [summarische Verurteilung unseres 80-Millionen-Volkes](#). In einem waren sich die Zeitungen einig: dass die Kirche seit Zwinglis Predigten wohl nicht mehr so viele Neugierige gesehen hatte.

In Genf packte in jenen Tagen der Völkerbund nach seiner 21. und letzten Sitzung für immer die Aktenkoffer. Auch die Erwartungen, die man damals in die Nachfolgerin, die *Vereinten Nationen* (UNO), setzte, waren durch die herrschende Ost-West-Spannung nicht viel grösser.

Das Frühlingsfest der Zürcher, das *Sechseläuten* im April, war in diesem ersten Friedensjahr wie ein zweites Rütli. Hier wurde zum greifbaren Bild, was ich im Hörsaal und im Kreis der Kommilitonen mitbekam: Patriotismus im unbelasteten Sinn des Wortes, Liebe zum Land mit jenem kritischen Sinn für Rechtsstaat, Einigkeit und Humanität, die Kette von Wilhelm Tell bis Max Huber. Ich durfte nahe dem Chef der schweizerischen Landesverteidigung, General Guisan, auf dem Balkon der Kantonalbank, in der mit frischem Grün geschmückten Bahnhofstrasse, den Festzug der Zünfte in den historischen Trachten sehen.

Ein kleines Mädchen als Helvetia im weissen Gewand, nicht zu Pferd, sondern schlicht auf einer Kuh reitend. Ihre hübschen älteren Schwestern schwangen Palmwedel über einer grossen Erdkugel. Es gab keinen grösseren Gegensatz zu unseren eckigen, plärrenden Aufmärschen im NS-Staat! Ein seidenblauer Himmel lag überm See, als mit einem lauten Knall der Winterspuk des *Böögg* auf dem Bellevueplatz verbrannt wurde. Das Land kehrte zum geschichtlichen Normalgang zurück.

Es kam eine neue Damenmode auf, und die kurzen Röcke machten die Zürcherinnen noch hübscher. Wettergespräche spielen eine bedeutende Rolle in der Schweiz. Da wurde viel diskutiert, wie Wind und Föhn die zarten Beine behandeln würden. Jedenfalls - es blieb beim Rock, die unpersönlichen blauen Hosen aus Wildwest waren noch weit entfernt. In jenen Tagen erhielt ich vom Territorialkommando meinen ersten Urlaub für das Sonnenland südlich der Alpen. Ich fühlte mich den Kimbern und Goethe ganz nahe, als ich meine erste Bekanntschaft mit Kamelien, Krüppelreben und den blauvioletten Bergen machte in dem Land, wo die Zitronen blühen. Auf meiner Radtour hörte ich viel Hochdeutsch in den Strandcafés von Ascona bis zur italienischen Grenze von Menschen, die Hitler aus der Heimat vertrieben hatte. Wo der Wind vom Mittelmeer herfächelt und der milde Veltliner wächst, dachte ich nur ungern an Hunger, Deportierungen, Demontagen, Arbeitslosigkeit, Flüchtlingselend und Kampf um die wenigen Studienplätze zu Hause. Und schon gar nicht an Heimkehr.

Einen Hauch jener neuen deutschen Wirklichkeit bekam ich bald zu

spüren. Gerade als sich «die elfte Reihe», die von der Operndirektion alle 14 Tage für die deutschen Militärinternierten reserviert war, für die Aufführung der Gounod-Oper «Margarete» durch artigen Beifall bedankt hatte, bekam ich die Mitteilung, ich könne in zwei Tagen in Kreuzlingen am Grenzzaun meine Eltern wiedersehen. Zwar nur am hohen Zaun, aber immerhin - die Kommunikation kam durch die Vermittlung des Roten Kreuzes zustande. Ich zitterte vor Freude und Aufregung.

Da standen sie, schmal und hungrig und wieder in einem Lebensabschnitt voller Angst und vager Hoffnungen gefangen, wie Millionen andere. Schon nach unseren ersten Sätzen wurden sie von einem französischen Soldaten weggetrieben. Einige hundert Meter weiter glückte ein hastiges Gespräch, ich warf einige Stücke Seife über den Zaun, als schon wieder ein Grenzwächter erschien und die Eltern wegjagte. «Bleibe in der Schweiz, hier ist alles fürchterlich», waren die Worte der Mutter. Eine Gewaltherrschaft hatte bei ihnen die andere abgelöst.

Ich studierte in Bern vielleicht weniger eifrig als in Zürich, dafür lernte ich umso mehr fürs Leben. Bei dem pensionierten deutschen Völkerbundsbeamten Franz Schwill fand ich festen Halt und ein kultiviertes Haus. Dort in Muri, vor meinem Fenster, lag die Landschaft des «Bernbiets», wie sie auf alten Stichen erscheint. Wetterhorn, Jungfrau, Blümlisalp wurden zu festen Grössen, denn vom Himmel über den Eisriesen liessen sich die Launen des Wetters erfahren. Der Föhn regierte die Seelenstimmung einer ganzen Stadt. Da wurden selbst Examen ausgesetzt und im Kellerstübli der Universität auf dem Schänzli, wo der föhngestörte Studentengeist «es Kaffi» brauchte, war kein Stuhl mehr frei.

Kein Universitätsprofessor nahm einen Studiosus in sein Seminar auf, ohne sich bei der Ersten Kanzlistin, Rosa Crivelli, rückversichert zu haben: «Isch er ächt en rächte Chaib?» - ob er auch ein ordentlicher Mensch sei. Wer die Matrikel im Testatbuch haben wollte, musste vor der gestrengen, beleibten Tessinerin bestehen können. Wie viele empfangen in ihrem Kanzleistübchen Rat, Trost, Unterstützung, aber auch Rügen. Die legendäre Studentemutter erleichterte meinen Eintritt in die Universität, die damals mit nur zweieinhalbtausend Studenten eher einer grossen Familie glich, und tat manches dazu, dass die eher verschlossenen Patrizierfamilien mich Badener wie einen der Ihren aufnahmen. Auch was die hochgeachtete Fürsorgerin für Militärinternierte in der Schweiz, Dr. Gertrud Kurz, in ihrem Häuschen im Aaregrund unterm Stadtwall für das

kleine Häuflein junger Deutscher in Bern tat, entsprang bester Schweizer Tradition. Sie besorgte für mich einen Freitisch im «Bürgerhaus», und die netten Saaltöchter legten öfters ein Würstchen mehr auf die Bernerplatte.

Professor Alfred Amonn war der Gralshüter einer Volkswirtschaftslehre, die mehr der Begriffsdefinition als der Erklärung der wirtschaftlichen Wirklichkeit zugeneigt war. Ich lockerte dieses starre System auswendig gelernter Leitsätze durch den Besuch der Vorlesungen über Praktische Nationalökonomie bei Professor Fritz Marbach, Schweizerisches Zivilrecht bei Professor Peter Liver, Währungspolitik bei Professor Eduard Kellenberger und durch die Goethe-Vorlesungen bei dem deutschen Emigranten, Professor Fritz Strich, auf. Das Übernationale, das Goethe auch in der Zeit der Freiheitskriege über den patriotischen Rausch gestellt hatte, wurde von Fritz Strich immer wieder herausgestellt.

Anders als in Zürich wurde in den Berner Kollegien nie mit den Füßen getrampelt, wenn der Professor das Pult betrat. Die Berner Studenten zeigten ihr behäbiges Temperament und ihren Humor eher in den Weinstuben der Altstadt, etwa im «Klötzlikeller», bis uns Kneipanten das letzte Tram nach Hause rief. Endlich wurde im Mai die Schokoladenrationierung aufgehoben, ein für das Exportland wichtiges Ereignis. Im «Dancing Chicito» begann ein schwächlicher Jurastudent, Hazy Osterwalder, in der trutzigen Bundesstadt mit fast träumerischer Obsession den Siegeszug des helvetischen Jazz. Dem Hörsaal blieb er fortan fern. Als wir uns viele Jahre später in Stockholm wieder begegneten, zählte er zur Weltklasse seines Fachs.

Die Gruppe der militärinternierten deutschen Studenten in der Schweiz war im Frühjahr 1946 auf über 100 angewachsen. Bis auf den Beitrag an die Wehrmannausgleichskasse brauchte ich keine Studiengelder zu zahlen. Eine Gewitterwolke zog herauf, als die Interniertenverwaltung die Zeit für unsere Heimschaffung für gekommen hielt. Dem Befehl sei Folge zu leisten, andernfalls ergehe Studienverbot. Der Schock war heftig, wir interpellierten beim Bundesrat. Man hatte Verständnis, der Repatriierungszug fuhr ohne uns über die Basler Rheinbrücke. In der Baracke der Fremdenpolizei am Aareufer, in der so manches deutsche Schicksal der letzten zehn Jahre entschieden worden war, eröffnete uns Sektionschef Dr. Schürch im strengen Amtsstil: «Diejenigen Leute, die aus Versehen heute nicht in die amerikanische und französische Zone Deutschlands repatriert worden sind, haben dafür keine der genannten Konsequenzen zu tragen.»

Das Damoklesschwert der Fremdenpolizei schwebte immer über uns. Was wussten ihre Direktoren schon von unserer inneren Not und Angst, von der neuen Diktatur zu Hause, von Lebensmittelkarten und Entnazifizierungsbescheiden, von der Fortsetzung des Lebens auf Abruf in einem französischen Gefangenenlager.

Ich stand auf der Münsterterrasse in Basel und sah hinüber zu den nahen und doch unerreichbaren Schwarzwaldbergen jenseits des Rheins. Der Wirtschaftswissenschaftliche Verein machte einen Ausflug zur Besichtigung des Rheinhafens. Wieviel Not und Verzweiflung durchfloss der Strom auf seinem Lauf nach Norden, der Rhein, in den alle alemannischen Gewässer fliessen! Ein Sommergewitter stand über dem Feldberg. Nun empfand ich doch so etwas wie ein schlechtes Gewissen, dass ich diesseits, auf der Sonnenseite, stand. Auf der Rückfahrt machten Extrablätter vom Fortgang des Nürnberger Kriegsverbrecherprozesses die Runde. Hjalmar Schachts Verteidigungsrede fand die volle Zustimmung unter den Kommilitonen im Zugabteil: «Warum ich den Versailler Vertrag ablehne? Der Herr Oberrichter mag noch etwas zu jung sein, sonst könnte er sich daran erinnern, dass 1919 der grösste Teil der Vereinigten Staaten ihn verneint hat!»

Bern ist am schönsten in den ersten Oktobertagen, wenn an der Wand des Jungfraumassivs das Naturphänomen des Schweizerkreuzes erscheint und im Aarried ein magisches Brausen von den Staren anhebt, die sich zum grossen Abflug über das Eisgebirge sammeln. «Nimm Abschied und gesunde» – als die erste Biese von den Gletschern herfegte, nahm ich schweren Abschied von Bern, mit Hesses «*Blütenzweig*» im Koffer und einem Liebesroman im Herzen. Die um Jahre ältere Berliner Kommilitonin aus dem Kunsthistorischen Seminar, die einem Botticelli-Bild entstieg zu sein schien, spannte den Bogen meines Wissens von Fra Angelico bis Reinhold Schneider und lehrte mich, dass Hermann Hesses Welt kein schlechtes Sensationsstück sei und Sartres Existentialismus auch nicht Humanismus. Wir legten nicht mehr allzu viel Wert auf Präsenz in den Vorlesungen, wir streiften die Aare aufwärts in die Elfenau, die weisse Nadel des Finsteraarhorns wie ein warnendes Wegzeichen für die Umkehr zur Vernunft vor Augen. Ich wurde Silberputzer und Kellerbursche im Hotel «Krone» in Murten, als graue Novembernebel den Murtensee einhüllten.

In der Dachkammer machte ich, nach Adelnau, meine zweite Bekannt-

schaft mit Wanzen. Ich teilte mein Los mit einem halben Dutzend Italiener, die ebenfalls für niedrigen Lohn und Obdach schufteten. Auswärtige Gäste hatte das alte Haus, das in die Wehrmauer zur Seeseite hin eingepflanzt war, nur an den Wochenenden, hingegen füllte sich der Keller mit der Kegelbahn allabendlich mit den Herren Räten und Handwerksmeistern der kleinen Stadt. Von sechs bis sieben Uhr in der Früh rutschte ich auf einer Matte aus Eisenspänen auf den Knien, schlurfte die nach Resten von Bier und Stumpfen riechende Kleinsportanlage mit einem Handblocker auf und ab. Nach einer halben Stunde lief mir der Schweiss. Auf Säcken schuf ich mir in einer verborgenen, halbdunklen Ecke ein Refugium. Dort las ich, beim Geschrei der Möwen aus den Seenebeln, alles was mir unter die Hände kam, den «*Demian*» und die «*Kreuzersonate*», den «*Anti-Christ*» und die «*Inconnue de la Seine*». An Hermann Hesse in Montagnola schickte ich zum Nobelpreis aus einer Confiserie in der Berner Marktgasse vom Ersparten eine Schokoladentorte. Der grosse Alemanne dankte mir mein Verehrungsoffer mit einem Privatdruck neuer Lyrik. Solche literarische Wogen liessen die Wanzen eine Zeitlang vergessen.

Tagsüber war ich im Weinkeller beschäftigt. In grüner Arbeitsschürze mit der Messingkette als Schliesse. Wenn die spärliche Gassenbeleuchtung anging, rumpelte ich mit dem Leiterwagen, auf dem einige Milchkannen die Begleitmusik schepperten, über das Kopfsteinpflaster zur Molkerei. In der Dämmerung war Murten wie in seine weit zurückliegende Vergangenheit versunken, ein Hellebardenmann hätte jeden Augenblick über die Wehrmauer stiefeln können. Es fehlte nur der Hornruf des Nachtwächters.

Durch einen Zufall avancierte ich im Frühjahr 1947 zum Kellermeister. Der bisherige Inhaber dieses wesentlichen Hotelpostens, ein kugeliges und an mir aus einem gewissen Grund mehr als moralisch erlaubt interessiertes Männlein, glaubte, ich würde wenig Umstände machen, als er mich eines späten Abends zum ersten Mal «besuchen» wollte. Ich warf ihn die Treppe hinunter. Bei dem Gepolter liefen die Gäste aus den Zimmern, und ich erntete das Lob des zufällig noch anwesenden Gemeindepräsidenten. Dem Vorgesetzten wurde gekündigt.

Wein und was damit zusammenhängt ist im Grunde für jedermann ein Produkt der Freude und der Fröhlichkeit. Mich erwartete nun als frischgebackener «*Chef de cave*» neben der Arbeit mit der Kegelbahn zusätzliche Schufterei bis nach Mitternacht, Tag für Tag. Aber ich besass jetzt ein eigenes kleines Zimmer unterm Dach, kahl wie eine Mönchszelle, mit

schrägen Wänden und vier Möbelstücken. Auf dem einzigen Stuhl türmten sich Lehrbücher über die französischen und schweizerischen Weinlagen und über Weinbehandlung. Nun sah ich die burgunderroten Träume von Volnay, Chambertin und Aloxe-Corton nicht nur von aussen, meine Zelle wurde auch zur stillen Probiertube. Mit kostbarem Pommard aus nicht geleerten Flaschen biss ich mich durch den «*Steppenwolf*» und das «*Glasperlenspiel*», und mancher Lichtstrahl fiel in mein schattiges inneres Poesiealbum.

Im Schneegestöber fuhr ich mit dem Fahrrad nach Bern. In den Laubengängen riss man sich Extrablätter mit den Bildern der Hingerichteten im Nürnberger Militärgefängnis aus den Händen. Die Urteile und ihre Vollstreckung haben mich kaum berührt. Das lag alles schon weit zurück. Bedrückend war einzig, dass die Menschen zu Hause Hunger litten. Ich verkaufte mein Fahrrad, den guten Freund aus Bubentagen, und füllte meinen bescheidenen Fonds für Carepakete. Mein Vater wurde von der auf vollen Touren laufenden Spruchkammer als «Mitläufer» eingestuft und um eine Gehaltsstufe zurückversetzt. In der Entnazifizierungsmaschinerie, die einen jeden durchleuchtete, sassen selbst Mitglieder einer NS-Organisation, ja man entnazifizierte mit bekannter Gründlichkeit selbst 1945 Verstorbene, damit dem Sieger auch noch das Erbe zufallen konnte. Einer Verwandten in Freiburg, einer gütigen und frommen Lehrerwitwe, wurde die Klageschrift über die Einziehung eines Drittels ihres Vermögens zugestellt. Der Grund: Ihr noch vor Ausbruch des Weltkrieges als Oberlehrer verstorbener Mann wurde nachträglich als «Belasteter der Gruppe II» eingestuft. Viel Widersinn und Unrecht erzeugten Hohn und Verachtung, auch in der Schweiz. Es sprach sich bald herum, die französische Besatzungsmacht sei nach der sowjetischen die härteste und unbarmherzigste.

Hoffnung leuchtete auf, als Winston Churchill der Welt zurief: «Lasst diesen zerrissenen Kontinent Europa nicht länger Opfer sein, schafft die Vereinigten Staaten von Europa!» Der Sieger und Staatsmann besuchte Bern. Ich winkte ihm mit den Bernern zu, als er im offenen Wagen zum Rathaus fuhr, lachend, mit Zigarre, die Hand zum V-Zeichen erhoben, wie so oft im Bild gezeigt. In seiner bedeutenden «Rede an die akademische Jugend der Welt» in Zürich am 19. September 1946 machte er uns Deutschen Mut für die Rückkehr in die Familie christlicher und zivilisierter Völker. Der Kriegssieger sprach so anders als der Pastor Niemöller.

Die Versöhnungsrede gab auch Hoffnung auf einen baldigen Friedensvertrag. Man dachte damals noch in anderen völkerrechtlichen Ordnungen als heute. War ein Krieg erklärt, meinten die Schweizer, so müsse er nach seiner Beendigung auch durch Brief und Siegel zum rechten Frieden werden. Kriegserklärungen und Friedensschlüsse der traditionellen Art hat es seither nicht mehr gegeben, nicht in Indien, Pakistan, Israel, Vietnam, Kambodscha. Das traditionelle Ritual scheint überflüssig geworden zu sein; Krieg und Gewaltanwendung zwischen Völkern spielen sich heute in den primitiven Formen längst vergangener Zeiten ab.

Die bange Frage blieb: Rafft Europa sich wieder auf? Hat die Freiheit noch eine Zukunft? Bundespräsident Giuseppe Motta sagte in seinem Neujahrsgross an das Schweizervolk: «Regierungsstabilität und Neutralität sind die beiden fest greifbaren Wahrheiten, denen die Schweiz die Gunst ihres Glücks und ihres Wohlergehens verdankt.»

Würde Deutschland einmal wieder eine Regierung bekommen, würde es überhaupt regierbar werden? Mutter schrieb, es gehe halt schon allzu lange mit der Not und Verzweiflung; Vater gleiche einem Schatten, er leiste jetzt Frondienst beim Wiederaufbau des durch Bomben zerstörten Wolfacher Schlosses, dort, wo er einst wegen meines Bubenstreiches mit dem verjazzten Horst-Wessel-Lied vom Kreisleiter abgekanzelt worden war. Als Vater im Vorbeigehen vergass, die Trikolore zu grüssen, habe ihm ein Besatzungssoldat den Hut mit der Reitpeitsche heruntergeschlagen. Von Schikane und Hunger sprach ein jeder Brief von drüben.

Auf der hügeligen Weide vor den Mauern von Murten fand ich ein verrostetes Eisenteil. Gemeindepräsident Dr. Willenegger, dem ich es zeigte, meinte, es stamme aus der Schlacht des Junitages von 1476, und lachte dabei: Das mächtige Königreich Burgund sei längst nicht mehr, aber das Bauernland der Eidgenossen blühe und gedeihe durch die Jahrhunderte! Ich dachte an meinen Panzer im Weinberg bei Marktbreit, und ob in 500 Jahren dort auch ein Stück Metall aus den blutigen Kämpfen von anno 1945 aus dem Rebacker brechen werde?

Im April nahm ich Abschied von Murten und seinen spitzwegischen Gassen. Meine Ersparnisse reichten gerade für das Sommersemester in Bern. Im Städtischen Gymnasium der Bundesstadt begegnete ich Thomas Mann. Ein sehr vornehmer Herr war aus seinem Asyl in Amerika herübergekommen und sprach langsam, würdevoll und wohlartikuliert über «Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung». Man glaubte, jedes

Komma zu hören. Ich habe von dem Vortrag nicht viel behalten, vielleicht war die Aufregung, einem leibhaftigen Dichtergenie zu begegnen, auch zu gross, doch war es auf jeden Fall eine Feierstunde, die dem geistigen Deutschland gewidmet war und mich wieder ein wenig stolz machte auf mein Land.

Bald darauf wurde ich zum Verhör auf die Bundesanwaltschaft geladen. Man wünschte eine vollständige Rekonstruktion meiner Lebensjahre, denn die eidgenössische Fremdenpolizei würde jetzt über das weitere Schicksal der deutschen Militärinternierten entscheiden. Nun, ich hatte mir nichts vorzuwerfen, hatte nie mit der Polizei zu tun gehabt und mit den Professoren meiner Fakultät kam ich auch gut aus. Die Synkopen des Horst-Wessel-Lieds verschwieg ich, es schien mir allzu unbedeutend. Hätte ich davon berichtet, vielleicht wäre ich von den Schweizer Justizbehörden als jugendlicher Regimegegner anerkannt worden und mein Lebensweg hätte einen anderen Lauf genommen.

Ich wollte mein volkswirtschaftliches Studium in Bern abschliessen, dann würde man weitersehen. Gerade war ich mit einer Seminararbeit über die wirtschaftlichen Grundlagen des Vorderen Orient beschäftigt, als der amtliche Brief kam: «Erhebungen haben ergeben, dass Sie vom 10. bis 18. Lebensjahr der Hitlerjugend als Mitglied angehört haben. Ferner, dass Sie am 27. Februar 1944 als Anwärter der NSDAP vereidigt worden sind. Daher sind Sie als unerwünschter Ausländer aus der Schweiz auszuweisen.» Nun hatte ich es schwarz auf weiss erfahren, wie giftig Tinte fliessen kann, wenn sie aus dem politischen Fass kommt. Es war mein Schlüssel-erlebnis mit der Ungerechtigkeit dieser Welt.

Für Freunde und Professoren war dieser Entscheid des Eidgenössischen Justizdepartements so unfassbar wie für mich selbst. Sie kannten das Thema «Jugend im Dritten Reich» aus Erzählungen und Zeitungen zur Genüge, und alle waren zur Hilfe bereit, allen voran Altreichskanzler Dr. Wirth. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich eine «politische Vergangenheit» hatte. Jetzt zitterten in der Tat nach jenem HJ-Marschlied «die morschen Knochen».

Bern, diese ruhevolle Trutzburg der Gerechtigkeit und des freiheitlichen Bürgersinns, in deren Mauern so viel alemannische Behaglichkeit mit einem wohldosierten Schuss französischen Schöntums war und deren grösste Lebenskunst darin bestand, den anderen in Ruhe zu lassen, in der ich so viel Freundschaft empfangen hatte und in der ich mich daheim

wusste wie in keiner anderen Stadt im Lebensfluss danach, deren Bauernhöfe im «Bernbiet» ganz ähnlich jenen des Schwarzwaldes sind: Dass aus diesem Bern der Keulenschlag meines Schicksals kommen sollte, verletzte mich damals tief. In den Hörsälen auf dem Schänzli sprach eine Gruppe patriotischer, aber weltoffener Professoren von den helvetischen Idealen der Menschenrechte und der Neutralität; in der Behelfsbaracke der Fremdenpolizei entschied nur die engstirnige Praxis und verfügte mich in die Unfreiheit und Ungewissheit zurück, aus der ich unter einem anderen Regime gekommen war.

Die Intervention bei der Rekurskommission, in jener Zeit eine vielbeschäftigte und wichtige Behörde, brachte das Ergebnis, dass ich mein Sommersemester noch in Bern beenden konnte. Da kam mir die abenteuerliche Idee: Ich werde nach Deutschland auf dem Luftwege einreisen. Ich werde die aufgeklappte französische Falle einer nachvollzogenen Kriegsgefangenschaft umgehen und mich von den Amerikanern aus dem «Wehrmachtsverhältnis» entlassen lassen.

Jahre später, auf diplomatischem Posten in Bern, überkam mich beim Blick von der Kirchenfeldbrücke hinab ins Aaretal, wo die Fremdenpolizei ihr Machtzentrum hatte, noch immer das Gruseln.

Der Sommer nahm seinen Lauf mit Bangen. In Paris stritten die Kriegssieger um den Marshallplan. Die Sowjetunion lehnte die angebotene grosszügige amerikanische Aufbauhilfe ab. Sie hatte sich reichlich in Europa eingedeckt und das Konsolidieren wollte sie schon selbst besorgen. Wieder warnten Schlagzeilen vor einer Kriegsgefahr. Damals spaltete sich die Welt endgültig in zwei Lager. Von meinen letzten Franken kaufte ich einige Goldvreneli, «für alle Fälle». In der fahnen geschmückten Kramgasse warfen junge Leute Tomaten auf das weisse Kleid des argentinischen Staatsgastes Eva Peron, die im offenen Wagen durch die ihr zujubelnde Menge fuhr. Es war fast ein nationales Unglück, Bundesrat Max Petitpierre und das bürgerliche Bern bedauerten das arge Geschehnis.

Die DC-3 der Swissair konnte an jenem Augusttag nicht starten, erst am folgenden Tag sollte in Zürich mein erstes Flugerlebnis beginnen. Die Rheinbrücke bei Säkingen, die blauen Schwarzwaldberge zogen unter mir vorüber. Welchem Schicksal würde der Wanderer in seiner Heimat begegnen, die unter fremden Herren stand?

XIV

1947-1949

Als wir auf Frankfurt zuflogen, war mir wie in der Pause vor einer dramatischen Ouvertüre zumute, bevor der Taktstock in Ansatz geht. Das Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Zwei Stunden nach der Landung sass ich hinter Schloss und Riegel. Meine ordentlichen schweizerischen Papiere nützten nichts. Ich kam in ein neues, diesmal riesenhaftes Internierungslager - Deutschland.

Im Sheriff-Jargon wurde ich auf dem Flugplatz zu einer Fahrt im Jeep eingeladen. Der schwarze Militärpolizist grinste und richtete die Maschinepistole auf den seltsamen Fahrgast. Immerhin willigte der ebenfalls schwarze Fahrer ein und genehmigte einen kleinen Umweg zu Bekannten, wo ich meine Koffer unterstellen konnte. Was ich sah, waren Trümmer, Steinhäufen, alte und junge Frauen, die Erde schippten und Mauern einrissen. Im Zentrum von Frankfurt Bretterbuden, wo einst stattliche Häuser standen, Hitze und Brandgeruch. Ich werde diesen bittersüßlichen Brandgeruch, der über allen Trümmerstädten lag, nie vergessen.

Finis Germaniae, dachte ich, und deponierte Gürtel, Krawatte, Armbanduhr und ähnliche brisante Habseligkeiten in dem von Kriminalfilmen her bekannten Leinensäckchen in der Gefängnisempfangsstube. «Inhaftiert wegen illegaler Einreise in die US-Besatzungszone.» «Das kann ein langer Knast werden», meinte der Wärter im Zentralgefängnis, und ob ich nicht eine Zigarette für ihn hätte. Fingerabdrücke. Wer konnte schon so dumm sein, nach Deutschland zurückzukehren . . . Jetzt war ich mitten in der «Stunde Null» der neueren deutschen Geschichte, wie würde es weitergehen?

Zwei Tage später brachte mich die «Grüne Minna» zum Militärgericht. Unterwegs hielt das Gefährt einige Male an und nahm zwielichtige Gestalten auf, Schieber, vielleicht auch schlimmere, ihren Jargon verstand ich

nicht. Der Vorsitzende des Militärgerichts, Captain Warren, hörte sich meine Geschichte an und entschied: «Sie sind frei, Sie können gehen.»

Durch die Trümmerhügel der Taunusanlage. Kippensammler mit Wehrmachtsmütze. Schlacksige Boys mit Mädchen, die keine Trümmer wegräumen mussten. Seidenstrümpfe, Kaugummi und Camel-Zigaretten waren die deutsche Währung. Der französische Verbindungsoffizier, Capitaine Taillardat, tat genau dasselbe, was die Amerikaner am Flugplatz getan hatten, er brachte mich erst einmal auf «Nummer Sicher». Also zurück in das Stadtgefängnis. Wieder einige Tage und Nächte, diesmal mit vielen Mitinsassen. Zwei Stücke trockenes Brot am Tag und Tee, Schritte der Wachen, das Anhörenmüssen so vieler Schicksale, der Gestank aus dem gemeinsamen Chlortopf. Und drei Tage später wieder im Jeep mit Sirenengeheul zum Tribunal. Verdutzt fragte Captain Warren, was ich denn schon wieder hier wolle? Er wandte sich an den beisitzenden französischen Richter und erlaubte sich, ein unzweideutiges Fingerzeichen in Richtung seines alliierten Kollegen zu machen. Wieder war ich frei.

Ich wurde aus dem Gefängnis entlassen, aber nicht aus dem «Wehrmachtsverhältnis». Dafür sei für mich die Sûreté in der französischen Zone zuständig. Nun, ich wagte es und fuhr mit der Bahn nach Süden. Auf den Bahnsteigen überall dasselbe Bild des Jammers. Kinder mit hohlen Wangen, Männer in Klamotten, die zumeist aus den Kleiderkammern der Wehrmacht stammten. Jetzt war ich wie sie alle unter demselben Joch, und die Bilder aus dem Ghetto von Litzmannstadt tauchten in meiner Erinnerung auf. Mein Ziel war Wolfach im Kinzigtal, wohin meine Eltern gezogen waren.

Die Trikolore wehte aus den Kommissariaten. Weisse, braune und schwarze Offiziere und Soldaten beherrschten das Strassenbild des nahezu unzerstört gebliebenen Städtchens. Zunächst musste ich Papiere haben. Ohne Papiere keine Lebensmittelmarken, keine Kohlebezugsscheine, keine Immatrikulation, und jede Militärpolizeistreife konnte mich erneut aufgreifen. Am schnellsten bekam ich den Schein über die Jugendamnestie. Viel schwieriger war es, mit dem Studium weiterzukommen. Professor Erbe, Rektor der Universität Tübingen, meinte, dass ich trotz aller Beziehungen zu Verwandten in der Neckarstadt eben doch ein Badener sei, und für solche sei die Universität Tübingen nicht zuständig. Da sage einer, Schwaben und Alemannen seien seit jeher in friedlicher Koexistenz vereint gewesen!

Nun versuchte ich mein Glück in Freiburg. Die Alberto-Ludoviciana nahm mich ohne Umstände unter der Voraussetzung auf, dass ich drei Wochen bei der Universitäts-Trümmerbeseitigung arbeitete. Der Trümmer-Schein wurde mein «schwerstes Papier».

Dann traf das erwartete Schreiben des Militärgouverneurs ein. Ich fasste es mit spitzen Fingern an: In einer Woche habe ich mich im Wehrmacht-entlassungslager Tuttlingen einzufinden, Nichterscheinen werde militärgerechtlich bestraft. Man wusste in der Zone: Viele gingen von dort erneut in die Deportation. Würden es die neuen Herren verübeln, dass ich in der Schweiz gelebt und Unterricht in lebendiger Demokratie erhalten hatte?

Den ersten Anlauf liess ich scheitern, trotz aller Risiken. Denn ich sah das Lager von der Strasse aus leer und man hätte Zeit gehabt, sich mit mir lange zu beschäftigen, was nichts Gutes hätte verheissen können. Ich kehrte vor dem Schlagbaum um, von einer Ahnung abgehalten, und fuhr mit der Schwarzwaldbahn wieder hinunter ins Kinzigtal. Als einige Tage danach Kundschafter mitteilten, ein grosser Transport mit Kriegsgefangenen werde in Tuttlingen erwartet, fuhr ich von Neuem hin. Unter Hunderten von ehemaligen Landsern fiel ich, wie ich vermutet hatte, nicht auf, sprach artig Französisch und hob den linken Arm in die Höhe: Da war keine SS-Rune eingebrannt. Dieses war das existentiell notwendige Papier: «Libération provisoire, rapatrie de Suisse.»

Auf den Höhen des Gebirges hatte ich Ruhe vor den Menschen. Der Trauermantel gaukelte durch das stille Kirnbachtal, und wieder schaute ich vom Fohrenbühl hinüber zu den Schweizer Bergen, wissender und nüchterner als damals, nach all den zerflatterten Illusionen im braunen Hemd. Die Zeit musste wieder in die Fugen, aber keiner in jenem Spätsommer 1947 wusste wie und wann.

Bis in den Herbst dauerte die Gluthitze an. Die Trockenheit führte zu Missernten. Ein schlimmer Winter stand bevor. Jeder Deutsche bekam nur einen halben Zentner Kartoffeln zugeteilt. Die gesamte Weinernte wurde für die Besatzungsmacht beschlagnahmt. Tag und Nacht schlepten die Langholztransporter den unermesslichen Raub an Tannen, Kiefern, Fichten aus den ehemals staatlichen, kommunalen und fürstlich-fürstenbergischen Waldungen über den Rhein bei Lörrach und Kehl.

Die Tanne, das Wahrzeichen des Schwarzwälders! In ohnmächtiger Wut sahen wir die riesigen Kahlflächen auf unseren Bergen, hörten das Echo der kreischenden Baumsägen in den Tälern, und sagten resigniert:

*«Wer hat Dich, Du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben,
abgeholzt und dann verschoben . . .»*

Der Hunger trieb die Menschen aufs Land. Mit dem Fahrrad, zu Fuss auf stundenlangen Märschen, in Eisenbahnwaggons ohne Fenster und ohne Licht war man unterwegs, um Milch, Eier, Mehl, Kartoffeln, vielleicht ein Stückchen Speck zu hamstern. Worüber man auch sprach, es handelte von Entbehrung, Krankheit, von Menschen, auf deren Wiederkehr man noch hoffen konnte, von den amtlich als vermisst gemeldeten und von denen, die nie wiederkehren würden. Auch Missgunst und Protest steckten in den Neuigkeiten, die man sich zuflüsterte: «Die oder jene hat einen Franzos'.» Und abends spazierten sie Arm in Arm mit einem Soldaten oder gar Sergeanten, weiss oder schwarz oder braun, durch den Kurgarten zum Stelldichein, die dürren, hungrigen Dutzendmädchen, die jungen Kriegerwitwen und die Töchter der Kleinstadtbürgerschaft. Das brachte dann doch aus dem Economat Français so begehrte Dinge in manche Familie wie Kaffee, Wein, Seife, Weissbrot und Zigaretten, und auch ab und zu fielen eine Autofahrt und ein Duftwässerchen für die Frau Mama ab.

Gerade als ich meine zugesagte Freiburger Bleibe bei Verwandten beziehen wollte, erschien ein französisches Requirierungskommando und warf diese auf die Strasse. Immer neue Truppen und Zivilisten strömten aus Frankreich her, um sich Stücke vom Kuchen abzuschneiden, solange noch etwas übrig war. Darüber lamentierte ich weniger als über das grausam zerstörte Freiburg, einst eine Perle unter unseren Städten, so wie es auch Dresden einmal gewesen war.

Die Dreisambächlein bohrten ihren Lauf nur mühsam durch die Trümmerlandschaft. Wie ein Lichtmai über einem grossen Friedhof stand der rote Turm des Münsters von weither sichtbar aufrecht über dem noch nicht völlig freigeräumten Münsterplatz und über der Stadtwüste aus geborstem Stein. Das Wintersemester 1947 begann in überfüllten Räumen. Viele sassen in Soldatenmänteln in den Hörsälen, die so kalt waren, dass man den Atem sehen konnte. Nur in der Quäkerbaracke auf dem Hügel neben der alten Alma mater war es warm, dort drängten sich Hunderte nach Tee und Suppe, auch Professoren, die ebenso ärmlich gekleidet waren wie ihre Schüler.

Wir sprachen wenig von den Erinnerungen an den Krieg und an die

Vorkriegszeit. Wir waren dankbar, dass wir das Inferno überlebt und einen Studienplatz gefunden hatten. Nur nicht zuviel über das nachdenken, was hinter uns lag! Erst in jenen Tagen bekam ich Jochen Kleppers Tagebuch in die Hand, in das der grosse Vorausseser und Berliner Schriftsteller bereits unterm 23. Juli 1935 eingetragen hatte, was das ganze Dritte Reich über bis heute das gewaltigste Rätsel blieb: «Es ist nicht zu fassen, was da über ein Sechzig-Millionen-Volk gekommen ist. Alle klagen, toben - und nehmen alles stumpf hin und sehen keinen Ausweg und spielen verängstet das begeisterte, geeinte Volk. Das ist so unendlich traurig.»

Umso mehr galt es, den Frieden zu nutzen, wer wusste, wie lange er anhielt. Wir verachteten die Besatzungsmacht, nicht weil sie im Lande war und ihre Satrapie natürlich drangsalierte, sondern weil sie fühlen liess, dass auch wir Jugendliche für das Hitler-Regime verantwortlich wären. Mit stummer Wut sahen wir zu, wenn aus reiner Willkür Kommilitonen aus den Hörsälen abgeführt und im Keller der Sûreté in der Beethovenstrasse «verhört» und verprügelt wurden.

Ich fand schliesslich in Freiburg eine Unterkunft allein durch die Tatsache, dass mein Vetter, Medizinstudent, im Bekanntenkreis herumersäzte, dass ich aus der Schweiz ab und zu Kaffee, Reis und Kochfett erwartete. In unseren unterkühlten Studentenbuden feierten wir unsere kleinen Feste mit dem heimlich beschafften «47er-Kaiserstühler» und mit Grünkernküchlein, debattierten über Carl Zuckmayer, Billy Wilder, Eugene O'Neill und über die faszinierenden Filme aus den Pariser Studios. Kino, Oper und Konzert im unversehrt geliebten Casino-Saal vertrieben für Stunden unseren Hunger. Die Schlangen an den Eintrittskartenschaltern waren ebenso lang wie die, die nach Essbarem anstanden.

Zum Jahresende wurden die Mensarationen noch karger, so dass an Wochenenden Bettelzüge in die nähere Umgebung zur Regel wurden. Die, die sich im Hörsaal trafen, sahen sich im Schneedunkel von Kirchzarten oder im Kaiserstuhl wieder auf der Jagd nach Rüben, Kartoffeln, Äpfeln und Wein, mit Körben, Rucksäcken, Leiterwägelchen ausgestattet. Montagvormittag zog die Studentenschaft ihre erbettelten oder anderswie «organisierten» Kartoffeln aus der Tasche. Für fünf Exemplare dieser kostbaren Frucht gaben die Ordensschwestern im Mensakeller einen Gutschein für eine Mahlzeit. Das Wochenabonnement für Mittag- und Abendteller betrug sechs Mark und 1'600 Gramm Kartoffeln, ferner Rationierungsmarken für 20 Gramm Fett und 150 Gramm Brot. Traf aus Schweden

eine kirchliche Heringsspende ein, stieg der Geruch bis unter das Dach zum Romanischen Seminar.

Am Schwarzen Brett der Mensa hing ein Zettel mit den kleinen Wahrheiten, die so frei machten wie die grossen:

«Wer sein Leben liebt – der schiebt.

Wem Ehre im Gewissen rauscht – der tauscht.

Wem beide Wege sind verbaut – der klaut.

Und wer durch Arbeit sich sein Geld erwirbt – der stirbt!»

Wir rannten zu Hildegard Knef, der schönen «Sünderin», in ihren dritten Film, weil kinematographische Psychotechnik den Hunger für eine Weile vergessen machte, und weil der Erzbischof von Freiburg diesen Film einiger enthüllender Sekunden wegen auf den lokalen Index gesetzt hatte. Die Adventszeit kam, ich litt an Hungerödemen und wurde im Krankenhaus von Wolfach durch eine Operation von ihnen befreit. Das mit Kartoffelmehl angereicherte Brot war dehnbar wie Kaugummi. Ich tauschte eine Schachtel Schweizer Streichhölzer gegen einen Weihnachtsbaum, eine alte Pelzstola meiner Mutter gegen einen Volksempfänger, da der frühere an die Besatzungsmacht abgeliefert werden musste. So ertönte doch Musik auf der Studentenbude zum schweren Jahresbeginn 1948.

In diesem Frühjahr wurde in Freiburg das Badische Notgeld eingeführt, Scheine zu fünf, zehn und fünfzig Pfennigen. Ausser Kino- und Strassenbahnkarten konnte man dafür so gut wie nichts bekommen. In den Weihnachtstagen kam durch die Natur weiteres Leid über die Menschen, als ein mehrtägiger Sturm im Kinzigtal so manches Hausdach in die Luft warf und das Hochwasser viele Brücken einstürzen liess. Viele Menschen in den Waldstädtchen waren am Verzweifeln. Auch ich fragte mich, wozu man sich morgens überhaupt noch rasieren sollte!

Aber auch für die Besatzungsarmee und ihren breiten zivilen Tross war nicht mehr viel aus dem Land herauszuholen, ihre fetten Jahre gingen zu Ende. In Frankreich befürchtete man eine gewaltsame kommunistische Machtergreifung. Erhebliche Teile der französischen Gendarmerie wurden abgezogen.

Wie anders verlief ein Studententag in Freiburg im Vergleich zu einem solchen südlich des Rheins. Die Wissenschaften waren verschult, der ständige Zwang zum «Scheine-Erwerb» als periodischer Leistungskon-

trolle legte ein starres Gitter über den Studiengang. In Zürich und Bern waren solche bürokratischen Pedanterien unbekannt. Wenn dennoch die Flucht nach vorn, in den hektischen Studienbetrieb, nicht nur eine gewisse gequälte Freude machte, so lag das ausschliesslich an den bedeutenden Lehrern, die Freiburg damals in allen Fakultäten hatte.

Ich hatte mich schon in Bern den Wirtschaftswissenschaften als Hauptfach zugewandt. Freiburg mit seiner berühmten liberalen «Freiburger Schule» und ihrem Begründer Walter Eucken war eine glückliche Fortsetzung. Wie kein Volkswirtschaftslehrer sonst prägte Eucken die Sichtweise seiner Studenten. Er war damals Mitte Fünfzig. Wenn die stämmige, hohe Gestalt des gebürtigen Friesen den grössten Hörsaal betrat, seine blauen Augen hinter dem Zwicker aufblitzten und die hohe Stimme anhub, waren sich einige 100 Schüler einer neuen Sternstunde in ihrer Wissenschaft gewiss.

Professor Eucken dozierte eher trocken, spielte nicht mit Pointen, aber alles, was er sagte, war scharf durchdacht und druckreif. In näheren Kontakt kam ich mit dem Gelehrten, als ich mir ein Thema für die Diplomarbeit geben liess: «Vollbeschäftigung als ordnungspolitisches Problem». Die Auseinandersetzung zwischen Walter Eucken und John Maynard Keynes über die immer gegenwärtige Frage der bestmöglichen Lenkung der arbeitsteiligen Wirtschaft. Beide so bedeutenden Wissenschaftler haben die Politik ihrer Regierungen und das Schicksal vieler Menschen beeinflusst.

«Nur keine Ideologien», sagte Walter Eucken. Ich habe später auf meinen beruflichen Stationen in manchen Ländern erlebt, wieviel Unsinn und Unheil man mit den «Ismen» der Befehlswirtschaft kaschieren kann. Die Zentralverwaltungswirtschaft macht zwar das Regieren bequemer, aber sie unterdrückt die Freiheit und den Wohlstand der Menschen. Aus dem Euckenschen Ordnungsdenken wurde durch Konrad Adenauer und Ludwig Erhard die Brücke zur wirtschaftspolitischen Anwendung geschlagen. Nicht staatliche Lenkung der Wirtschaft, sondern staatlicher Schutz der wirkungsvollen Lenkungsinstrumente, der Preise, bei möglichst freiem Spiel der Marktkräfte, war das Geheimrezept, das vom 20. Juni 1948 an dem Geld und unserem Dasein wieder einen greifbaren materiellen Wert verleihen sollte. Der beispiellose Wirtschaftsaufschwung der fünfziger und sechziger Jahre hat dem *Ordo-Liberalismus* recht gegeben.

Mein Vater brachte 40 Deutsche Mark Kopfgeld mit nach Hause, neue

Scheine. Die Menschen drückten sie staunend und orakelnd in den Händen. Der Zwangsumtausch leitete die grosse Wende ein. Wir Schüler Euckens waren stolz, dass schon nach wenigen Monaten sichtbar das Werk gelang, das theoretische Zusammenspiel so hervorragender Gelehrter des Liberalismus wie, neben Eucken, vor allem Alexander Rüstow in Heidelberg, Wilhelm Röpke in Genf, Franz Böhm in Frankfurt, Constantin von Dietze in Freiburg und schliesslich der Bundeswirtschaftsminister Professor Ludwig Erhard selbst, der in der «provisorischen Bundeshauptstadt Bonn» die Theorie in die Praxis umsetzte.

Professor Eucken war auch die Vaterfigur der Fakultät. Von grosser Bescheidenheit, trug er während all der Jahre, die ich ihn kannte, denselben Lodenmantel und dieselbe verknautschte grüngraue Kappe. Dass der Mann des Widerstands nur knapp den Häschern entgangen war, als nach dem 20. Juli 1944 die Jagd auch nach Gelehrten einsetzte, sah er als göttliche Gnade an. Selbst der stets mit einer Reitpeitsche durch die Universität gehende und von uns Studenten gefürchtete französische Kurator legte die Hand an das Käppi, wenn er Professor Eucken begegnete. Bei einem Ausflug in Finnland in späteren Jahren hat mir Ludwig Erhard gesagt, dass er ohne die von Eucken erarbeiteten Grundlagen einer am Wettbewerb ausgerichteten Wirtschaftspolitik nicht den Mut zu seiner gewagten Währungsreform gefunden hätte.

In den Schaufenstern, meist in einstöckigen Behelfsbauten, tauchten bald Waren auf, die man jahrelang in Freiburg nicht gesehen hatte. Gefütterte Briefumschläge und Feuersteine erschienen uns als Zeichen des Luxus, Zahnpasta löste Schlemmkreidepulver ab. Die Nonnen in der Mensa fragten nicht mehr nach den Naturalien aus den Taschen der Studenten, mit denen sie das Essen kochten. In den Gastwirtschaften wurde der «Kaiserstühler» und «Markgräfler» gegen D-Mark ausgetauscht. Die D-Mark war knapp, aber schon das Wissen, dass Wein unbeschränkt vorhanden war, machte das Studentendasein freundlicher. Auf einmal beschäftigte sich ein so unökonomisch veranlagtes Volk, für das man die Deutschen bis dahin im Gegensatz zu den geschäftstüchtigeren Engländern gehalten hatte, mit den Regeln von Angebot und Nachfrage, Preisen und Währung. Eine neue Seite unserer Volkspsychologie tat sich auf. Nicht nur Studenten verschlangen damals Euckens «Grundlagen der Nationalökonomie» und die «Grundlagen der Wirtschaftspolitik».

Es war mir gelungen, beim Studio Freiburg des Südwestfunks ab und zu

einen Kommentar zur Wirtschaft zu sprechen. Mindestens zwei Wochen vorher musste mein Manuskript vom französischen Zensor genehmigt werden. Monsieur Allinger strich nie einen Satz, und das Honorar von 20 DM deckte schon die halbe Monatsmiete meines Zimmers.

Einmal hatte ich wenig Glück mit meinem Verdienst. Ich hatte Euckens Buch «Nationalökonomie – wozu?» besprochen und reiste stolz auf mein Honorar ins Wochenende nach Wolfach. Der Zug schlängelte sich zunächst auf der eingleisigen Oberrheinstrecke, dann den Schwarzwald hinauf. Da ich mich als Besitzer eines zwar inzwischen ungültig gewordenen schweizerischen Studentenausweises schon im vorhergegangenen Winter in das geheizte Abteil für alliiertes Personal gewagt und meinen Platz dort auch behauptet hatte, tat ich es an diesem Spätherbsttag wieder. Eine französische Zugstreife tauchte auf. Die Gendarmen erlaubten mir kein langfädiges Kommentieren und sich selbst kein Erbarmen. Sie nahmen mir meine kostbaren 20 DM wieder ab – mögen sie ihnen wohl bekommen sein im Economat, denn eine Quittung erhielt ich nicht.

Wir Studenten hatten unser Studienziel, aber die meisten Menschen um uns herum nahmen das Leben hin wie einen Pendel zwischen Resignation und dem Willen nach einem bescheidenen Dasein im Rahmen der in der französischen Zone herrschenden Regeln. Was die Deutschen in Südbaden selbst von den politischen Entwicklungen im restlichen Deutschland oder in Europa dachten, war nicht gefragt. Es gab noch kein Forum der öffentlichen Meinung, in dem wir drei Jahre nach dem Ende der Feindseligkeiten und des Hitlerreiches unseren geistigen Standort hätten festlegen können. Die seit einem Jahr zugelassenen politischen Parteien und der Landtag vermochten sich unter der Kontrolle der Militärbehörden nur zaghaft zu rühren. Der Alltag war auch nach der Währungsreform schwierig, der existentielle Horizont des Einzelnen einfach und überschaubar. Man dachte mit Hingabe an die tägliche Not des Nachbarn, der weiteren Familie, es gab viel Hilfsbereitschaft unter den Menschen. Persönliches Glück wurde tief und dankbar «erlebt».

Ein Buch aus der Schweiz oder ein hoffnunggebender Roman waren ebensolche noch lange nachwirkende Ereignisse wie etwa ein Wiedersehen mit Verwandten und Freunden nach langer und mühevoller Bahnreise, mit denen man das Glück teilte, «noch einmal davongekommen zu sein». Es spielte damals auch keine wesentliche Rolle mehr, ob einer Protestant oder Katholik war. Die gegenseitige Nothilfe der Bürger untereinander

verschloss die Wunden der kleinstädtischen religiösen Trennungen, wie es schon die Frontkameradschaft vorher vermocht hatte. Auch gab es auf dem Lande keine grossen sozialen Unterschiede, jeder kannte dasselbe Ziel: Fleiss und Wiederaufbau.

Im Mai 1949 wurde das Grundgesetz verkündet. In Bonn wussten wir die Zukunft bei dem kantigen alten Adenauer und seinem Vizekanzler Erhard in guten Händen. Heute sind beide schon zu geschichtsmächtigen Figuren geworden, damals lebten sie und waren unter uns. Ihre Worte waren einfach und glaubwürdig, ihnen konnte man vertrauen. Der richtige Friede war für uns erst gekommen, als die letzten Lebensmittelkarten im Februar 1950 verschwanden. Über zehn Jahre lang waren wir eingezwängt gewesen in ein zentrales Verteilungssystem der steten Knappheit. In England dauerte es sogar noch länger, wie ich bald feststellen sollte.

Neben den Staatsmännern in Bonn, die am Anfang des langen Weges für Recht und Freiheit standen, waren jene, die in den Provinzen die Monstrosität der Besatzungsmacht abbauen und das Los der Menschen erträglicher gestalten sollten. Eine Welt von Sorgen lastete auf Professor Leo Wohleb, unserem Staatspräsidenten. Wir badischen Studenten bewunderten den unscheinbaren Mann, der äusserlich sehr bescheiden lebte, wegen seiner Geduld und Lauterkeit. Es gelang ihm, die ärgsten Risse im alemannischen Bau zu verkitten. Professor Wohleb war nicht, wie seine Widersacher ihm zur Last legen wollten, ein extremer Parteigänger der Militärregierung. Er wollte auch keineswegs die Wiederherstellung eines Badnerlandes der Postkutschenzeit. Ab und zu besuchte ich den Staatspräsidenten auf ein Gläschen Kirschwasser in seinem Amtssitz im Colombischlösschen. Dabei sagte er mir einmal, wenn die allgewaltige französische Besatzungsmacht die Zeit für die volle Selbstverwaltung ihrer Zone gekommen sehe, solle sie in den alten historischen Ländern Baden und Württemberg gemäss ihren Traditionen und ihrer Geschichte erfolgen, so wie sie von Napoleon vor nahezu 150 Jahren geschaffen wurden und wie sie sich als wirtschaftliche Einheiten herausgebildet hatten. Er wollte die Wiederherstellung jenes Landes Baden, das sich in seinen Traditionen, in seiner Kultur und in seiner vorbildlichen Verwaltung seit Generationen als eine alemannisch-fränkische Einheit bewährt hatte. Wenn er auch in seinem Herzen eine Abgrenzung gegen den schwäbischen Nachbarn erwog, so fühlte er nicht anders als damals die Mehrheit seiner südbadischen Landeskinder.

Als 1950 die Volksbefragung stattfand, die den Menschen in einem Südweststaat einen grösseren politischen Rahmen oder den Verbleib in den gewachsenen alten Strukturen anbot, stimmte ich wie die Mehrheit sowohl der Süd- als auch der Nordbadener gegen alle zentralistischen Tendenzen aus Stuttgart und für die Wiederherstellung des alten Landes Baden als ein Glied der Bundesrepublik. Ich war gegen die Zwangsehe mit Württemberg, weil man die Neugliederung der südwestlichen Ecke mit mehr Rücksicht auf Althergebrachtes hätte besser lösen können. Und sagte nicht Wilhelm Hausenstein, das Badische, die umflorte Heiterkeit des Gewesenen, die frühen Blüten, das Weinland, der ins Silbrige getönte Blauhimmel – dieses Land habe mehr Malerei als die meisten anderen deutschen Landschaften? Mir wollte damals scheinen, dieses Land habe seinen Glanz mit einem Firnis zugedeckt.

Da nur das badische Kernland für die Beibehaltung votierte und nicht der Gesamtkörper Baden/Württemberg, endete somit der Freistaat Baden. Was nicht alles hat den Föderalismus seitdem entleert und abgeschliffen! Aber liegt es nicht im Zug unserer Zeit, dass sie der Feind aller Vielfalt ist und unter der Macht neuer Strukturen Mühe hat, traditionelle Werte und Einrichtungen zu erhalten? Auch Staatspräsident Wohleb war eine «badische Einrichtung», klein von Wuchs, aber von grosser Würde und Autorität. Die Bibliothek des Wissenschaftlers, die ich in seiner Mietwohnung kennenlernen durfte, umfasste einige tausend Bände der klassischen Literatur, der alten Sprachen und der Geschichte. Ein grösserer Gegensatz zu seinen auf Personenkult bedachten Vorgängern, den NS-Statthaltern in Karlsruhe, war nicht denkbar.

Aber zurück zur Chronik des Jahres 1949. Der Winter lastete schwer auf dem besetzten Land. Von der vorgesehenen Fettration von 600 Gramm für Januar waren Mitte Februar erst 125 Gramm zugeteilt worden. Am 7. März gab es drei Eier pro Kopf, aber viele Leute konnten den Stückpreis von 30 Pfennig nicht bezahlen. Erstmals seit Kriegsende erschienen wieder Zitrusfrüchte in den Geschäften, pro Lebensmittelkarte entweder ein Pfund Orangen oder ein Pfund Zitronen.

Und dennoch liess es sich freier atmen, seitdem Erzeugung und Handel wieder in Gang kamen und das Geld einen Marktwert bekam. Die nach vielen Verhandlungen unter den westlichen Alliierten im Mai zustandekommene *Trizone* brachte Erleichterungen für den Personen- und Güterverkehr. Wir Studenten brauchten nicht mehr in die Kinos zu gehen, um

den Hunger zu dämpfen. Der Film «*Caesar und Cleopatra*» mit der schönen Vivien Leigh und Carl Zuckmayers packendes Theaterstück «*Des Teufels General*» waren wochenlang ausverkauft, ohne dass uns der Magen knurrte, und ebenso drängten wir zu den Fasnachtsbällen und tanzten *Big-apple*, *Swing* und *Ice-cream*. Das GMZOF (Gouvernement Militaire de la Zone d'Occupation Française) gestattete sogar Maskenbälle, nachdem der wichtigste Auftrag, die Sicherung von Ruhe und Ordnung, im Badischen erfüllt war. Die Wolfacher liessen sich auf der ersten Fasnacht nach zehn Jahren weidlich aus und Gouverneur de Rendenberg mit ihnen. Der charmante Herrscher über unseren Landkreis fehlte auch nicht bei der traditionellen Geldbeutelwäsche am Stadtbrunnen, wo zwar die eisernen Kriegspfennige gern in den Grund gekippt wurden, aber keine der neuen Kupfermünzen von der Bank Deutscher Länder.

In den vier Jahren französischer Besatzung in den Kleinstädten hatte man sich aneinander gewöhnt. Bei lockerer Handhabung der Autorität nach dem ersten Siegesrausch wurden auch viele Freundschaften und Ehen geschlossen. Im nahen Haslach brachte eine Frau kaffeebraune Zwillinge zur Welt. Die Geschwister der Neugeborenen erzählten dazu in der Schule, worüber man im ganzen Landkreis lachte: «Mer hen die Kerle gwäsche, aber sie were einfach nit suber!»

Im Schneetreiben radelte ich nach Offenburg, um zwei Bons für Zuckerpakete aus der Schweiz einzulösen. Die Strassen des Kinzigtals gehörten in jenen Tagen vor allem den Radfahrern und den Langholztransportern mit dem Reparationsgut aus den Wäldern. Auf dieser Tour besuchte ich Reichenbach, in einem welligen Seitental bei Gengenbach gelegen; hier wollte ich meines Urgrossvaters gedenken, der dort zu Ende des vergangenen Jahrhunderts die Hauptlehrerstelle versehen hatte. Beim «Woher-Wohin» erinnerte sich ein Schneidermeister meines Vorfahren und über-raschte mich mit einer Kostbarkeit aus seiner Truhe: einem abgegriffenen Buch im blauen Einband «Die Elemente der Gesetzeskunde und Wirtschaftslehre» von Johann Baptist Winter, erschienen zu Bonndorf 1892. Der Ahne, dessen kräftige Gestalt mit dem Vollbart und der grossherzoglichen Badischen Verdienstmedaille mir von der vergilbten braunen Kartonphotographie vertraut war, schrieb in seinem Buch von den Auswirkungen der Gründerzeit in den Tälern des Schwarzwalds: «Es ist eine Unsitte der Arbeiter, am Sonntag mit Kind und Kegel in der Restauration zu sitzen und den halben Zahltag dort zu lassen. Auch sind Feinschmeckerei und

Vieleserei von Übel. Wohlgeschmack führt zum Bettelsack. Die Jugend ist vielmehr zu Nüchternheit und Wirtschaftlichkeit zu erziehen. Denn nur ein sparsames Volk ist auch ein zufriedenes Volk. Es sucht sein Lebensglück nicht im Wirtshausdunst, sondern in der Familie, am häuslichen Herd.« Hinter den Zeilen verbirgt sich so manches Drama in jener »guten alten Zeit«. Und sie machten mir zugleich bewusst, in welchem Vakuum wir drei Jahre nach Kriegsende noch immer lebten, ohne staatliche Ordnung und ohne soziale Sicherheit.

1949-1950

Im Juni 1949 öffnete sich mir wie ein Wunder die Tür unseres Landes einen breiten Spalt westwärts. Zum ersten Mal das Erlebnis des Meeres, die unendliche graue Linie, die Wasser und Himmel zerschneidet. Auf der Fähre durch den Kanal von Dover waren wir sieben deutschen Studenten die einzigen Vertreter unserer Nation. Sirenengeheul, diesmal diente es friedlichen Zwecken. Möwen kreisten in der sonnigen Luft. Die Sonne malte schon von weither sichtbar die Kreidefelsen am britischen Ufer als grellweisse Streifen an den Horizont. So waren sie mir im Gedächtnis geblieben, durch das Fernrohr vom Atlantikwall gefilmt und mit der Wochenschau der Heerespropagandakompanie in das Hornberger Kino getragen. Wie mochte sich dieses England zeigen - als Siegerland, als Vetterland?

Die erste Lehre empfang ich bereits auf der Zugfahrt nach London. Ich hatte die Engländer für Europäer wie wir gehalten. Die Schar der deutschen Studenten stellte ihre Kofferchen in den Mittelgang des «*Golden Arrow*»: Wie in ihrem Wohnzimmer bewegten sich die britischen Reisenden in dem eleganten Zug. Sie hatten Mühe, sich an unseren Habseligkeiten vorbeizuzwängen. Da machte ein älterer Herr in Tweed und mit Majorsbärtchen die lapidare Bemerkung, dies sei doch wohl nicht der richtige Platz für so viel Handgepäck, worauf eine englische Mitreisende beruhigend entgegnete: «Lassen Sie nur, das sind halt Europäer, die wissen es eben nicht anders.»

Das hatte mich denn doch schockiert. Wir waren Europäer, waren also anders. *Sie* aber waren Engländer.

Das Erlebnis gab mir lange zu denken. Es deckt die Wurzel auf für den schweren britischen Gang in die Europäische Gemeinschaft.

Das Abendessen war längst vorbei und die Turmpforte schon geschlos-

sen, als ich an das Tor von *Christ's College* in Cambridge klopfte. Ich war brieflich in meiner historischen Herberge angemeldet, denn ich hatte ein Stipendium der britischen Regierung für einen Sommer dort in der Tasche. Die kleine Stadt in der Nacht, Silhouetten von Zinnen, Mauern, Türmen. Nicht wie in Zürich, Bern oder Freiburg, wo die Studenten in ihren Buden überall in der Stadt verteilt wohnten. In Cambridge war alles unter einem Dach, Wohnung und Studium, Leben und Wirken, wie in einem Schwarzwälder Bauernhof.

Es dauerte Minuten, bis Licht in die Porter's Lodge kam. Wie wichtig im Alltag des Studenten die Rolle des Torhüters werden sollte, war mir am Anfang noch nicht bekannt. Wohlwollend und nachsichtig oder aber streng nach der Vorschrift überwachte der Cerberus die von einem Rendezvous heimkehrenden Nachtschwärmer. Es existierte auch eine geheime Strickleiter über die Aussenmauer, aber diese lernte ich erst nach einigen Wochen kennen, als ich zu einem Bruder dieser studentischen Klostergemeinschaft geworden war. Im dritten Hof des burgartigen College war mein Stiegenhaus und mein «flat». Der Duft des Flieders. Ein Käuzchen schrie in den Hecken. Die erste Nacht auf britischem Boden.

Was dem ersten Morgen folgte, war ein einziges Sommerfest. Die Kollegengebäude mit den berühmten Namen Trinity, King's, Peterhouse, Magdalene, Emmanuel. Mit Rasen, die sich sanft zum River Cam hinabsenken, so fein wie der Filz von Billardtischen. Während sie im roten Sandsteinbau zu Freiburg die Rücken über den Bänken krümmten, «um Scheine zu erwerben», zogen hier schon am Morgen die schmalen Boote, Punts genannt, auf dem grünen Fluss an Trauerweiden entlang und am Gemäuer aus dem Mittelalter. Die Studenten im schwarzen Gown standen wie Gondolieri auf dem Vorbrett und steuerten mit langen Stangen ihre Boote. Auf weichen Kissen die «jeune filles de fleurs», wie Marcel Proust die zarten Geschöpfe der ersten Blüte beschrieb. Eine Schäferidylle in der Parklandschaft. Die weichen Nächte im Rosenduft, Madrigalgesänge in den laternenbeleuchteten Punts. Deutschland war fern wie eine traurige Melodie weit hinterm Meer.

Es schien mir unwirklich, dass auch dieses Land im Krieg gewesen war. Nein, das war nicht das Europa, aus dem ich kam, das Europa der Befehle, der Ruinen, der harten Kanten. Hier wurde wie in einem Traumspiel längst Vergangenes mitten in die Gegenwart gesetzt.

Es dauerte nicht lange, und ich fühlte mich wie einer der Ihren in der

pastoralen Landschaft. Mit Kathleen, der rotblonden Studentin aus Wolverhampton, zog ich durch die verschwiegenen Heckengänge des Fellow's Garden, radelte über die Weidenhügel der Grafschaft zum Grabe des Normannenkönigs Ethelred in der herrlichen Kathedrale von Ely. Die Nachmittage flössen sanft in den hellen Abend unter dem Maulbeerbaum, den John Milton im College Park gepflanzt hatte. Hier habe ich England in mich eingeatmet. Die Kulisse dieses schönsten aller Gärten gab den Legenden, die Kathleen von ihrem Land erzählte, die Folie. Der Samen jener Zypressen am Teich stammte vom Grabe des Dichters Percy Bysshe Shelley in Rom. Und dort, hinter jenen Fenstern, hatte Charles Darwin über das Wesen des Menschen in der Umwelt nachgedacht. Die vier starken Männer mit Zylinder in den nächtlichen Gassen auf der Suche nach dem oder jenem Studenten ohne «Gown» und ohne Ausgeherlaubnis, sie glichen den Gestalten auf William Hogarth's Kupfern von «The Rake's Progress». 15. oder 18. Jahrhundert, hier war alles zu finden.

Eine Turmglocke rief zu den Mahlzeiten in die Halle. An Refektoriumstischen assen wir unsere Kippers, mühte ich mich mit fadem Porridge und spiesste die Erbsen einzeln auf, wie hierzulande Sitte. Ich notierte mir als lukullisches Erlebnis auch ein Sonntags-Dinner: Schildkrötensuppe, Pasteten, Kalbfleisch, Fruchtsalat und Ale. Die Ale-Parties setzten sich fort bei den ersten zittrigen Versuchssendungen des BBC-Fernsehens, dem Wunder des gefunkteten Bildes. Die Gesichter dahingegangener Fürsten und Männer des Geistes schauten aus ihrer gerahmten Warte nachsichtig herab auf die wispernde und witzelnde junge Schar. Die Professoren sassen erhöht und in gebührendem Abstand von den Scholaren. Sie besaßen enorme Autorität.

Die Colleges, nicht die Universität, entscheiden in Cambridge über die Aufnahme der Studierenden. Ein strenges Examen bestimmt die Auslese. Nicht eine privilegierte Minderheit wird zur College-Elite, sondern nur eine solche, die sich durch Leistungen hervortut. Seit dem Mittelalter ist diese Regel ungebrochen und hat zu den klassischen Qualitäten geführt, die immer wieder Nobelpreisträger hervorgebracht haben.

Der Nachbar am langen Tisch zur Linken, David Moody, war Kampfflieger in Singapur gewesen. Der zierliche Dassanayke zur Rechten kam aus Ceylon und studierte Botanik. Sayid-ur-Rahman, der als ein mathematisches Wunder galt und vor aller Augen ein Glas klares in rotes Wasser zaubern konnte, war am mittleren Ganges zu Hause. Europa und doch

nicht Europa, Monarchie und Rechtsstaat ohne verbriefte Verfassung, die weltumspannende Familie des Commonwealth, und überall die sichtbaren Spuren der Geschichte – Cambridge als geistiges Bilderbuch des Inselreichs.

Schutzherr meines College war der Präsident Südafrikas, Generalfeldmarschall Jan Smuts. Dieser als Biologe hoch angesehene Wissenschaftler stieg vom Burengeneral auf zum Gründer der Südafrikanischen Union und Mitbegründer des Völkerbundes und ein Vierteljahrhundert später der Vereinten Nationen. Sein Name blieb mir lebendig bis in meine Afrika-jahre, als sein Land wegen seiner aus Angst geborenen und nicht zu Ende gedachten Politik der Rassentrennung zum grossen Beizebub wurde. Damals, 1949, aber war das ganze «*Christ's*» stolz auf seinen Protektor, dessen Land noch fest im Commonwealth-Verband verankert war und sich an der soeben zu Ende gegangenen Berliner Blockade durch südafrikanische Transportflugzeuge in der Luftbrückenflotte aktiv beteiligt hatte. Berlin, das gefährdetste Sorgenkind der freien Welt, war in aller Munde, es waren 12 Jahre vor dem Bau der Mauer.

In jenem Sommersemester wurde der Sozialplan von William Beveridge viel besprochen und in Cambridge als der Schule des Liberalismus auch viel kritisiert. Gab es nicht eine «weichere Gangart» zum Sozialstaat, zur Wohlfahrt für alle, für eine Siegenation, die harte Kriegsjahre hinter sich hatte und noch stark in feudalen Gesellschaftsstrukturen befangen war? Unter den planwirtschaftlichen Experimenten jenes Sozialministers leidet England bis auf den heutigen Tag. Es hatte nicht den Start mit einem Eucken, Erhard, Adenauer.

Weissbrot, Marmelade und Tee konnte man in der Kaufecke neben dem Eingangstor ohne Lebensmittelmarken kaufen. Manches andere war noch rationiert. Als ich auf dem Lebensmittelamt meine Rationierungskarte für Juli abholte, meinte der Beamte im Sinne des englischen Veters: «Aber im nächsten Krieg müsst Ihr Deutsche auf unserer Seite sein!» Der moralische Achtungserfolg kam, als ich beim Ruderrennen der Studenten und Angestellten meines College in einem Dreier als erster durchs Ziel schoss. Auf diesen Sieg war ich stolzer als seinerzeit auf das silberne HJ-Leistungsabzeichen; wie lange lag das schon zurück? Als ob es mich selbst direkt betrifft, so lese ich heute noch die Sportberichte über den Ruderwettkampf zwischen Cambridge und Oxford, die jedes Jahr das sommerliche England in Atem halten.

Mein Betreuer Frank Bell hatte viel Verständnis für den neugierigen Deutschen und öffnete mir manche Tür. Auf meinen Wochenendfahrten nach London entdeckte ich die Stadt, die damals noch der Mittelpunkt der Welt war. Die Spuren des Bombenkrieges waren hier und dort sichtbar, aber nie wurde ich wegen unserer Kriegstaten gescholten. Im Parlament von Westminster hörte ich die Reden des greisen Winston Churchill, des Premier Clement Attlee und seines Aussenministers im eleganten cremefarbenen Zweireiher, Anthony Eden, und was mich besonders beeindruckte, keiner las vom Blatt ab, sondern sprach geistreich, oft voller Humor und in freier Rede. Im Opernhaus «Covent Garden» das berühmte Ballet de Monte Carlo des Marquis de Cueva, die Anmut des Tanzes zur Zauberwelt der Musik von Chopin, Schubert und Granados. Mir war oft so unwirklich zumute, mir kamen die Bilder dieser Weltstadt wie ein Traum vor, wenn ich an meine Jugend dachte, an den steifen Humbug von Fanfarenstößen und Heilrufen. Hier auf der Insel gab es zwar auch Fragebogen, aber das Geburtsdatum war tabu, weil es etwas Privates war; gefragt wurde allenfalls nach dem Alter. Die Zucht der Höflichkeit war stärker als manche Neugier. Niemals fragte mich ein Professor oder Tutor, ob ich in der Hitlerjugend gewesen sei, oder: «Wo waren Sie während des Krieges?» Unter Kommilitonen war man schon offener, sagte aber kein ungebührliches Wort und zu Hitlers Kriegspolitik: «Man hat es kommen sehen.»

Und wenn mich der Zug durch die liebliche Weite der Hügel von Essex in mein College zurückbrachte, fühlte ich mich in seinen Mauern wie zu Hause.

Der erste Herbstwind blies durch die Kastanienbäume der Grands Boulevards von Paris. Auf der Heimreise öffnete Europa wieder eines seiner schönsten Tore. Nach dem Staunen über so viel Kraft und Schönheit fragte ich mich, was denn nur in unsere Volksseele gefahren war, dass sie einmal die Welt nach ihrer Façon hatte genesen lassen wollen.

Ich schlenderte durch den Garten des Palais du Luxembourg und summt maliziös das einfältige Jugendlied aus dem Dritten Reich vor mich hin: «*Wir werden weitermarschieren . . .*», und ich sah vor meinen Augen den Hippo und den Ogru und ihre Getreuen in den Knobelbechern und hörte von ferne den Tritt der grauen Kolonnen. Nur ein paar Seiten im Buch der Geschichte lag die deutsche Besetzung von Paris zurück. Wie leichtfertig war doch unsere Jugend mit dem Herzen, wie blind vertraute

sie den Phrasen vom «*Sieg der nationalen Revolution*» und vom «*Volk ohne Raum*». Hätten wir in den Friedensjahren doch einmal diese Stadt, dieses kapriziös-pulsierende Herz Europas, besuchen können, die braunen Herrscher hätten es schwerer gehabt mit uns! Aber in Wahrheit zu leben, in der Freiheit zu atmen, war in den Jahren, die die unbeschwertesten im Leben meiner Generation hätten sein sollen, den meisten Menschen versagt. Wir klemmten uns in die verbliebenen Freiräume, die die Zwangsherrschaft nicht besetzen konnte – das badisch temperierte Elternhaus, den Wald, die stillen Dinge.

Auf dem Rückweg von Paris sah ich in Kehl und in Offenburg die ersten schwarz-rot-goldenen Fahnen an den Masten wehen. Meine erste Reaktion: Müssen wir schon wieder eine Fahne haben? Nach dieser Flut von Hakenkreuzfahnen an jedem Haus, in jeder Schule, in jedem Kinosaal? In Cambridge sah ich keinen Union Jack, in London fiel mir das Zeichen nicht auf, in Paris flatterte die Trikolore auf den öffentlichen Gebäuden und in der Schweiz die Landesfahne vor jedem Wirtshaus. Ob wir lernen würden, Mass zu halten mit unseren neuen Kultsymbolen?

In Bonn konstituierte sich im September 1949 die Bundesrepublik Deutschland, der dritte Staat in meinem Leben. Ich wünschte, dass es dem ersten Bundeskanzler gelingen würde, den noch immer chaotischen Zuständen im Lande ein Ende zu setzen und all das in das junge Staatswesen einzubauen, was ich auf meinen Lehrstationen als das Wichtigste erkannt hatte: Freiheit, Toleranz und Humanität, so wie sie den Grundsätzen eines demokratischen Rechtsstaats eigen sind. Adenauers verbissenes Ringen um das Lebensrecht dieser Republik diskutierten wir heftig, in der Mensa wie auf unseren Studentenbuden. Die vor unseren Augen vollzogenen Demontagen in den Fabriken, die Annektion des Saargebiets, die Abspaltung Österreichs von unserem gemeinsamen staatlichen Schicksal, die Problematik der ohne freie Wahlen in der Sowjetzone geschaffenen Deutschen Demokratischen Republik. Schliesslich die Einrichtung der auf den Thesen von Walter Eucken beruhenden Wirtschaftsordnung der «*sozialen Marktwirtschaft*» in der Regierungserklärung vom 20. September 1949 und Dr. Kurt Schumachers konträres Postulat einer Zentralverwaltungswirtschaft, die wir eben glücklich hinter uns gebracht hatten. Ich wollte meinen Beitrag leisten und wählte, nach dem bestandenen Examen als Diplomvolkswirt, ein Dissertations-Thema aus dem Gebiet des liberalen Handels, das unserem Bundeswirtschaftsministerium eine Hilfe beim

Anschluss an den Welthandel sein sollte: «Die Welthandels-Charta von Havanna als ordnungspolitisches Problem».

Der Koreakrieg schürte 1950 allgemein erneut die Angst vor einem Weltbrand, es kam zu Hamsterkäufen von Zucker und Speiseöl. Kaum schwiegen die Waffen in Europa, die Wunden waren noch lange nicht verheilt, in Gebetswochen gedachte man der über eine Million Deutschen in sowjetischer Kriegsgefangenschaft, als die neue Kriegsgefahr aufzog. Ich stürzte mich in meine Arbeit, um die Berufsausbildung so schnell wie möglich abzuschliessen. Die Sehnsucht nach dem ewigen Frieden – ist sie vielleicht doch nichts weiter als ein verhallender Glockenklang?

Ich sass an der Konstanzer Hafenschleuse. Möwenschreie um das Brot, das die Kurgäste hochwarfen. Sie warfen wieder Brot, aber wie lange noch? Schiffsglocken riefen zur Abendfahrt. Ich hing meinen Gedanken nach. Nun bist du wieder an deinem Bodensee, wo sich dein erstes Bild formte, dein erster Schritt getan wurde. Diese 25 Jahre – war das alles Wirklichkeit gewesen? In meinen Tagebuchblättern habe ich ihren Bilderbogen festgehalten. Die grosse Abreise ins Leben, in eine andere Wirklichkeit begann.

Ich glaube, es bedarf der Erfahrung, die meine Generation in ihrer Jugend gehabt hat, um zu erkennen, dass es nicht genügt, in den Tag hineinzuleben, konsumfreudig zu sein und auf Staat und Ordnung zu pfeifen. Die heutige Jugend weiss den Wert des höchsten bürgerlichen Gutes *Freiheit* viel zu wenig zu schätzen. Es macht ihr Mühe, zwischen freiheitlichen Staats- und Wirtschaftsordnungen und jenen der Unterdrückung zu unterscheiden. Wie naiv waren wir gewesen, als wir mit 16, 17 oder 18 Jahren in den Krieg für das nationalsozialistische Reich ziehen mussten, halb Kind noch und längst schon erwachsen: Das konnten sie mit uns machen, weil wir ahnungslos waren, weil wir kein Urteilsvermögen besaßen.

Der Treibsand unseres an Möglichkeiten so reichen heutigen Lebens darf das, was und wie es geschah, nicht zudecken, wenn man jeder Generation die Pflicht zumutet, ihren Nachkommen eine bessere Welt zu hinterlassen. Die Irrungen und Wirrungen aus einem falschen Zeitgeist heraus, die einst mir und meiner Generation widerfuhr und sie verkrampften, dürfen sich nicht wiederholen. Die Rauchfahnen des letzten Grossbrandes werden noch lange nicht verweht sein, selbst dann nicht, wenn diejenigen, die ihn erlebt und überlebt haben, nicht mehr sind.

Namenverzeichnis

- Adenauer, Konrad 36,158,161,168,170
Amonn, Alfred 145
Arndt, Ernst Moritz 96
Arnet, Edwin 138
Attlee, Clement 169
- Becker, Maria 136
Bechtold, F. 52
Bell, Frank 169
Beumelburg, Werner 96
Beveridge, William 168
Birgel, Willy 89
Bismarck, Otto von 22
Böhm, Franz 159
Brahms, Johannes 64
Braun, Otto 141
Brecht, Bert 136
Brentano, Clemens 33
Brenz, Johannes 32
Briand, Aristide 10
Brinkmann 140
- Caracciola, Rudolf 49
Chamberlain, Neville 42,57,60
Churchill, Winston Leonard 60,63,91 f.,
93,100,138,148,169
Ciano, Galeazzo 66
Constantius I. 10
- Dagover, Lil 107
Dante, Alighieri 15 f., 124
Darwin, Charles 167
Dietze, Constantine von 159
Disney, Walt 133
Dornier, Claudius 17
Dunant, Henri 138
Duttweiler, Gottlieb 138 f.
Dwinger, Edwin Erich 47
- Eckener, Hugo 16
Eden, Anthony 169
Eisenhower, Dwight D. 123
Engels, Friedrich 78
Erhard, Ludwig 158 f., 161,168
Eucken, Walter 158 f., 160 f., 168,170
- Fey, Clara 138
Filchner, Wilhelm 71
Firmian, Leopold Anton von 23
Flex, Walter 26
Franco, Francisco 41
Friedrich I. Barbarossa 14,31
Friedrich I., Grossherzog von Baden 27
Friedrich III., Kaiser 12
Frisch, Max 136
- Geczy, Barnabas von 81
George, Heinrich 81
Gershwin, George 139
Gerstäcker, Friedrich 68
Gerwig, Robert 11
Giehse, Therese 136
Ginsberg, Ernst 136
Gisevius, Hans 131
Goebbels, Joseph 65,75,100
Goethe, Johann Wolfgang von 50,72,97,
136 f., 142 f.,145
Gold, Käthe 136
Gretler, Heinrich 136
Grey, Edward 134
Grieg, Edward 28
Grimm, Hans 10
Guderian, Heinz 77
Guisan, Henri 132,143
- Habsburg, Otto von 57
Hamsun, Knut 137

Hansjakob, Heinrich 35
 Hasemann, Wilhelm 97
 Hauff, Wilhelm 35
 Hausenstein, Wilhelm 36,162
 Hearst, William Randolph 16
 Hecker, Friedrich 20, 22
 Hedin, Sven 71,137
 Herking, Ursula 87
 Hess, Rudolf 65,73
 Hesse, Hermann 10,35,97,128 f., 146 f.,
 148
 Heuss, Theodor 61,138
 Hielscher, Margot 81
 Hindemith, Paul 130
 Himbold, Karin 87
 Himmler, Heinrich 117,121
 Hindenburg, Paul von 11,16,20,63
 Hoegner, Wilhelm 141
 Hölderlin, Friedrich 36,118
 Hofer, Andreas 79
 Hogarth, William 167
 Hornberg, Bruno von 31
 Hornberg, Heinrich von 31
 Horney, Brigitte 87,136
 Huber, Max 143
 Hus, Johannes 15,19
 Igelhoff, Peter 86
 Jannings, Emil 76
 Jensen, Wilhelm 20
 Jünger, Ernst 78 f.
 Kägi, Werner 132
 Kafka, Franz 10,97
 Kant, Immanuel 22
 Karl Friedrich, Grossherzog von Baden 36
 Kellenberger, Eduard 145
 Kemper, Friedhelm 51,76
 Kesselring, Albert 125
 Keynes, John Maynard 158
 Kleist, Heinrich von 97
 Klepper, Jochen 156
 Knappertsbusch, Hans 38
 Knef, Hildegard 157
 Knell, Bernhard 78 f.
 König, René 132
 Kokoschka, Oskar 10
 Korutürk, Fahri 17
 Krahl, Hilde 81
 Kreuder, Peter 82,86
 Kurz, Gertrud 144
 Lattre de Tassigny, Jean de 125
 Lauter, J. 132
 Leander, Zarah 87
 Leigh, Vivien 163
 Lenin, Wladimir Iljitsch 140
 Leopold, Grossherzog von Baden 28
 Lettow-Vorbeck, Paul von 42
 Liebich, Curt 97
 Liechtenstein, Fürstin von 139
 Lindtberg, Leopold 136
 Liszt, Franz von 64
 Liver, Peter 145
 Luther, Martin 23
 Mann, Thomas 41,97,130,132,149
 Marbach, Fritz 145
 Marx, Karl 78
 May, Karl 37,41,54,61
 Maximilian L, Kaiser 79
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 66
 Meyer, Conrad Ferdinand 84
 Milton, John 167
 Mörike, Eduard 36
 Motta, Giuseppe 149
 Mussolini, Benito 103
 Nachtigall, Gustav 42
 Niemöller, Martin 142,148
 O'Neill, Eugene 156
 Osterwalder, Hazy 145
 Patton, George 121

Paulus, Friedrich 98
 Percival, A. E. 92,94
 Peron, Maria Eva 151
 Pestalozzi, Johann Heinrich 133, 137
 Peters, Carl 42
 Petitpierre, Max 151
 Pfenninger, H. F. 137
 Picard, Max 131
 Porsche, Ferdinand 28
 Prien, Günther 57
 Proust, Marcel 166

 Ranke, Leopold von 8
 Rauschnig, Hermann 131
 Reger, Max 37
 Richthofen, Manfred von 37
 Riefenstahl, Leni 39, 107
 Rilke, Rainer Maria 118
 Röhm, Ernst 26
 Röck, Marika 87
 Röpke, Wilhelm 131,159
 Rommel, Erwin 73
 Roosevelt, Franklin Delano 84,91 f., 100
 Ross, Colin 75
 Rühmann, Heinz 109
 Rüstow, Alexander 159

 Salis, von 140
 Sartre, Jean Paul 146
 Savonarola, Girolamo 15
 Serrano, Rosita 136
 Schacht, Hjalmar 146
 Scheffel, Josef Victor von 35
 Schiller, Friedrich von 95,97,136
 Schindler, D. 132
 Schirach, Baldur von 41,134
 Schlatter, Adolf 23
 Schneider, Reinhold 15,97,146
 Schumacher, Kurt 170
 Schuman, Robert 64
 Schuster, Eduard 20
 Schwarz, Berthold 31

 Shelley, Percy Bysshe 167
 Sigismund, König 10
 Smuts, Jan Christian 168
 Söderbaum, Kristina 107
 Solodownikow, Wassili 75
 Staiger, Emil 136 f.
 Stalin, Jossif 63,75,138
 Steiger, Eduard von 128
 Steiner, Rudolf 118
 Stifter, Adalbert 139
 Strauss, Richard 139
 Stresemann, Gustav 10,18
 Strich, Fritz 145
 Strubinger, Lukas 32
 Thoma, Hans 97
 Trenker, Luis 25,40,52,137

 Uhland, Ludwig 36
 Ulrich, Herzog von Württemberg 36
 Wälterlin, Oskar 136
 Wagner, Richard 13,37,61
 Wagner, Robert 28,65,74
 Wagner, Wieland 38
 Wagner, Wolfgang 38
 Wattenwyl, von 140
 Wavell, Archibald Percival 93
 Werder, August von 39
 Werfel, Franz 97
 Werner, Ilse 107
 Wilder, Billy 156
 Wilhelm II., Kaiser 37
 Winter, Johann Baptist 163
 Wirth, Joseph 131,141,150
 Wohleb, Leo 36,161 f.
 Wyschinskij, Andrej 138

 Zellweger, Gesandter 138
 Zeppelin, Ferdinand Graf von 17
 Zieten, Hans Joachim von 47,77
 Zuckmayer, Carl 156,163
 Zweig, Stefan 97
 Zwingli, Ulrich 142

Hans Flügel

SUNNESCHII UND REGEBÖGE

Besinnliches und Vergnügliches in alemannischer Mundart mit Zeichnungen von Lothar Rohrer

88 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, farbiger Einband

Lothar Rohrer • Walter Fröhlich

UNSERE FASNACHT

Holzschnitte zur schwäbisch-alemannischen Fasnacht von Lothar Rohrer mit «alefänzigen» Anmerkungen für Einheimische und Zugereiste von Walter Fröhlich
74 Seiten mit 27 Holzschnitten, Grossformat, gebunden

Helene Mansshardt

SEHENDE AUGEN

Tieraquarelle und Tierzeichnungen

72 Seiten mit 58 farbigen und 9 einfarbigen Abbildungen, Grossformat, Leinen mit farbigem Schutzumschlag

Harald Huber

WAPPENBUCH

DES LANDKREISES WALDSHUT

Mit einem Vorwort von Bernhard Oeschger; Wappengraphik von Adolf F. J. Karlovský

147 Seiten mit 158 farbigen Wappenabbildungen, farbiger Einband

Dieter Helmut Stolz

GELIEBTES ÜBERLINGEN

Ein Gang durch Geschichte und Kultur der Stadt am Bodensee, Fotos von Siegfried Lauterwasser

92 Seiten mit 65 teils ganzseitigen Schwarzweiss-Fotos und einer Graphik, Fcinlcinen mit Goldprägung, farbiger Schutzumschlag

Im Verlag des
SÜDKURIER
Konstanz